Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek.

Des Lebens Leid und Lust.

Novellen

von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Luppe.
1859.

Inhalt.

I.

Wohl selten hat Pyrmont eine glänzendere Saison gehabt, als im Jahre 1846. Ich zählte mich zu den Gästen, die nicht der Cur, sondern des Vergnügens wegen das reizende Bad besuchten, und war demnach so glücklich, die Zerstreuungen, die sich hier bieten, ohne Beeinträchtigung zu genießen. Der Speisesaal, den damals zwei Franzosen gepachtet und mit französischer Eleganz eingerichtet hatten, war täglich einige Stunden mein Aufenthalt; aber nicht etwa um zu spielen, sondern um zu beobachten. Und wo kann man interessantere Beobachtungen anstellen, als an dem grünen Tische, der eine wunderbare Anziehungskraft besitzt, selten beglückt und in der Regel ruinirt?

Eines Morgens betrat ich mit einem Freunde den Saal. Es hatte zehn Uhr geschlagen, die Croupiers, zwei Deutsche, saßen auf ihren Plätzen an dem verhängnißvollen Tische, unterhielten sich, wühlten in den Geldhaufen und warteten auf Spieler. Ich saß mit meinem

Freunde an einem Spieltische und trank Chocolade. Außer uns Beiden und den Croupiers war Niemand in dem Saale. Da trat plötzlich ein Mann ein, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Ruhig ging er über den glänzenden Parketboden um den Tisch, es schien, als ob er ihn umkreis'te, um das Terrain genau kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit war es mir möglich, ihn zu beobachten. Es war ein langer, trockener Mensch, mit einem, ich möchte sagen überglas'ten Gesichte, das einen tiefen, eisigen Gedanken ausdrückte. Blick und Haltung waren voll beißender Ironie. Sein Gesicht war weiß und runzlicht. Da er den feinen Filzhut in der Hand trug, war der kahle, glänzende Schädel sichtbar, der nur im Nacken und an den Schläfen einige weiße Haarbüschel zeigte. Dieser fast viereckige Schädel schien aus Granit gehauen zu sein. Ueber dem großen Auge zeigten sich buschige Brauen. Ein starker weißer Schnurrbart schweifte sich über dem Munde mit den schmalen Lippen und schönen weißen Zähnen; das etwas spitze Kinn schmückte ein langer Henri quatre. Er glich zugleich Voltaire und Don Quixote; seine Züge drückten Verachtung und Philosophie mit einem Anfluge von Wahnsinn aus.

Die Kleidung dieses seltsamen Mannes war einfach, aber von aristokratischer Eleganz. Er trug einen braunen Twien, ein schwarzes Halstuch, das sich nachlässig um

den langen Hals schlang, eine weiße Weste, feine Wäsche, schwarze Beinkleider und lackirte Stiefel.

Mit einem ruhigen, ausdruckslosen Blicke übersah er den Tisch. Einer der Croupiers ließ das Rad spielen und die Kugel klirren. Der Mann trat an den Tisch.

„Rouge!“ rief eine matte, heisere Stimme.

Der lange Mann, der einzige Spieler im Saale, holte einen Louisd'or aus der Tasche und warf ihn gleichgültig auf Roth.

Die Kugel rollte.

„Noir!“ rief der Croupier.

Der Spieler warf zwei Louisd'or auf Roth. Abermals kam Schwarz. Der lange Mann setzte vier Goldstücke auf dieselbe Farbe. Zum dritten Male rief der Banquier noir! Der Spieler warf mit fast tragischer Gemessenheit acht Louisd'or auf Roth. Rouge! rief die Stimme, der Spieler hatte gewonnen. Gleichgültig strich er das Gold zusammen, versenkte es in seine Tasche, trat zurück, zündete sich eine Cigarre an, und verließ den Saal.

Mein Freund sah mich, ich sah den Freund verwundert an. Herren und Damen erschienen, das Spiel ward lebhaft. Für mich hatte die Scene, nach dem Verschwinden des langen Mannes, kein Interesse mehr; ich erinnerte mich seiner in einer Art irrer Träumerei, die mit einer

gewöhnlichen Frage beginnt und in eine Welt voll Gedanken ausgeht.

Wir verließen den Saal und irrten durch die Promenaden. Unsere Unterhaltung drehte sich um den Spieler. Wir hofften vergebens, ihm zu begegnen. Der Tag verfloß; Abends besuchten wir die beliebtesten Orte — unser Mann war nirgends zu sehen. Mit einer unbestimmten Hoffnung betrat ich am nächsten Morgen allein den Spielsaal und nahm, wie gewöhnlich, meinen Platz ein. Drei oder vier Personen umstanden den Spieltisch. Plötzlich erschien mein Don Quixote oder Voltaire wieder. Wie Tags zuvor umkreis'te er den Tisch, trat heran und begann mit einem Goldstücke zu spielen. Heute hatte er Noir gewählt; das Glück schien ihm in dieser Farbe nicht gewogen zu sein, es fiel fünf oder sechs mal Rouge. Keine Falte seines Gesichts zuckte, der Mund blieb unbeweglich und das Auge blieb ohne Feuer und Glanz. Ruhig verdoppelte er nach jedem Verluste seinen Satz; mir kam es vor, als ob sein Blick von einem dichten Schleier überzogen sei, unter dem eine starke Seele tiefe Bewegungen, die genaueste Berechnung der Menschen, Dinge und Begebenheiten verbirgt. Die langsamen Bewegungen seiner welken Augenlieder hatten für mich etwas Ergreifendes, wie die Scene eines Dramas.

„Noir!“ rief endlich der Croupier.

Der lange Spieler strich einen Berg Gold ein, der durch die stets verdoppelten Einsätze und durch die Auszahlung des Gewinnes entstanden war. Wie gestern, so entfernte er sich auch heute nach dem ersten Gewinne. Ich konnte ihm nicht folgen, ohne die Aufmerksamkeit aller Personen zu erregen, die ihm verwundert nachsahen.

Am dritten Tage war er der Erste bei Eröffnung des Spiels. Er warf ein Goldstück auf Roth, und die Kugel rollte in das rothe Fach. Der Croupier bezahlte ein Goldstück, der Spieler nahm es und entfernte sich. Dieser Umstand vermehrte das Interesse, das mir der Fremde eingeflößt. Es unterlag keinem Zweifel, daß er sich mit einem einmaligen Gewinnen begnügte.

— Er muß reich sein, dachte ich, wenn er dieses System verfolgen will. Es gehört eine große Summe dazu, um dem Unglücke hartnäckig entgegenzutreten.

Mehre Tage beobachtete ich den Spieler, und ich fand meine Vermuthung bestätigt. Er verdoppelte stets so lange, bis er gewann, und nachdem er gewonnen hatte, entfernte er sich. Nach acht Tagen schienen auch die Banquiers seinen Plan durchschaut zu haben. Es war an einem Sonntagmorgen, und eine Gruppe Landleute aus der Umgebung drängte sich an den Tisch. Da erschien auch der Unbekannte und nahm seinen Platz ein.

In dem Augenblicke, als er in die Tasche griff, schob ihm der Banquier ein Goldstück zu.

„C'est le vôtre“ monsieur, car vous le gagnerez inévitablement! sagte er.

Bestürzt erhob ich mich, um zu sehen, was der Spieler beginnen würde.

„Je prends le gain, monsieur!“ antwortete er mit seiner tiefen Baßstimme, nahm das Geld und entfernte sich, ohne eine Miene zu verziehen.

Das hatte ich nicht gedacht. Er spielte also nicht, um zu spielen, sondern um täglich ein Goldstück zu gewinnen. Ich hörte später von den Croupiers, daß sie ihn auf diese Weise oft von den Spieltische entfernt, wenn es an Platz fehlte; man hätte es wagen können, da der Alte so lange verdoppelte, bis er gewann. In dem Spielsaale war er bald unter dem Namen „der alte Baron“ bekannt, da die Curliste ihn als einen Baron von Barleben ankündigte. Außer der Zeit, die er an dem grünen Tische zubrachte, sah man ihm an keinem der Belustigungsorte des Bades. Ich fragte mehre Personen über ihn, selbst den Polizei-Commissar — Niemand wußte mehr als den Namen und daß er in den entferntesten Häusern Pyrmonts sehr bescheiden bei einer alten Wittwe wohnte.

Eines Morgens, nachdem er gespielt hatte, verfolgte

ich ihn. Er verließ so rasch als möglich die Promenade, augenscheinlich um dem Gewühle der Spazirgänger zu entkommen, und ging ruhig, eine Cigarre rauchend, auf dem schmalen Fußwege weiter, der zwischen Gartenhecken zu den kleinen Bauernhäusern führt. Die Hitze war drückend, und außer uns befand sich Niemand auf dem durch keinen Baum beschatteten Wege.

Plötzlich blieb der Alte vor einer Gitterthür in der Hecke stehen. Während er in den Taschen seines Rockes suchte, rief eine Mädchenstimme durch die Hecke:

„Herr Baron, Sie haben wieder einmal Ihren Schlüssel vergessen!"

„Es ist wahr!" murmelte der Alte. „Mamsell Lina hat wohl einen Schlüssel?"

„Warten Sie einen Augenblick, ich werde die Thür öffnen!"

Gleich darauf ging knarrend die Thür auf, und ein reizendes Mädchen ließ den Baron eintreten, der ohne zu grüßen und für den Dienst zu danken verschwand. Ich kam in dem Augenblicke an, als das liebliche Kind sich zurückziehen wollte.

„Verzeihung, Mademoiselle, wohin führt dieser Weg?" fragte ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Noch eine kurze Strecke durch die Gärten, dann in das freie Feld, mein Herr!"

„So habe ich einen falschen Weg eingeschlagen.“

„Wohin wollen Sie, wenn ich fragen darf?“

„Nach den Erdfällen dort am Walde.“

„Ja, dann hätten Sie den Weg durch das Dorf nehmen müssen —“

„Und um dorthin zu gelangen, muß ich wohl wieder umkehren?“

„Nein, mein Herr; gehen Sie durch diesen Garten und dann durch das Haus meiner Base, das dort unter den Bäumen liegt, und Sie werden sich mitten im Dorfe befinden.“

„Sie erlauben es mir?“

„Mit Vergnügen!“

Ich trat in den Garten. Lina, wie ich das junge Mädchen hatte nennen hören, schloß die Thür. Sie mochte neunzehn Jahre zählen und war von einer Schönheit, wie ich sie selten gesehen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sie eine poetische Schönheit nenne. Das war wirklich ein Madonnagesicht unter einem großen Strohhute; das waren wirklich elegante, zierliche Körperformen; das war eine Stimme und ein Lächeln, die zum Herzen sprachen! Lina trug ein einfaches Kleid von blauem Thibet und eine kleine schwarze Taffetschürze, deren Bänder die Zierlichkeit ihrer geschmeidigen Taille hervorhoben. Die

runden Schultern schimmerten wie Alabaster durch ein schwarzes Flortuch.

Der alte Baron und dieses reizende Mädchen waren wichtige Gründe, mich zurückzuhalten. Ich ging an Lina's Seite. Der Weg führte durch eine dichte Lindenlaube. Auf dem Tische, den ein alter Mühlstein bildete, stand ein Körbchen, und daneben lag eine Stickerei. —

„Ein angenehmes, schattiges Plätzchen!" rief ich aus, da mir keine geeignetere Phrase zur Einleitung eines Gesprächs einfiel.

„Es ist wahr," antwortete Lina lächelnd; „ich genieße die wenigen Morgenstunden in dieser Laube, von wo man die Aussicht auf die Berge hat, die rings das Bad einschließen."

Zugleich legte sie die Stickerei in das Körbchen, um den Tisch zu räumen.

„Warum die wenigen Morgenstunden?" fragte ich.

„Weil unser Curgast den ganzen Tag hier zu verbringen pflegt. Wenn er Nachts in dieser Laube schliefe, so könnte man mit Recht sagen, sie sei seine Wohnung. Er brummt, so oft er mich sieht!" — fügte sie lächelnd hinzu, indem sie ihr Körbchen in den Arm nahm.

Jedes Wort, das sie sprach, mehrte das Wohlgefallen, das ich an Lina fand. Ich stand damals noch in dem Alter, in welchem man in dem Weibe mehr als das Weib

sieht, entfernte Hoffnungen begreift und nährt und in einer stillen Melancholie das Glück findet, dessen man im späteren Alter durch den Genuß der heißesten Liebe theilhaftig wird. Ach, und dann auch war ich ein wenig Dichter, mein Herz empfand doppelt so tief und schnell, als das eines prosaischen Jünglings. Lina war mir eine Erscheinung, die mich begeisterte. Als sie mich lächelnd mit ihren großen, himmelblauen Augen ansah, muß ein hohes Roth mein Gesicht überzogen haben, denn ich fühlte eine brennende Hitze. Ich hielt den Baron, der bei dem Erblicken dieses Engels brummte, für einen Wahnsinnigen. Das Wort „Mademoiselle" wollte nicht über meine Lippen, da es der brummende Alte gebraucht hatte.

„Mein Fräulein," sagte ich demnach, „der Mann, den Sie Baron nennen, muß wohl ein seltsamer Kauz sein."

„Ich erlaube mir kein Urtheil, da ich ihn erst seit vier Tagen kenne."

„Er ist länger als acht Tage in Pyrmont."

„Ganz recht; aber ich bin erst seit acht Tagen hier. Ich bin aus D. und will einige Wochen bei meiner Base bleiben. Wie ich hörte, wohnt der Baron seit fünf oder sechs Jahren jeden Sommer bei meiner Base; er ist der erste und der letzte Curgast."

„Das wundert mich!"

„Warum?" fragte Lina.

„Sie nennen ihn Curgast.“

„Ja!“

„Und doch habe ich ihn noch nie am Brunnen oder in der Allee gesehen.“

„Mein Gott, er kommt so eben von dort!“

„Verzeihung, mein Fräulein, der Baron kommt aus dem Spielsaale.“

„Der alte Baron?“ rief sie erstaunt.

„Ich habe ihn seit acht Tagen jeden Morgen beobachtet.“

Nun erzählte ich, was ich von ihm wußte; aber ich erzählte nicht mehr aus Interesse an dem alten Baron, sondern um einen Grund zum längeren Bleiben zu haben, denn Lina fesselte mich jetzt mehr, als der Baron. Sie war reizend in ihrer Verwunderung über das, was sie hörte.

„Dort kommt er!“ rief sie plötzlich aus. „Er will seinen Platz in der Laube einnehmen.“

Der Baron erschien in dem langen Kieswege, der rechts und links von Zwergobstbäumen eingezäunt war. Er trug einem weiten Schlafrock von gelbem Nanking, eine Strohmütze mit einem großen Schirme, weite leinene Beinkleider und rothe Schnabelschuhe. Statt der Cigarre rauchte er eine türkische Pfeife, deren Bernsteinspitze er wie das Mundstück einer Posaune an die Lippen setzte. Große Rauchwolken ausblasend kam er uns langsam näher.

Lina bat mich, ihr auf einem Seitenwege zu folgen, damit wir dem Baron nicht begegneten; sie schien eine Art Furcht vor dem seltsamen Menschen zu hegen. Der Curgast verschwand in dem Dunkel der Laube, während wir dem Hause zugingen, das ich eine ganze Tagereise fern gewünscht hätte. Leider waren wir nach fünf Minuten schon am Ziele. Lina zeigte mir den Weg durch das Dorf, und ich schied mit dem festen Vorsatze, so bald als möglich wiederzukehren.

Denselben Abend besuchte ich, um mich zu zerstreuen, den Ballsaal, in dem bis spät in der Nacht Pharao gespielt ward. Die zahlreiche, aus Herren und Damen bestehende Gesellschaft fesselte mich länger als sonst. Auch mein Freund, der preußische Regierungsassessor F., befand sich in dem Saale mit einer Tante, die Tags zuvor angekommen war. Diese Tante, eine stolze Dame von vierzig und einigen Jahren, spielte. Sie war, wie ich später erfuhr, die reiche Wittwe eines preußischen Landraths.

Mitternacht war vorüber, als ich zu meinem Erstaunen den alten Baron eintreten sah. Mit der ihm eigenen Ruhe, die ich Morgens am Roulet-Tische bewunderte, begann er zu spielen. Meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich nun auf den seltsamen Mann. Durch Zufall hatte er seinen Platz neben der Tante meines Freundes eingenommen, die sehr hoch und glücklich spielte.

„Da ist unser Sonderling," flüsterte mir Ferdinand zu; „er steht neben meiner Tante."

„Er hat Unglück diesen Abend; keine Karte ist ihm günstig."

Nach einer halben Stunde hörte der Baron auf zu spielen, er hatte alle seine Goldstücke verloren. Mit einem ironischen Lächeln trat er von dem Tische zurück. Zu unserer größten Verwunderung folgte ihm die Landräthin, und zwischen Beiden entspann sich in unserer Nähe folgendes Gespräch:

„Herr Baron," sagte die Dame, „warum spielen Sie nicht mehr?"

„Ich begreife nicht, Madame, wie Sie zu dieser Frage kommen!" antwortete stolz der Baron.

„Aus dem einfachen Grunde, um mich Ihnen gefällig zu zeigen."

„Sie?" fragte verwundert der Alte.

„Sie haben Unglück gehabt, meine Börse steht Ihnen zu Gebote, wenn Sie das Spiel fortsetzen wollen."

„Eine mir fremde Dame!" murmelte verwundert der Baron.

„Erkennen Sie mich nicht?"

„Nein!"

„So muß ich mich sehr verändert haben."

„Das kann ich nicht beurtheilen, Madame!"

„Ich bin die Landräthin Bielitz."

Der Baron schüttelte den Kopf, grüßte und wollte sich entfernen. Die Dame hielt ihn zurück.

„Verzeihung, Herr Baron" sagte beharrlich die Dame, „daß ich Ihrem Gedächtniß zu Hülfe komme, denn es liegt mir daran, mich Ihrer Freundschaft zu erfreuen. Sie erwecken Erinnerungen, die mir zwar sehr schmerzlich, aber auch sehr theuer sind. In der Voraussetzung, daß Sie eine verhängnißvolle Zeit Ihres Lebens nicht vergessen haben, nenne ich Ihnen meinen Familiennamen: Julie von Lenoff."

Der Baron starrte die Dame an; zum ersten Male sah ich ein Zucken seiner Gesichtsmuskeln, seine Lippen zitterten.

„Julie von Lenoff!" murmelte er nach einer Pause.

„Erinnern Sie sich meiner noch?" fragte die Landräthin.

„Ja, ja, ich erinnere mich!"

„Sie sehen, daß ich ein Recht auf Ihre Freundschaft habe. O bleiben Sie, wir haben uns viel zu erzählen, viel zu erinnern."

Ich sah die Freude der Landräthin über dieses Wiederfinden. Der Baron aber schien diese Freude nicht zu theilen; sein Gesicht verfinsterte sich und die buschigen Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, indem er mit Aufregung murmelte:

„Madame, Sie, Sie wagen es, mich an diese Zeit zu erinnern?“

„Herr Baron, ich war der Meinung, jene Zeit müsse Ihnen heilig sein!“ sagte stolz die Dame.

„Sie ist mir furchtbar, Madame, und Julie von Lenoff — —“

Er unterbrach sich, weil er fühlte, daß er zu hart ward.

Ferdinand sprang auf und trat neben seine Tante.

„Mein Herr, fahren Sie fort,“ flüsterte er ihm zu; „was ist Julie von Lenoff?“

„Sie ist eine — Kupplerin!“ zischte der Baron, dem dieser Name die stoische Ruhe geraubt zu haben schien.

Die Landräthin wich bestürzt zurück. Der Baron verließ hastig den Saal.

„Beruhigen Sie sich, liebe Tante,“ sagte Ferdinand; der Patron soll mir Rede stehen.“

Die Dame erholte sich rasch wieder.

„Seien Sie nicht so voreilig, Ferdinand!“ flüsterte sie schmerzlich lächelnd. „Der gute Baron verkennt mich, man muß Nachsicht mit ihm haben. Wir sprechen zuvor über die Angelegenheit, ehe Sie etwas unternehmen.“

Ferdinand stellte mich seiner Tante vor, als er sah, daß meine Anwesenheit sie beunruhigte.

„Der Mann ist überspannt, Madame, vielleicht unzurechnungsfähig!“ sagte ich.

„Gleichviel," entgegnete der aufgebrachte Ferdinand; „Du warst Zeuge der Beleidigung, Du wirst auch Zeuge sein, wenn ich ihn zur Rechenschaft ziehe. Solche Menschen sind gefährlich; sie erkennen in unserm Schweigen nicht etwa eine Nachsicht, sondern sie rühmen sich einer Ueberlegenheit —"

„Ihren Arm, Ferdinand!" sagte stolz die Tante. „Führen Sie mich in meine Wohnung zurück."

Wir traten in das Freie. Am Ende der großen Allee schied ich von dem Neffen und von der Tante. In einer seltsamen Aufregung betrat ich mein Zimmer. Der alte Baron war mir durch diese Scene ein Mensch geworden, dessen Schicksal kennen zu lernen ich mich gedrungen fühlte. Ich hielt ihn nicht für überspannt; ich glaubte vielmehr an eine verhängnißvolle Vergangenheit, an einen ernsten Grund seines gegenwärtigen Lebens. Es war mir unmöglich, den Eindruck zu verwischen, den sein erstes Erscheinen auf mich ausgeübt hatte.

Am nächsten Morgen traf ich die Landräthin allein in der Promenade. Ich näherte mich ihr; sie schien mich erwartet zu haben.

„Wo ist Ferdinand?" fragte ich.

„Er befindet sich im Bade. — Fürchten Sie, daß er zu dem alten Baron gegangen ist?" fragte sie lächelnd.

In diesem Lächeln lag nicht mehr der Stolz, den

sie Abends zuvor gezeigt; ich glaubte eine Art wehmüthigen Schmerz zu erkennen. Die Landräthin war eine große, schöne Gestalt; ihre Züge waren regelmäßig, und man hätte sie schön nennen können, wenn nicht eine fast männliche Energie sich darin ausgedrückt hätte. Ihre Toilette war reich und geschmackvoll. Sie bat mich, ich möge sie bis zur Rückkehr ihres Neffen begleiten. Wir schlugen eine Seitenallee ein, um dem Gewühle der Hauptallee zu entkommen.

„Sie sind ein Jugendfreund meines Neffen?“ begann die Dame.

„Ja, Madame; wir besuchten zusammen das Gymnasium und später die Universität. Das Freundschaftsband, das sich in diesen Jahren knüpft, ist dauernd für das ganze Leben. Sie können meine freudige Ueberraschung ermessen, als ich den Studiengenossen nach einer fünfjährigen Trennung hier unerwartet antreffe.“

„Ferdinand ist Ihnen aufrichtig zugethan, mein Herr!“

„Wie ich ihm, Madame; ich lasse mein Leben für ihn.“

Die Landräthin ging einige Minuten schweigend neben mir. Es war nicht zu verkennen, daß ihr Geist sich mit einem sehr ernsten Gegegenstande beschäftigte. Ich vermuthete natürlich den Auftritt mit dem alten Baron.

„Mein Herr,“ begann sie endlich, „ich preise den

Zufall, der Sie uns entgegenführt. Sie können mir und Ihrem Freunde nützlich werden."

„Sie sehen mich zu jedem Dienste bereit."

„Ferdinand ist wüthend auf den alten Baron."

„Mit Recht, Madame! Sein Benehmen verdient eine Züchtigung."

„Gewiß, mein Herr; aber nicht von der Hand Ferdinands. Mein Neffe geräth leicht in Hitze, er vergißt sich — —"

„Ich kenne ihn!"

„Nun, so müssen Sie wissen, daß er sich einem alten Manne nicht entgegen stellen darf. Der Kampf würde ein so ungleicher sein, daß man den Sieg meines Neffen für keinen rühmlichen halten könnte."

„Gewiß, Madame!"

„Aber dieser Grund nicht allein bestimmt mich, einen Eclat zu vermeiden, es giebt noch einen wichtigern, einen so ernsten, daß ich mein Interesse außer Acht lasse. Aus Rücksicht für Ferdinand selbst würde ich von dem Baron die größte Beleidigung schweigend ertragen, wenn sie kein Anderer als der junge Mann rächen könnte."

„So wollen Sie, daß ich —?"

„Nein!" unterbrach mich rasch die Landräthin. „Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, jede Annährung zwischen dem Baron und meinem Neffen zu verhindern. Wie ich

aus Allem schließen kann, vermögen Sie einen großen Einfluß auf Ferdinand auszuüben. Er will mit Ihnen diesen Morgen Rücksprache nehmen und Sie, als Freund und Zeugen der Beleidigung, um Beistand ersuchen. Mein Herr," fuhr sie dringender fort, „lieben Sie Ferdinand und wollen Sie ernstlich sein Glück, so fragen Sie mich nicht weiter nach dem Grunde meiner Bitte, sondern bieten Sie Ihren ganzen Einfluß auf, um ein Duell, ja selbst jeden Wortstreit zu verhindern. Die Zeit ist nicht fern, in der Ferdinand es Ihnen danken wird. Glauben Sie mir," fügte sie schmerzlich hinzu, „der Baron hat mich empfindlich beleidigt; aber ich verzeihe ihm aus Rücksicht für Ferdinand. Und wollen Sie mich zu Ihrer ewigen Schuldnerin machen, so verschweigen Sie meinem Neffen diese Unterredung und stellen Sie sich, als ob Sie aus eigener Ueberzeugung sprächen. Wäre er zur Abreise zu bewegen gewesen, ich würde schon früh diesen Morgen das Bad verlassen haben. Sie können wohl ermessen, daß der Aufenthalt nicht der angenehmste ist, wenn man fürchten muß, einem solchen Feinde zu begegnen."

Ich erklärte mich zu Allem bereit und glaubte einen günstigen Erfolg meiner Bemühungen versichern zu können.

„Mein Gott!" flüsterte plötzlich die Landräthin, indem sie stehen blieb.

„Was ist Ihnen, Madame?“

„Dort kommt — —“

„Ferdinand?“

„Der Baron!“

Der Alte schritt rasch auf uns zu; er rauchte, wie gewöhnlich, eine Cigarre und blies dichte Wolken aus. Ich sah nach meiner Uhr. Es war drei Viertel zehn Uhr, also die Zeit der Eröffnung des Spiels. Wir befanden uns in einem Gange des Parks, der rechts und links von dichten Gebüschen begrenzt ward. An ein Ausweichen war nicht zu denken — wir kehrten um. Nach zwei Minuten ging der Alte an uns vorüber; er erkannte uns nicht. Ruhig, ohne sich umzusehen, verfolgte er den langen, einsamen Weg. Die Unannehmlichkeit des Begegnens war glücklich beseitigt. Da plötzlich erschien Ferdinand, der seine Tante suchte; er schlug denselben Weg ein und mußte folglich dem Baron begegnen. Die Landräthin zitterte am ganzen Körper.

„Ferdinand! Ferdinand!“ rief sie leise und indem sie ihm mit dem weißen Tuche winkte.

Mir ward ängstlich zu Muthe, denn ich kannte den aufbrausenden Charakter meines Freundes. Wir gingen sehr rasch. Ich sah, wie der junge Mann den Baron fixirte, wie seine Augen glüheten, wie seine Hand zitterte, die den leichten Stock trug. Die lange Gestalt des Barons

bewegte sich ruhig weiter. Jetzt begegneten sie sich — Ferdinand hob seinen Stock — die Landräthin blieb stehen und schwang ihr Tuch, ich winkte mit beiden Händen — umsonst, Ferdinand schlug mit seinem Rohre dem Baron die Cigarre aus der Hand.

„Unglücklicher!“ flüsterte die Dame bestürzt.

Ich blieb unwillkürlich neben ihr stehen, als ob ich festgebannt wäre.

„Was wird der Baron thun?“ fragte ich mich zitternd.

Er trat die Cigarre mit dem Fuße, als ob er sie verlöschen wollte, und setzte ruhig, ohne sich um den Assessor zu kümmern, seinen Weg fort. Er verschwand in der Biegung des Wegs, als Ferdinand zu uns trat.

„Tante, was ist Ihnen?“ fragte er lachend, obgleich sein Gesicht glühend vor Zorn war.

Die Landräthin suchte sich zu fassen.

„Sie sind ein Undankbarer, mein Freund!“ stammelte sie. „Ich habe Sie gebeten, den Baron zu schonen —“

„Tante, Sie haben nur seinen langen Rücken gesehen; aber hätten Sie den Hohn gesehen, der sich in seinem Gesichte aussprach, Sie würden mir jetzt danken.“

„Nie! Nie!“ sagte mit fast männlicher Energie die Dame. „Ich habe Sie so dringend gebeten, und dennoch führen Sie einen Eclat herbei, der mich compromittiren muß!“

„Sie sind meine zweite Mutter," antwortete Ferdinand, dessen Lippen bebten; „wer Sie beleidigt, beleidigt mich. Nach diesem Vorfalle verspreche ich Ihnen, den Baron zu ignoriren."

„Der Baron ist Edelmann, mein Freund; glauben Sie, daß er die Beleidigung ruhig erträgt?"

„Jetzt ist es an ihm zu handeln, wenn er den empfangenen Schlag nicht als eine Strafe für seine Unverschämtheit betrachten will."

„Wir werden diesen Morgen noch abreisen!"

„Tante!"

„Und wenn Sie mich wie Ihre zweite Mutter lieben, wenn Sie nicht wollen, daß ich mich von Ihnen zurückziehe, so begleiten Sie mich in meine Heimath und bringen dort Ihre Ferienzeit zu."

Als ich sah, daß Ferdinand unentschlossen blieb, redete auch ich ihm zu.

„Ich kann nicht abreisen," antwortete er, „wenigstens heute noch nicht."

„So habe ich Sie vergebens gebeten?" fragte die Dame mit einem stechenden Blicke.

„Ich verspreche Ihnen, daß ich folge, sobald ich kann!"

„Ferdinand, was hält Sie zurück? Ich wünsche, ich fordere es, daß Sie den Baron nicht nur nicht aufsuchen, daß Sie ihn selbst meiden."

„Aber Ihre Ehre, Tante, die Ehre meiner Mutter?“

„O, ich versichere, daß sie durchaus nicht gefährdet ist. Ein Mann, der sich vergessen kann, eine Frau zu beleidigen, verdient nicht, daß man ihn einer Züchtigung würdigt.“

„Der Baron ist ein gemeiner Spieler, ein Aventurier,“ fügte ich hinzu. „Du hast ihn gezüchtigt, wie es ihm zukommt, und nun laß die Sache auf sich beruhen.“

Der Assessor war nicht zur Abreise zu bewegen. Mehr als das Versprechen, den Baron zu meiden, ließ sich nicht von ihm erlangen. Ich verließ die Tante und den Neffen, die Beide in ihre Wohnung zurückkehrten. Es drängten sich mir verschiedene Ansichten über dieses Ereigniß auf, und wenn ich die für die richtige hielt, daß Ferdinand so hartnäckig die Angelegenheit der Landräthin zu der seinigen machte, um sich in ihrer Gunst festzusetzen, so stützte ich mich dabei auf die Annahme: die kinderlose Witwe ist sehr reich, und Ferdinand ist arm. Uebrigens zweifelte ich nicht daran, daß der Assessor sich endlich fügen würde. Aber was wird der Baron beginnen? Auf die Lösung dieser Frage war ich sehr gespannt.

Mittags traf ich die Tante und den Neffen an der Table d'hôte.

„Wozu hast Du Dich entschlossen, Ferdinand?“ fragte ich ihn leise.

„Wir bleiben so lange, bis der Baron etwas unternimmt. Verhält er sich ruhig, so ist Alles abgethan."

Nach Tische flüsterte mir die Landräthin zu:

„Beobachten Sie ihn diesen Abend, ich glaube, er hat Etwas vor."

„Was veranlaßt Sie zu diesem Glauben?"

„Weil er sich weigert, mir länger als bis neun Uhr Gesellschaft zu leisten."

Ich versprach es. Gegen neun Uhr stand ich vor dem Hause, in dem die Landräthin wohnte. An dem erleuchteten Fenster ihres Zimmers sah ich Ferdinand, der seinen Hut ergriff. Fünf Minuten später kam er die Freitreppe herab. Der Abend war schwül und dunkel, von Zeit zu Zeit blitzte es, ein Gewitter war im Anzuge. Ich wollte den Assessor anreden; um ihn aber nicht zu stören und seine Absicht kennen zu lernen, unterließ ich es. Er warf seinen kurzen Mantel um die Schulter und eilte quer durch die einsame Hauptallee. Ich folgte ihm in einer Entfernung, die mir erlaubte, ihn stets im Auge zu behalten.

Der Assessor schlug die Chaussee ein, die zu dem Dorfe führte, in welchem der Baron wohnte. Es schien, als ob die Vermuthung der Landräthin gegründet sei. Sollte im Laufe des Nachmittags eine Verabredung zwischen den Beiden stattgefunden haben? Und wenn dies wäre

— würden sie sich in stockfinsterer Nacht schlagen? Ferdinand ging auf der linken, ich ging auf der rechten Seite der Straße. Die Finsterniß ward mit jeder Minute dichter, und nur wenn ein Blitz herabzuckte, konnte ich die Gestalt des Assessors unterscheiden, der in großer Eile seinen Weg fortsetzte. —

Nach einer Viertelstunde erkannte ich die ersten Häuser des Dorfes. In dem dritten Hause vom Schlage an wohnte der Baron; ich hatte es mir genau gemerkt, um die reizende Lina, die mich ganz eingenommen, wieder auffinden zu können. Ich würde diesen Abend schon eine Recognoscirung abgehalten haben, wenn mich der Freundschaftsdienst nicht daran gehindert hätte. Zu meinem Schrecken blieb Ferdinand vor dem dritten Hause stehen. Ich faßte Posto unter einer gegenüberstehenden Pappel, so daß wir nur durch die Breite der Chaussee geschieden waren. Die Blitze wurden häufiger, und diesem Umstande verdankte ich es, daß ich beobachten konnte. Vor dem kleinen einstöckigen Hause befand sich eine Epheulaube, durch die man gehen mußte, um die Thür zu erreichen. Ferdinand verschwand in dieser Laube. Aengstlich wartete ich auf den nächsten Blitz, denn der Gedanke an Lina trieb mir das Blut nach dem Kopfe; die Pulse in meinen Schläfen klopften rasch und laut. Konnte Ferdinand's Besuch nicht dem lieblichen Mädchen gelten?

War es nicht möglich, daß er Lina's wegen sich weigerte, Pyrmont zu verlassen? Die Liebe hat eine größere Gewalt als der Haß, und wer Lina einmal gesehen, mußte sie lieben. Ich schloß von mir auf den Assessor, der, wie ich wußte, für weibliche Reize sehr empfänglich war. Der nächste Blitz ließ lange auf sich warten; wenigstens kam es mir in meiner fieberhaften Ungeduld so vor. Endlich zerriß ein anhaltender, heller Strahl die Finsterniß, als ob ich für das lange Warten entschädigt werden sollte. Die ganze Laube war erhellt, und Lina mit ihrem Madonnengesichte stand lächelnd auf der erhöhten Thürschwelle. Ferdinand stand etwas zur Seite, den Hut in der Hand haltend. Nach zwei Secunden war das Bild verschwunden, tiefe Finsterniß umgab mich wieder. Ein starker Donnerschlag folgte dem Blitze, der mir diesen verhängnißvollen Blick gestattet hatte. Ich zweifelte nicht mehr daran, der Assessor war mir zuvorgekommen. Des Barons gedachte ich nicht mehr, die Eifersucht allein beseelte mich.

Ein heftiger Wind machte sich plötzlich auf und schüttelte geräuschvoll die hohen Pappeln. Der trockene Staub der Chaussee fuhr mir in die Augen, die starr nach der Laube sahen. Der stille Abend war plötzlich zu einer stürmischen Nacht geworden. Unter dem Tosen des heranrückenden Gewitters sprang ich über die Straße und

kauerte mich dicht an der Laube nieder, deren Blätter im Winde rauschten. Bei jedem der nun folgenden Blitze konnte ich den Raum übersehen und deutlich hörte ich folgendes Gespräch:

„Der Baron ist also nicht mehr zu sprechen, mein liebes Kind?“ fragte Ferdinand.

„Nein, denn er hat sich schon vor einer Stunde zur Ruhe begeben!“ antwortete Lina mit weicher, wohlklingender Stimme. „Es ist schon spät — ich wollte die Thür schließen, als Sie mir entgegentraten.“

„Gut, so lassen wir den alten Baron ruhig schlafen. Warum erschraken Sie, als ich in die Laube trat? Wir sehen uns doch nicht zum ersten Male!“

Sie hatten sich also schon gesehen; ich zweifelte nicht, daß der Assessor die Absicht, den Baron zu sprechen, nur als Vorwand gebrauchte.

„Ihre Stimme erinnert mich an einen jungen Herrn, der mich vor vierzehn Tagen in dem fürstlichen Schloßgarten in D. anredete, als ich mit meiner Mutter dem Spiele der Fontaine zusah.“

„Und Sie waren so freundlich, dem Fragenden Auskunft zu ertheilen.“

„Wie es die Höflichkeit erfordert, mein Herr!“

„Sie sagten mir, daß Mittwochs und Sonntags die Fontainen springen, und daß Sie dieses schöne Schauspiel

nie versäumten. Ich blieb bis zum nächsten Sonntage in D."

„Nur um die Wasserkünste zu sehen?" fragte Lina lachend.

„Nein, um mich Ihrer Gesellschaft noch einmal zu erfreuen. So viel ich auch unter den Zuschauern suchte — ich fand Sie nicht. Auch meine Nachforschungen in der Stadt waren fruchtlos —"

„Sie haben in der Stadt nach mir geforscht?"

„Mit allem Eifer, den mir die Decenz erlaubte. Ich mußte abreisen, ohne Sie zu sehen."

„Aber was wollten Sie denn von mir?" hörte ich Lina in einem neckischen Tone fragen.

Ferdinand schien in Verlegenheit zu gerathen.

„Was ich von Ihnen wollte?" wiederholte er gedehnt.

„Nun, ich denke, wenn man eine Person sucht, so hat man eine Absicht dabei."

„Es drängte mich, Sie näher kennen zu lernen."

„Du lieber Gott, ich bin ein so unbedeutendes, armes Mädchen —!"

„Meine frohe Ueberraschung, als Sie mir vorgestern in der Allee begegneten, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Gestatten Sie mir, daß ich während Ihres Aufenthaltes in Pyrmont — —"

„Mein Herr, das Gewitter entladet sich — es fängt an zu regnen — auch meine Base ruft, die sich bereits in

ihrer Kammer befindet — wenn Sie den Herrn Baron sprechen wollen, so treffen Sie ihn sicher morgen früh um zehn Uhr im Spielsaale — ich kann nicht länger bleiben — gute Nacht!"

Die Thür flog zu. Gleich darauf hörte ich, wie der Riegel vorgeschoben wurde. Mir war eine Centnerlast vom Herzen genommen. Nach dem, was ich gehört, durfte ich annehmen, daß Ferdinand bei der reizenden Lina kein Glück gemacht hatte. Ich blieb lauschend in meiner Stellung, um mich nicht zu verrathen.

„Das Mädchen ist ein Engel!" murmelte Ferdinand. „Ich verlasse Pyrmont nicht, ohne die Einleitungen zu einer näheren Bekanntschaft getroffen zu haben! Wohnte nur der verwünschte Baron nicht in diesem Hause, ich würde meine Tante bitten, daß sie die Vermittelung übernähme."

Der Assessor verließ die Laube und eilte nach Pyrmont zurück, trotzdem eine wahre Fluth von Regen aus dem schweren Gewitterhimmel herabfiel. Ich war leicht gekleidet, ohne Mantel — um mich vor der ersten Heftigkeit des Wetters zu schützen, sprang ich in die dichte Laube und stellte mich in die Thür. Das Plätzchen bot Sicherheit, und ich beschloß, das Wetter vorüberziehen zu lassen.

Ich befand mich in einer Lage, die vollkommen zum Nachdenken geeignet war. Der Baron, Lina, die Tante

der Neffe — Alle zogen an meinem Geiste vorüber, der, aufgeregt, sich in Muthmaßungen, Schlüssen und Urtheilen erschöpfte. Deutlich erinnere ich mich noch, daß die Eifersucht auf den Assessor das stärkste Gefühl in mir war; ich freute mich über den Zufall, der den Baron in das Haus der Base geführt und des Assessors Annäherungen an Lina erschwert hatte. Daß ich Lina liebte, ward mir zur unumstößlichen Gewißheit. Aber auch Ferdinand liebte sie, mein Jugendfreund, und er hatte sie vor mir gesehen. Seine Worte „das Mädchen ist ein Engel" summten immer noch vor meinen Ohren. Ach ja, auch ich hielt Lina für einen Engel! Hier hatte sich ein verhängnißvoller Knoten geschürzt. Derselbe Grund, der mich zu dem Wunsche veranlaßte, Ferdinand möge reisen, hielt ihn zurück. Ich verhehle nicht, daß die Liebe mit der Freundschaft in eine arge Collision gerieth — ich sann selbst auf eine Intrigue. Der Gedanke, einem Andern das Feld räumen zu müssen, erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit. Wie anmaßend war ich! Konnte ich denn wissen, ob Lina mich vorziehen würde? Konnte ich denn wissen, ob ihr Herz überhaupt schon gewählt hatte? War sie nicht entflohen, als Ferdinand von dem Eindrucke sprach, den sie auf ihn ausgeübt? Ich hatte den Muth, dies auf Rechnung ihrer jungfräulichen Schüchternheit zu stellen und den Plan zu einer decenten Annäherung zu entwerfen. Das Gewitter

tos'te fort. Ich kümmerte mich nicht darum. Plötzlich war es mir, als ob der Riegel der Thür zurückgeschoben würde, an der ich mit dem Rücken lehnte. Mir blieb kaum so viel Zeit, die Schwelle zu verlassen und mich an die Wand zu kauern, als die Thür geöffnet ward. Der Baron, eine Handlaterne tragend, trat heraus. Ehe er die Thür wieder schloß, ging er in die Oeffnung der Laube, blieb stehen und betrachtete das Wetter. Ein zweites Gewitter mußte dem ersten folgen, denn der Regen fiel in Strömen, und Blitz um Blitz zerriß den schwarzen Himmel.

„Das ist zu arg!" murmelte er. „Ich warte noch eine halbe Stunde."

Daß das Ziel seines nächtlichen Ganges der Pharaotisch war, durfte ich nicht bezweifeln.

Aber nun gerieth ich in eine peinliche Lage. Wenn er in das Haus zurückkehrte, mußte er mich sehen. Rechts und links befanden sich die dichten Wände der Laube, vor mir stand der alte Baron, und dicht neben mir war die geöffnete Thür. Sollte ich in das Haus schlüpfen? Nein, man konnte mich für einen Dieb halten. Ich mußte es darauf ankommen lassen, ob der Alte mich bemerke oder nicht. Nach zwei Minuten wandte er sich. Ein starker Blitz lichtete taghell den kleinen Raum der Laube. Der

Baron hatte mich an der weißen Wand gesehen. Er streckte die Hand mit der Laterne aus und fragte laut:

„Wer ist da?“

Wollte ich mit der Antwort zögern, so erregte ich Verdacht.

„Verzeihung, Herr Baron, ich suche Schutz in dieser Laube vor dem heftigen Gewitter, das mich auf einem Spazirgange überrascht hat.“

Zugleich verließ ich keck meinen Platz.

„Sie kennen mich?“ fragte der lange Mann.

„Woraus schließen Sie das?“ fragte ich verwundert.

„Sie nannten mich „Herr Baron!““

Da ich mich mit dem Manne stets beschäftigt, war mir sein Titel unwillkürlich entschlüpft. Die eigenthümliche Situation zwang mich zu einer Lüge.

„Ich bin Curgast, wie Sie, mein Herr; seit mehreren Jahren habe ich Sie in diesem Bade gesehen. Sie begreifen wohl — —“

Die Phrase war eben nicht fließend über meine Lippen gekommen. Der Baron hatte mich bei dem Scheine seiner Laterne beobachtet.

„Ach,“ sagte er leise, „jetzt erkenne ich Sie wieder!“

„Sie erkennen mich?“ fragte ich rasch, denn ich glaubte, er erinnere sich, mich in Begleitung der Landräthin gesehen zu haben.

„Diesen Morgen waren Sie im Garten bei dem jungen Mädchen — ganz recht, Sie waren es.“

Er hatte mich also nicht erkannt, als ich ihm mit der Landräthin begegnete. Das beruhigte mich.

„Ich leugne es nicht, Herr Baron. Mein Weg führte mich durch den Garten —“

„Wie er Sie jetzt bei diesem Unwetter in die Laube führte!“ sagte der Alte in einem Tone, der eine bittere Ironie ausdrückte. „Wie Sie friert, mein junger Herr!“ fügte er lachend hinzu. „Ihre Lage ist nicht allein beneidenswerth, sie ist auch eines Mannes würdig.“

„Herr Baron!“ fuhr ich auf.

„Eines Mädchens wegen, das lachend in der trockenen Stube sitzt, das sich des Triumphes freut, kauern Sie wie ein Hund an der Mauer. Ich bedauere Sie, armer Mann! Ich habe Sie schon bedauert, als ich Sie diesen Morgen sah. Sie werden sich ein Schnupfenfieber und eine Lehre holen, über die Sie Ihr ganzes Leben lang nachdenken. O über die Männer — sie sind zu allen Zeiten dieselben!“

In diesen Worten lag eine ernste Warnung.

„Mein Herr,“ flüsterte ich dringend, „was wissen Sie von Mademoiselle Lina?“

„Ich weiß, daß sie — eine Frau ist!“

„Nichts weiter?“

„Das ist genug!" murmelte der alte Sonderling.

„Er will nicht mit der Sprache heraus!" dachte ich, und ein bittrer Schmerz um das schöne Mädchen bemächtigte sich meiner.

Der Regen war so heftig geworden, daß er durch die Blätter der Laube drang. Blitz und Donner erfolgten zu gleicher Zeit. Ein Gewitter wie ich es selten erlebt, entlud sich über dem Thalkessel, in dem Pyrmont liegt. Brüllend gaben die Berge das Krachen des Donners zurück.

„Was soll nun aus Ihnen werden?" fragte der Baron, nachdem er mich mitleidig betrachtet hatte. „Wollen Sie, der Sie wie ein Ballgast gekleidet sind, noch länger unter dem Fenster Ihrer Schönen girren? Nein, das darf ich nicht dulden! Ich würde Ihnen mein Zimmer anbieten — nein, das geht nicht! Nehmen Sie meinen Mantel, gehen Sie rasch nach Hause und legen Sie sich in das Bett."

„Herr Baron!"

„Nehmen Sie! Nehmen Sie! Ich gehe nicht mehr aus."

Er setzte seine Laterne auf die Bank und warf mir den Mantel zu.

„Schicken Sie ihn mir morgen früh wieder zu. Gute Nacht! Nehmen Sie auch die Laterne!" rief er zurück, als er schon auf der Schwelle stand.

Dann schloß er die Thür und schob den Riegel vor.

Mich länger zu wundern gestattete das Wetter nicht. Ich hüllte mich in den langen faltenreichen Mantel, nahm die Laterne und trat den Rückweg an. Zwanzig Minuten später betrat ich mein Zimmer. Ein leichter Frost schüttelte mich, als ich mich zur Ruhe legte.

II.

Es war spät, als ich am nächsten Morgen erwachte. Freundlich drang die Sonne durch die herabgelassenen Vorhänge der Fenster. In der großen Linde vor dem Hause sangen die Vögel. Hätte ich den auf einem Stuhle ausgebreiteten Mantel und daneben die Laterne nicht gesehen, ich würde die Vorgänge der Nacht für einen Traum gehalten haben. Nachdem ich eine Zeit lang über den alten Baron nachgedacht, kam ich zu dem Schlusse, daß Gutmüthigkeit ein Hauptcharakterzug desselben sei. Würde er den Stockschlag des Assessors sonst so ruhig ertragen, würde er mir den Mantel und die Laterne abgetreten haben? Aber das Benehmen der Landräthin gegenüber! Die Aeußerungen über Lina!

Die Gelegenheit mit dem Alten anzuknüpfen war da, ich beschloß, sie zu benutzen. Nachdem ich sorgfältig Toilette gemacht, nahm ich den Mantel und die Laterne und verließ meine Wohnung. Um elf Uhr kam ich in dem

Dorfe an. Der Baron mußte aus dem Spielsaale zurückgekehrt sein. Als ich die Laube vor dem Hause betrat, saß Lina auf der Bank, mit ihrer Stickerei beschäftigt. Erröthend stand sie auf und grüßte. Sie trug heute ein hellgrünes Mousselinkleid. Wie schön war sie gewachsen! Wie frisch und anmuthig strahlte das Madonnengesicht mit den sanften blauen Augen! Wie glänzte der einfache Scheitel des schwarzbraunen Haares, das sich auf dem Hinterkopfe zu einem schweren Flechtenkranze vereinigte! Eine frische Rosenknospe schmückte den züchtig verhüllten Busen. Ich wäre glücklich gewesen, hätte ich die Fingerspitzen dieses reizenden Geschöpfes küssen können, von dem der Baron mit Hohn und Verachtung sprach. Wahrlich, ich würde sie vertheidigt haben, hätte sie einen Fehltritt begangen. Ihre Höflichkeit hatte nichts Gezwungenes, ihre Bereitwilligkeit hatte nichts Kokettes, als sie auf meine Frage nach dem Baron sich erbot, mich in den Garten zu führen.

„So eben ist er in seine Laube gegangen!“ sagte sie lächelnd.

„Die Sie ihm so freundlich geräumt haben.“

„Diese kleine Gefälligkeit fällt mir nicht schwer, da ich den guten alten Herrn achte.“

Wenn sie gewußt hätte, was er diese Nacht von ihr gesagt!

Wie gern hätte ich sie der Mühe, mich zu führen, überhoben; aber jeder Augenblick, den ich in ihrer Nähe sein konnte, war mir kostbar. Sie setzte ihren großen Strohhut mit den blauen Bändern auf das Haupt, schlang die Bänder unter dem zarten Kinn zu einer Schleife, und ging voran. Wir überschritten die ländliche Hausthür und traten in den Garten. Eine Wolke von Wohlgerüchen quoll uns entgegen. Auf dem frischen Grün der Blätter an Bäumen und Gesträuchen perlten noch große Regentropfen. Die Wärme der Sonne war erquickend, nicht verzehrend. Der Leser verzeihe meinem romantischen Gemüthe die Exclamation: dieser Morgen an der Seite Lina's ist mir unvergeßlich!

Dem jungen Mädchen schienen die Gegenstände, die ich trug, nicht aufzufallen; auch schien es nicht neugierig zu sein, den Zweck meines Besuches kennen zu lernen. Verschämt lächelnd sah Lina zu Boden, wenn sie bemerkte, daß ich sie beobachtete. Warum geht sie mit mir? fragte meine Eitelkeit? Die Liebhaber sind alle eitel, und ich glaubte vielleicht an Vorzüge, die ich nicht besitze.

Es war mir unmöglich, ein Gespräch anzuknüpfen. Ich hätte gern auf den Assessor angespielt; aber durfte ich es wagen, ohne zu verrathen, daß ich gelauscht hatte?

Wir kamen bei der Laube an. Lina trat rasch ein und sagte:

„Herr Baron, ein fremder Herr wünscht Sie zu sprechen."

„Ich bin da!" hörte ich eine Baßstimme antworten.

Lina trat zurück, verneigte sich graziös und wollte sich entfernen. Der Baron sah mich.

„Ein fremder Herr!" rief er lachend. „Mamsell Lina ist noch so jung, und spielt schon meisterhaft ihre Rolle. Mir ist er fremd; aber Ihnen — ?"

Er ließ seiner türkischen Pfeife eine große Wolke entströmen.

Lina sah mich verlegen, fast bestürzt an.

„Ich bitte, mein Herr, berichtigen Sie die Ansicht des Herrn Barons!"

Nach diesen Worten entfernte sie sich. Ich sah ihr traurig nach.

„Auch das noch!" murmelte der Baron. „Man traue nur den Weibern! Kommen Sie, mein Herr, und legen Sie Ihr Gepäck ab. Schade, daß die Laterne nicht brennt — ich würde Sie für einen modernen Diogenes halten. Der alte Cyniker suchte einen Menschen — Sie würden wahrscheinlich nach einer Frau suchen. Setzen Sie die Laterne bei Seite, es ist vergebliche Mühe!"

„Herr Baron, Sie haben mir diese Nacht einen großen Dienst geleistet."

„Ich weiß es."

„Und wollen Sie, daß ich Ihnen aufrichtig dafür danke —"

„Danken Sie mir jetzt noch nicht, mein Herr; ich habe noch lange nicht genug gethan. Sie schwebten in großer Gefahr!"

„Was wollen Sie sagen?"

„Das Mädchen ist verführerisch schön, aber es ist — ein Mädchen."

„Ohne Zweifel."

„Lina gehört auch zu dem furchbaren Geschlechte der Frauen."

„Sie sind ein Frauenhasser."

„Mit Recht."

„Wenn das Auge der Spiegel der Seele ist, wie man sagt —"

„Wie man sagt, ja, wie man sagt!" rief der Baron.

„So muß Fräulein Lina ein himmlisches Gemüth haben. Wie sittsam und anmuthig ist ihre ganze Erscheinung!"

„Maske!" antwortete kalt der Alte.

„Ich bedauere, daß ich Ihnen widersprechen muß."

„Immerhin, ich nehme es Ihnen nicht übel. Es gab eine Zeit, wo ich auf ein eben solches Gesicht schwor — doch lassen wir das. Es ist dies kein Thema, das ich in dem ersten Gespräche mit einem Fremden verhandeln

möchte, trotzdem ich seit gestern große Anregung dazu erhalten. Nehmen Sie Platz, ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Sind wir bekannter, so komme ich vielleicht auf dieses Thema zurück."

„Ich freue mich, wenn Sie mich des Vorzugs würdigen —!

Der Alte trug seinen gelben Schlafrock und seine rothen Schnabelschuhe; er saß gemächlich in einer Ecke der Laube und rauchte. Nachdem er mich forschend einige Augenblicke angesehen, begann er:

„Mein Herr, ein offenes Wort: wer sind Sie?"

Ich nannte ihm meinen Namen und meinen Stand. Sein Gesicht drückte Befriedigung aus.

„Trotzdem ich seit mehreren Jahren das Bad besuche, so habe ich dennoch hier keinen Bekannten, den ich um einen wichtigen Dienst bitten könnte."

Mir fiel ein, daß der Alte am Pharaotische einen großen Verlust erlitten.

„Kann ich Ihnen dienen, Herr Baron, so zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit."

„Die betreffende Angelegenheit ist eine Ehrensache. — Ich bin Edelmann, und muß auf Reputation halten."

„Wollen Sie sich schlagen, Herr Baron?"

„Ja," gab er mir ruhig zur Antwort. „Ich bitte Sie, mein Secundant zu sein."

Dem Gegner des Neffen der Landräthin und, was noch mehr bedeutete, meines Jugendfreundes, sollte ich secundiren.

„Ein Duell, mein Herr, bleibt ein ernstes Ding," fuhr der Alte ruhig fort, „und es wird um so ernster, wenn es zwischen einem jungen, gewandten Manne und einem Menschen stattfindet, der zwar noch nicht in dem Greisenalter steht, aber durch einen nagenden Seelenschmerz fast zur Mumie zusammengeschrumpft ist. Wissen Sie, wie alt ich bin?"

„Nun?"

„Ich bin achtundvierzig Jahre!"

Der Baron sah mich starr an, als ob er meine Verwunderung provociren wollte. Und wahrlich, ich mußte mich wundern, denn ich hatte ihn für wenigstens sechzig Jahre alt gehalten.

„Mein lieber Herr," fuhr der Baron fort, „Sie betheiligen sich nicht etwa an einem Ehrenhandel, den Uebermuth oder Caprice hervorgerufen hat; nein, nein, eine schmähliche Beleidigung macht mir das Duell zur Pflicht. Sie kennen mich nicht, und damit Sie, um sich bestimmen zu können, eine klare Ansicht von der Sache erhalten, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Zusammenhang mittheile."

Diese Mittheilung war mir aus mehr denn einem

Grunde willkommen; ich willigte ein, den Baron anzuhören.

„Mein Leben ist so sonderbar, daß die Ereignisse in demselben der Erfindung eines Romanschreibers Ehre machen würden. Bei meiner Ehre, ich habe oft selbst daran gezweifelt, daß ich wirklich Alles erlebt habe. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, als ich mich mit einem jungen Mädchen verheirathete, das ich acht Tage vor unserer Hochzeit zum ersten Male sah. Es war dies eine der Convenienzheirathen, die leider in unsern Ständen oft vorkommen. Erlassen Sie mir die Angabe der Gründe, die mich veranlaßten, einzuwilligen. Vier Tage nach der Verbindung mußte ich meine neunzehnjährige Frau verlassen, um den General S. als Adjutant nach Petersburg zu begleiten — ich war damals Lieutenant in einem Husarenregimente. Da mein Vermögen sehr gering war, mußte ich darauf bedacht sein, eine Carrière zu machen. Fast vier Jahre lang blieb ich in der russischen Residenzstadt. Die Mission meines Generals war beendet, und ich kehrte mit ihm in das Vaterland zurück. Ich forderte und erhielt einen Urlaub von vier Monaten. Es war gegen Abend an einem trüben Octobertage, als ich mich dem kleinen Gute näherte, das mir meine Frau zugebracht und auf dem sie lebte. Wenig Tage hatte ich meine Wilhelmine nur gesehen, und vier Jahre war ich von ihr fern gewesen — ich

kehrte also mehr als Fremder, wie als Ehemann zurück. Aus dem Briefwechsel', den wir unterhalten, mußte ich schließen, daß Wilhelmine eine geistreiche Frau sei. Welchen Eindruck werde ich auf sie ausüben? Ob sie sich nach meiner Rückkehr sehnt? Werde ich ihr gefallen? Alle diese Fragen, die man an sich richtet, wenn man zum ersten Male um die Hand eines jungen Mädchens wirbt, legte ich mir in Betreff einer Frau vor, die schon seit vier Jahren meinen Namen trug und mir bereits einen Sohn geschenkt hatte. Ich brauchte demnach nicht mehr zu wissen, ob mich Wilhelmine liebte, sondern ob sie mich würde lieben können. Vielleicht hat es nie einen Ehemann gegeben, der sich in einer ähnlichen Lage befand.

„In Gedanken versunken, ließ ich mein Pferd nur langsam ausschreiten. Die Nacht brach an. Da traten plötzlich zwei Bauern mit Laternen heran und fragten mich nach meinem Namen. Ich nannte ihn.

„Frau von Barleben sendet uns," sagte der Eine; „wir sollen den gnädigen Herrn auf einen Seitenweg führen, da auf der Hauptstraße nach dem Gute eine Brücke gebaut wird."

„Zugleich warf einer der Boten mir einen Mantel um die Schultern. Unterwegs erzählte man mir, daß Frau von Barleben über meine verspätete Ankunft sehr besorgt sei. Diese Nachricht und die zärtliche Fürsorge

beruhigten mich. Bald sahen wir das Thor des Schlosses. Einer meiner Führer ging voran, um zu öffnen. Kaum hatte er sich entfernt, als ich die dumpfen Hufschläge eines über den feuchten Boden galloppirenden Pferdes hörte. Ich wandte mich und sah einen Reiter, der kaum fünf Schritte von mir hastig einen Waldweg einschlug und verschwand. Indem er an mir vorübersprengte, glaubte ich zu bemerken, daß sein Gesicht sehr bleich sei. Da die Bauern ihn nicht gesehen hatten, konnten sie mir auch nicht sagen, wer der geheimnißvolle Reiter sei.

„Ich eilte in den Schloßhof.

„Am Fuße der Freitreppe standen zwei junge Damen, ein Diener mit einer Fackel leuchtete ihnen voran. Es war mir unmöglich, auf den ersten Blick meine Frau zu erkennen. Eine der Damen lächelte, als sie mein Zaudern bemerkte. Ich näherte mich rasch der andern — sie war Wilhelmine. Zitternd reichte sie mir beide Hände. Achtungsvoll berührte ich mit meinen Lippen ihre Stirn.

„Sie kommen sehr spät an!“ flüsterte sie.

„Auf dem Wege in das Haus gab ich ihr die Gründe der Verzögerung an. Wir betraten den kleinen Saal im Erdgeschosse. Man hatte Alles zu meiner Ankunft vorbereitet. Ein Knabe von drei Jahren saß spielend neben dem Ofen.

„Ferdinand!" rief ich.

„Ferdinand!" rief auch ich unwillkürlich in demselben Augenblicke.

„Was ist Ihnen?" fragte verwundert der Baron.

„Nichts, nichts, mein Herr! Ich bitte, fahren Sie fort."

Der Baron legte ruhig seine Pfeife auf den Steintisch.

„Das Kind wechselte einen Blick mit seiner Mutter und kam schüchtern zu mir. Gerührt hob ich es empor und drückte es an meine Brust. Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich meiner, als die kleinen Arme meinen Hals umschlangen, als die zarte Stimme mich Vater nannte. Thränen rannen mir aus den Augen.

„Wilhelmine stand schweigend mir zur Seite. Plötzlich ergriff sie meine Hand und drückte sie hastig an ihre Lippen. Ueberwältigt zog ich sie zu mir, und schloß Kind und Mutter zugleich an meine Brust. Wilhelmine verbarg schluchzend ihr Gesicht. Da trat die zweite junge Dame ein, die ich draußen gesehen hatte. Wilhelmine! sagte sie theilnehmend. Meine Frau erhob sich und stellte mir Fräulein Julie v. Lenoff vor. Da ich wußte, daß sie mit Wilhelmine verwandt und ihre beste Freundin war, begrüßte ich sie als solche. Auch erinnerte ich mich, sie als Brautführerin gesehen zu haben.

„Bei Tische saß Wilhelmine mir gegenüber. Ich be-

obachtete sie verstohlen. Seit den vier Jahren unserer Trennung war eine wunderbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Wie schön war sie geworden! Mir kam es vor, als ob diese Schönheit den irdischen Charakter abgestreift hätte, als ob Wilhelmine ein Engel sei. Wäre meine Frau so blühend gewesen, sie hätte eine auffallende Aehnlichkeit mit Mamsell Lina gehabt."

Ich fühlte an der Hitze in meinem Gesichte, daß ich roth ward. Um den Baron dies zu verbergen, trocknete ich den Schweiß von der Stirn.

„Die Eleganz ihrer Formen war so zart geworden, daß ich sie ätherisch nennen möchte. Ihre schönen Augen hatten zwar den Glanz nicht verloren, aber ein gewisses Schmachten überzog sie mit einem Schleier, der an den langen schwarzen Wimpern zu hängen schien. Das zarte rosige Weiß ihres Gesichts schien der Widerschein einer innern Flamme zu sein. Das wunderbar schöne Wesen trug keine Spur einer Kränklichkeit, und dennoch fühlte ich mich von einem befürchtenden Mitleiden ergriffen, wenn ich es betrachtete. Weder der Tod noch das Leben kündigte sich an — es war eine Schönheit ohne Frische.

„Ferdinand war bald zu Bett gebracht. Wir nahmen den Thee ein und plauderten. Julie von Lenoff sprach viel und geistreich; Wilhelmine sehr wenig. Ihr Schweigen beunruhigte mich. Trug sie kein Verlangen, ihren Mann

näher kennen zu lernen? Ich erzählte von meinen Reisen und von den Empfindungen, die sich meiner bemächtigt, als ich mich Barleben genähert. Wilhelmine blieb still, wie zuvor; aber Julie schien sich an meiner Erzählung zu vergnügen.

„Wahrhaftig," rief sie, „Wilhelmine konnte Sie auch nicht wiedererkennen; es wäre pikant gewesen, wenn ein Ehemann seine Identität hätte constatiren müssen."

„In diesem Falle würde ich meinen Urlaubspaß gezeigt haben," antwortete ich lachend.

„Wie aber hätten Sie beweisen wollen, daß dieser Paß wirklich der Ihrige sei? Wenn man Sie nun getödtet und Ihrer Papiere beraubt hätten? Die hiesige Gegend ist seit einiger Zeit unsicher. Ist Ihnen unterwegs Niemand begegnet?"

„Ja; nicht weit von dem Thore begegnete mir ein Reiter, der wie ein Schatten in dem Gehölze verschwand."

„Ein Reiter in unserm Parke?" rief Wilhelmine.

„Er war bleich, ritt ein weißes Pferd und war in einen großen Mantel gehüllt."

„Die beiden Frauen schwiegen.

„Gleich darauf erhob sich Julie und sagte:

„Wilhelmine, Du scheinst zu leiden?"

„Meine Frau sah wirklich sehr bleich aus.

„Du bedarfst nach der starken Aufregung der Ruhe!“ sagte Julie.

„Wilhelmine gab meinen Bitten nach und ging zu Bett. Ein Diener führte mich in das mir bestimmte Zimmer.

„Nach dem, was vorgegangen, drängte sich mir gewaltsam das Gefühl auf, daß man mir in dieser Familie einen Platz anwiese, der mir nicht vorbehalten gewesen. Die einmal angeregten Zweifel peinigten mich qualvoll. – Julie von Lenoff's Aufmerksamkeiten erschreckten mich. Die Unruhe trieb mich, einem Diener aufzutragen, Frau von Barleben zu bitten, mich zu empfangen, wenn es ihr möglich sei. Der Diener kam mit der Meldung zurück, daß die gnädige Frau mich erwarte. Ich ging zu Wilhelminen, die bereits im Bette lag. Neben dem Alkoven war ein Gurtbett aufgeschlagen. Ich begriff, daß die Freundin die Krankenwärterin sein wollte. Wilhelmine reichte mir die Hand und dankte für den Besuch.

„Erwarten Sie meinen Besuch nicht?“

„Ich fürchtete, daß Sie zu ermüdet seien.“

„Die Unterhaltung drehete sich um gleichgültige Gegenstände. Wilhelmine schloß ermattet die Augen. Meine Lage war unerträglich, denn ich sah ein, daß ich hier ein Fremder war. Ich stand auf. Wilhelmine reichte mir die Hand und flüsterte „gute Nacht!“ Trauriger, als ich es verlassen, betrat ich mein Zimmer wieder.

„Wilhelminens Unwohlsein hatte weiter keine Folgen. Einige Tage später reis'te Julie ab, und wir waren allein. Ich hatte diese Abreise mit Ungeduld erwartet, denn ich hoffte, daß nun ein ungezwungenes Verhältniß zwischen uns entstehen würde — leider hatte ich mich getäuscht. Meine Frau blieb, wie sie war, und ich blieb fremd in meinem eigenen Hause, das mir wie ein Hôtel vorkam, in dem ich Abends zuvor abgestiegen war.

„Was sollte ich beginnen, um meine Lage zu ändern? Ich näherte mich zärtlich meiner Frau, fragte und beschwor sie — Wilhelmine schwieg. Ich ward zornig — sie weinte. Endlich kam es dahin, daß ich sie mit bittern Vorwürfen überhäufte. Dann wieder bat ich sie auf den Knieen, mir den Grund ihres Betragens anzugeben — sie schwieg und weinte. Einer beobachtete und studirte den Andern, wir nahmen nach und nach die Haltung zweier Feinde an, die sich gegenseitig bekämpfen wollen. Jeder Tag vergrößerte die Kluft, die zwischen mir und meiner Frau lag.

„Ich wollte mich mit meinem Sohne beschäftigen; aber das Kind war wie die Mutter: es theilte die Empfindungen der Mutter, Ferdinand weinte, wenn ich ihn liebkosen wollte. Das Kind verursachte mir neuen Kummer. Es konnte nicht fehlen, daß ich nach und nach gleichgültig

wurde und daß ich endlich meine Abneigung auch auf das unschuldige Wesen übertrug.

„So verflossen vier Monate. Ich nahm meine Entlassung aus dem Regimente. Die Oberfläche unseres Lebens war ruhig, aber in der Tiefe ward es täglich düsterer. Das einfache Landleben bot wenig Zerstreuung. Ich versuchte unsere Einsamkeit dadurch zu beleben, daß ich Personen aus der Nachbarschaft einlud. Die nun folgenden Besuche gewährten mir nicht nur keine Zerstreuung, sie wurden mir bald eine Last. Sämmtliche Jäger aus der Umgegend versammelten sich bei mir.

„Eines Tages hatte der Zufall eine ziemlich große Gesellschaft bei mir zusammengeführt. Da sagte einer der Gäste:

„Morgen kommt Gustav Bielitz zurück!“

„Ich erinnerte mich, daß dieser junge Arzt früher Zutritt in Wilhelminens Familie gehabt, daß man ihn aber zur Zeit meiner Verheirathung nicht mehr empfangen hatte. Den Grund davon habe ich nie erfahren. Auf meine Frage sagte man mir, daß der Arzt jährlich den Sommer bei seinem Onkel verlebe, der ein Gut in der Nähe von Barleben besaß. Ich nahm mir vor, mich durch die Bekanntschaft mit dem jungen Doctor für die lästigen Besuche zu entschädigen. Acht Tage später, als ich wußte, daß er angekommen, bestieg ich mein Pferd

und ritt zu dem Onkel, um mit ihm einen Holzkauf abzuschließen. Im Laufe des Gesprächs äußerte ich den Wunsch, den Neffen kennen zu lernen, dessen Talente und geselliges Wesen man mir gerühmt habe.

„Mein Neffe," sagte der Onkel, „botanisirt schon seit dem frühen Morgen. Er ist ein Träumer, der sich nur in den Wäldern wohlbefindet. Ich zweifle nicht, daß Sie ihn unterwegs antreffen; er ist leicht an seinem Strohhute, an seinem eleganten Gewehre, das er alle Monate einmal abschießt, und an seiner mit Kräutern und Blumen gefüllten Jagdtasche zu erkennen."

„Ich bat, ihm meinen Wunsch zu erkennen zu geben, und lud Onkel und Neffen auf den folgenden Tag zum Mittagsessen ein.

„Herr Bielitz nahm die Einladung für sich und seinen Neffen an. Trotzdem kam er am folgenden Tage allein. Der Arzt hatte wichtige Geschäfte in der Stadt und ließ sich entschuldigen. Einige Tage später kam ich von einem Spazirgange zurück; ich fand eine Karte des jungen Arztes vor, der mich hatte besuchen wollen. Brieflich lud ich ihn ein, mich oft zu besuchen. Er antwortete artig, aber oberflächlich, ohne ein Versprechen zu geben. Mehrere Annäherungsversuche blieben erfolglos, der Doctor vermied es, mich kennen zu lernen. Ich sprach mich gegen meine Frau darüber aus: sie lächelte, aber schwieg. —

„Ein schöner Abend veranlaßte mich, Wilhelmine zu einem Spazirgange zu bestimmen; sie war seit einiger Zeit schwächer und leidender als sonst, ohne daß ich den Grund dieser Veränderung kannte. Ich führte sie wie ein Kind an der Hand. Wir gingen an dem Saume eines Waldes hin. Die Dämmerung war angebrochen. Wilhelmine schien sich des schönen Abends zu freuen; ein zartes Roth verklärte ihr Gesicht, ihr Gang ward lebhafter und ihr Wesen heiterer. Ich nahm ihren Arm und fragte sie, ob sie sich wohler fühle. Noch ehe sie antworten konnte, fiel wenige Schritte von uns ein Schuß, und gleich darauf sprang ein Jagdhund aus dem Gebüsche. Meine Frau stieß einen Schrei aus und schwankte, so daß ich kaum so viel Zeit hatte, sie in meinen Armen aufzufangen. Ich wollte sie zu einem Steine führen, um sie darauf niederzulassen — da sahen wir einen jungen Jäger am Boden liegen — das Gewehr neben ihm war zersprungen, sein Kopf blutete. Ich errieth das Unglück, das ihm zugestoßen. Kaum hatte Wilhelmine den Verwundeten erblickt, als sie mit dem leisen Schrei „Gustav" ohnmächtig zusammenbrach.

„Durfte ich noch länger zweifeln, daß ich die Lösung des mir furchtbaren Räthsels gefunden hätte? Bestürzt stand ich zwischen den beiden leblosen Menschen, ich wußte

nicht, zu wem ich mich wenden sollte. Wilhelmine hatte einen Andern geliebt!

„Ein Förster, durch den Schuß angelockt, erschien. Das Gewehr hatte dem Arzte die Schläfe zerschmettert; er wand sich vor Schmerz in seinem Blute. Ich empfahl den Verwundeten dem Förster und trug meine immer noch ohnmächtige Frau nach Hause. In ihrem Bette erwachte sie, um das Opfer eines heftigen Deliriums zu werden. Ich schickte meinen Wagen ab und ließ einen Arzt holen. Mit dem Arzte zugleich kam Julie von Lenoff, die von dem schrecklichen Vorfalle bereits gehört hatte.

„Der Arzt erklärte, der Zustand Wilhelminens sei bedenklich; er blieb die ganze Nacht am Krankenbette. Ich ging und kam, weil mir die Unruhe keine Rast gönnte. Mit Tagesanbruch lief die Nachricht ein, daß Gustav Bielitz an seiner Wunde gestorben sei. Als ich in das Krankenzimmer trat, phantasirte Wilhelmine. In ihren wirren Reden unterschied ich deutlich, daß sie Julien die Schuld an dem Unglücke beimaß. Dann wieder rief sie meinen Namen. Ich näherte mich der Kranken und drückte die Lippen auf ihre Hände, um meine Seufzer zu ersticken.

„Mein Gott, verzeihe mir!“ schluchzte die bleiche Frau. „Ich habe gefehlt, aber ich konnte nicht anders. Julie,

Du hast die unerlaubte Liebe in meinem Herzen genährt, — Du trägst die Schuld an meinem Unglücke!“

„Diese traurigen Phantasien!“ flüsterte weinend die Freundin. „Sie ist ihrer Sinne nicht mächtig.“

„Der Arzt führte mich gewaltsam aus dem Krankenzimmer, auch Julie mußte sich entfernen. Ich befand mich in einem schrecklichen Zustande. Jetzt erst, da sie der Tod mir entreißen konnte, fühlte ich, wie leidenschaftlich ich meine Frau liebte. Und war mir nicht ein Schein von Hoffnung auf ihre Gegenliebe geworden? Konnte die Zeit nicht Alles ausgleichen, Alles gut machen? O wie gern hätte ich auf mein Glück noch lange gewartet, wie gern hätte ich mich in Geduld gefügt, um die arme Wilhelmine, das Opfer der Convenienz, in meinem Besitze glücklich zu wissen!

„Gegen Abend stand ich an dem Fenster meines Zimmers. Gedankenlos starrte ich in den Hof hinab. Da sah ich den Priester mit seinem Sacristane kommen. Ich brach zusammen. Als ich erwachte, stand der Arzt an dem Sopha, auf das man mich gelegt hatte. Der gute Mann wollte mich trösten.

„Doctor,“ fragte ich, „wie lange kann sie noch leben?“

„Eine Stunde — vielleicht!“

„Einer so kurzen Frist hatte ich mich nicht versehen, ich empfand einen stechenden Schmerz in meiner Brust.

Der Anblick des Priesters hatte mich gelehrt, daß Wilhelmine erliegen würde, aber ich hatte den Augenblick ihres Verlustes im Geiste noch nicht bestimmt; jetzt hatte man mir die Grenze ihres Lebens bezeichnet. Eine Stunde noch, und Wilhelmine sollte nicht mehr leben!

„Ich eilte, meiner nicht mächtig, ins Krankenzimmer. Man brachte ihr auch das Kind. Das Weinen des Kindes schien die Kranke zu kräftigen — sie legte ihre zitternde Hand auf seine blonden Locken und wollte es küssen. Da erblickte sie mich. Mit einem heftigen Schrei stieß sie das Kind zurück und sank in die Kissen. Ich neigte mich über Wilhelminen, um sie zu küssen — sie war todt!“

Der alte Baron ließ den Kopf auf die Brust herabhängen und starrte vor sich hin. Ich sah, daß Thränen in seinen Augen erschienen. Plötzlich raffte er sich zusammen und rief:

„Das, lieber Herr, war *meine* Ehe! Und so, wie ich sie Ihnen geschildert, war *meine* Frau. Nicht wahr, ich habe einen Engel verloren? Und wer hatte mir diesen Engel geraubt? Hören Sie weiter. Die Nacht war angebrochen. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff mich, Wilhelminens Zimmer zu besuchen. Ich ging über den finstern Corridor und öffnete zitternd die Thür dieses Zimmers. Man hatte die Todte fortgeschafft, das Gemach war leer, und der Mond senkte sein helles Licht herein. Die Krank-

heit meiner Frau war so kurz gewesen, daß ihr Cabinet den friedlichen Anblick nicht verloren hatte. Blumen, eine angefangene Stickerei und ein weißes Kleid lagen auf dem Tische; man glaubte die Morgentoilette eines jungen Mädchens zu sehen.

„Ich ließ die thränenfeuchten Blicke durch den ganzen Raum schweifen und suchte überall einen Gegenstand, der mich an die Geschiedene erinnerte. Ich trat an das offene Fenster und sah in den hellen Garten hinaus, in die klare, wunderbar schöne Nacht. Der Verlust meiner Gattin war so neu, daß ich den Gedanken daran noch immer nicht fassen konnte. Mir war, als ob ich Wilhelmine müßte kommen sehen. Aber mein Kopf war wüst, und eine Grabesstimme tönte aus meinem Herzen: todt! todt! todt!

„Indem ich mechanisch die Prüfung der Gegenstände wieder begann, sah ich ein Buch auf dem Tische liegen. Ich nahm es. Ein Brief fiel zur Erde. Wie soll ich das Gefühl nennen, mit dem ich das Papier ergriff und in mein Zimmer eilte? Bei der herabgebrannten Kerze las ich folgende Zeilen — ich habe sie später so oft gelesen, daß sie sich meinem Gedächtnisse einprägten.

„Fürchten Sie nichts, Wilhelmine, ich lehne alle Einladungen ab. Was habe ich auch in Ihrem Hause zu suchen? Die Erinnerung verlorener Tage, fehlgeschlagener

Hoffnungen. Ich habe oft mit Julien von Ihnen gesprochen, und glaubt sie auch immer noch an eine Lösung Ihrer so rasch geschlossenen Ehe, so will ich Sie dennoch nicht compromittiren, will die Ruhe Ihres Hauses nicht stören. Lernen Sie Ihren Gatten lieben, damit Sie glücklich werden. Nur eine Bitte richte ich an Sie: schicken Sie mitunter das Kind nach der Mühle, daß ich es dort sehen und küssen kann. Ich werde als Jäger dort sein, damit unsere Unterhaltungen nicht gefährlich werden. Wilhelmine, lieben Sie das Kind, lieben Sie es mit Ihrem ganzen Herzen, denn es ist ja das letzte, das einzige Band, das unsere Herzen umschlingt. Ach, ich muß alle Kraft aufbieten, um nur äußerlich ruhig zu erscheinen. Wilhelmine, warum sind wir nicht Beide todt? Heute sind es sechs Jahre, daß Sie mir in Juliens Hause sagten: man will mich verheirathen! Ach, welche Pein würde uns erspart sein, wenn wir damals aus dem Leben geschieden wären. Beten Sie für Ihren armen Gustav."

„Jetzt begriff ich Alles! Diese Frau, die ich so rein glaubte, die bei meinen Zärtlichkeiten zitterte, empfing ich aus den Armen eines Andern. Das Kind, das ich als Sohn auf den Armen gewiegt, war nicht das meine. Man hatte mich infam betrogen, man hatte es selbst zugegeben, daß ich den Liebhaber in meine Wohnung zu-

rückzuführen bemüht war. Ich hatte den Vermittler zwischen ihm und Wilhelminen gespielt. Ich war mit einem Worte der getäuschte Ehemann gewesen.

„Dieser Gedanke machte mich fast wahnsinnig. Ich eilte in das Gemach, wo die Todte lag; ich sprach mit ihr und forderte Rechenschaft über den schmählichen Betrug. Hätte der Arzt noch gelebt, ich würde eine furchtbare Rache an ihm genommen haben. Beide waren todt, nur Julie lebte noch. Ich suchte sie am folgenden Morgen auf — sie war abgereist, man wußte nicht wohin. Um mich nicht an dem unschuldigen Knaben zu vergreifen, sandte ich ihn mit einer Abschrift des gefundenen Briefes an den Onkel des Arztes. In dem Besitze des Gutes zu bleiben, das ich mit meiner Schande erkauft hatte, schämte ich mich; ich gab es der Familie zurück.

„Ich verhehle nicht, daß der Gedanke an den Selbstmord in mir aufstieg; aber stets gab ich ihn wieder auf. Der Tod ohne Kampf ist mir verhaßt wie die Sünde. Es ist mir möglich, die Gefahr zu suchen, um zu sterben; aber ich bin unfähig, mit kaltem Blute die Hand an mich selbst zu legen. Mein Herr," rief laut der Alte, „in meiner Lage war es für mich eine Ehrensache, zu leben! Hätte ich mich getödtet, so würde man geglaubt haben, ich könne den Tod Wilhelminens nicht überleben, und mein Blut würde ihr ein rühmliches Epitaphium

gesetzt haben. Diese falsche Huldigung durfte und konnte ich ihr nicht bringen. Ich wollte leben, um meine Gleichgültigkeit zu zeigen.

„Mit einer Summe, die mir kaum ein Jahr lang Subsistenzmittel gewährte, verließ ich das Gut, denn ich wollte der Treulosen nichts verdanken. Ich ging nach B. und lebte dort mehrere Jahre bei meinem einzigen Bruder. Er starb und hinterließ mir ein kleines Vermögen. So stand ich wiederum allein in der Welt. Die Zeit heilte wohl meinen Schmerz, aber nicht meinen Haß. Ich wußte, daß man mich beobachtete, und deshalb lebte ich — aus Haß. Nun mußte ich daran denken, mein Vermögen zu erhalten. Zur Arbeit war ich unfähig, darum nahm ich meine Zuflucht zum Spieltische. Ja, mein Herr, ich besuche dieses Bad nur, um zu spielen, um so viel zu gewinnen, daß ich leben kann: Täglich ein Goldstück genügt mir, und ich verdoppele so lange die Sätze, bis es ich gewonnen habe. Eine kleine Summe habe ich für das Pharaospiel bestimmt, das ich wöchentlich ein- oder zweimal besuche. Vorgestern Abend hatte ich Unglück. Eine Dame bietet mir ihre Börse an — und wer ist diese Dame? Julie von Lenoff! Die Kupplerin, mein Herr, bietet mir ihre Börse an!" rief zornig der Alte. „O, diese Ironie! Ist es doch, als ob das Weib mich durchschauete! Sie können sich denken,

wie ich sie abwies. Ein junger Mann warf sich zu ihrem Ritter auf, denn gestern Morgen schlug er mir aus Rache die Cigarre aus dem Munde. Jetzt gilt es, daß ich zeige, wer ich bin. Der Baron ist beleidigt, und der Baron greift zum Pistol. Mein Herr, ich halte Sie für einen Mann von Ehre, der begreift, daß ein so übermüthiger Mensch gezüchtigt werden muß. Gehen Sie zu der Landräthin von Bielitz, fragen Sie nach ihrem Ritter und bringen Sie ihm die Herausforderung des alten Barons von Barleben. Sie leisten mir einen Dienst, den ich Ihnen ewig danken werde."

Der Baron wartete gespannt auf meine Antwort. Ich suchte ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Es war umsonst.

„Wissen Sie," fragte ich, „daß ich Zeuge der Auftritte war, die vorgestern und gestern stattgefunden haben?"

„Sie?"

„Ja, ich, Herr Baron!"

„Desto begreiflicher werden Sie meine Beharrlichkeit finden."

„Ihr Gegner ist ein ausgezeichneter Pistolenschütze!"

„Sie kennen ihn? Wer ist er? Nennen Sie mir seinen Namen!"

„Ferdinand von F."

Ich kenne keinen Vergleich, um die Wirkung zu schil-

dern, welche dieser Name hervorbrachte. Ein wilde Freude leuchtete aus den glühend gewordenen Augen des Barons.

„Sie wollen mein Cartellträger nicht sein?“ fragte er.

„Nein!“

„Wohlan, so besorge ich selbst mein Geschäft!“

Rasch verließ er die Laube, ohne zu grüßen. Ich wußte nicht, ob ich klug oder thöricht gehandelt hatte, ihm den Namen Ferdinands zu nennen. Ein Mann, der so hartnäckig ein Ziel verfolgt, war unmöglich von seinem Entschlusse abzubringen; ich hielt es für gerathen, der Landräthin so viel mitzutheilen, als ihr zu wissen nöthig war. Ein halbe Stunde später trat ich in ihr Zimmer. Sie war allein.

„Wo ist Ferdinand?“ fragte ich.

„Er hat sich ein Pferd gemiethet und macht einen Spazirritt, von dem er gegen Abend zurückkehren wird Haben Sie den Baron gesehen?“

Ich erzählte, was sie wissen sollte.

„So kennt er den Namen meines Neffen!“ flüsterte sie erschreckt. „Das ist mir nicht lieb.“

„Was ist zu thun, gnädige Frau?“

„Wir reisen ab, sobald Ferdinand zurückkehrt.“

„Der Baron wird Ihnen folgen; er ist ein hartnäckiger Feind. Darf ich Ihnen rathen, so ordnen Sie die Angelegenheit hier in Pyrmont.“

„Durch ein Duell?"

„Vielleicht finden wir ein anderes Mittel. Ueberlegen Sie nur, gnädige Frau. Die Sache ist sehr ernst. Ich glaube versichern zu dürfen, das Einer der Duellanten auf dem Kampfplatze bleibt." Die Landräthin erbleichte.

„Ich kenne den halsstarrigen Mann!" flüsterte sie, — „Das wäre ein furchtbares Schicksal."

„Der alte Sonderling fürchtet den Tod nicht; wie ich aus seinen Worten schließen muß, sucht er ihn. Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, bieten Sie Alles auf, dieses Duell zu verhindern, das Ferdinand, wenn er sich nicht compromittiren will, annehmen muß."

Eine Magd brachte einen Brief unter der Adresse „Ferdinand von Bielitz." Die Landräthin erbrach ihn und las mit steigender Angst. Als sie vollendet hatte, sank sie leichenblaß in den Sopha zurück, während sie zitternd den Brief verbarg.

„Es muß sein! Es muß sein!" flüsterte sie.

„Was, gnädige Frau?" fragte ich betroffen.

„Mein Herr, Sie sind der Jugendfreund meines Neffen. Wollen Sie als Freund an ihm handeln, so gehen Sie zu dem Baron und sagen Sie ihm, daß Ferdinand diesen Abend sechs Uhr sich auf dem bezeichneten Platze einfinden wird."

„Aber, gnädige Frau!"

„Fragen Sie mich nicht um die Gründe, ich kann sie Ihnen nicht mittheilen!“ rief sie entschlossen, und ihre männlichen Züge verfinsterten sich. „Noch einmal, handeln Sie als Freund an meinem Neffen, der allein, ganz allein kommen wird. Sie mögen den Baron begleiten!“

Ich wagte keinen Widerspruch und ging zum zweiten Male nach dem Dorfe. Der Baron saß in seiner Laube und verzehrte sein einfaches Mittagsbrod. Ich richtete den Auftrag der Landräthin aus.

„Gut, murmelte er; o, ich wußte, daß mein Mittel anschlagen würde!“

Nun lud er mich zu Gaste.

„Bleiben Sie!“ sagte er. „Wir werden zusammen gehen, wie es Julie von Lenoff wünscht.“

Nach Tische brachte Lina den Kaffee. Ich benutzte die Zeit und unterhielt mich mit Lina. Das reizende Mädchen ließ mich meine Sorge um den Jugendfreund auf einige Stunden vergessen. Sie erzählte mir selbst das Zusammentreffen mit dem jungen Manne, den sie in dem fürstlichen Schloßgarten zum ersten Male gesehen hatte, und beklagte sich über seine Zudringlichkeit. Während des Gesprächs sah ich ein Buch in ihrem Arbeitskorbe liegen. Ich bat um die Erlaubniß, es nehmen zu dürfen. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß es einer meiner Erstlingsromane war.

„Der Verfasser denkt gut von uns armen Frauen," sagte sie lächelnd; „ich wollte, der Herr Baron läse das Buch, vielleicht würde er seine Ansicht von uns ändern."

„Der arme Mann hat traurige Erfahrungen gemacht, mein liebes Fräulein!"

„Es giebt keine Regel ohne Ausnahme, mein Herr! Nach Ihrer Annahme mußte der Verfasser viel Glück bei den Frauen gemacht haben."

„Nein, er ist ihnen bis zu diesem Augenblicke fern geblieben. Seine Frauen sind selbstgeschaffene Ideale" —

„So glaubt er wohl nicht an eine Verkörperung derselben?" fragte Lina, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken. „Wenn seine Schilderungen der Wahrheit entbehren, was für einen Werth hätten sie dann? Ich möchte den Verfasser kennen, um mit ihm über diesen Punkt zu sprechen. Man hat den Frauen so viel Böses nachgesagt — —"

„Und das mit Recht!" rief der Baron, der in diesem Augenblicke erschien. „Je schöner eine Frau ist, um so gefährlicher ist sie."

„Verzeihen Sie ihm," flüsterte ich ihr zu; „ich gebe Ihnen später Aufklärung über seinen Frauenhaß. Der arme Mann ist zu beklagen."

Wir verließen den Garten durch die kleine Gitterthür. In dem Schweigen des Barons lag eine furchtbare Entschlossenheit, die mich für den Ausgang der Sache zittern

machte, um so mehr, da ich annehmen durfte, daß Ferdinand in seiner Leidenschaftlichkeit zu weit gehen würde. Er war Edelmann wie der Baron, und liebte die Landräthin wie seine Mutter. Ich sann vergebens auf ein Mittel, beide Gegner, wenn auch nicht zu versöhnen, doch zu entwaffnen. Wir kamen auf dem Platze an, den der Baron dem Assessor bezeichnet hatte. Es war eine kleine duftige Wiese, rings von Erlen eingeschlossen. Der Alte breitete einen Mantel auf den Boden aus und legte zwei Pistolen darauf nieder.

„Sie werden Zeuge sein, daß das Duell in aller Ordnung stattfindet. Sagen Sie meinem Geger, daß von diesen beiden Pistolen nur eine geladen sei, daß ich ihm die Wahl überlasse, und daß wir auf ein von Ihnen gegebenes Zeichen zugleich schießen werden. Ich hoffe, er wird unter den obwaltenden Umständen meinen Vorschlag nicht verwerfen."

„Die Dorfuhr schlug sechs. Fünf Minuten später erschien der Assessor zu Pferde auf der Wiese; er band das Pferd an einen Baum und kam rasch zu uns. Der lange Baron, die Arme untereinandergeschlagen, hatte sich abgewendet und drehete ihm den Rücken zu, als ob er durch diese Verachtung jeden Weg zu einer friedlichen Ausgleichung abschneiden wollte. Ferdinand war bleich vor Aufregung, mir kam es vor, als ob er am ganzen Kör-

per zitterte. Ohne mich anzusehen, trat er dem Baron näher, der ruhig in seiner angenommenen Stellung blieb.

„Mein Herr," sagte er mit bebender Stimme, „ehe wir etwas unternehmen, lesen Sie diesen Brief von der Landräthin Bielitz."

„Ich habe erklärt, daß ich mich auf Unterhandlungen nicht einlasse."

„Verweigern Sie die Annahme dieses Briefes, so verweigere ich das Duell!" rief der Assessor.

„Feigling!" murmelte der Alte zwischen den Zähnen. „Haben Sie gelesen, so werden Sie bestimmen, ob das Duell stattfinden soll oder nicht."

„So werden Sie nicht lange in Ungewißheit bleiben, mein Herr. Geben Sie!" sagte der Baron, indem er die Hand zur Seite ausstreckte, ohne sich zu wenden.

Er empfing das Papier, erbrach das Siegel und begann zu lesen. Gespannt beobachtete ich ihn. Die Zeilen versetzten ihn in eine ungewöhnliche Aufregung.

„Mein Gott! mein Gott!" rief er plötzlich aus. „Wo ist der Brief Ihrer Mutter?" fragte er den jungen Mann.

Ferdinand überreichte ihm ein zweites Papier.

„Ihre Züge!" rief der Alte, indem er die Zeilen mit den Blicken verschlang. Alle seine Glieder zitterten krampfhaft, er brach fast zusammen. Nachdem er gelesen,

drückte er das Papier an seine Lippen. Thränen rannen seine durchfurchten Wangen herab.

„Nein, nein,“ rief er, „die Stimme des Gewissens lügt nicht! Wilhelmine! Ferdinand! Ferdinand!“

„Vater!“ rief der junge Mann. „Verzeihung, Verzeihung!“

Beide hielten sich fest umschlungen. Diese Lösung hatte ich nicht erwartet. Ich mußte weinen, als ich die Rührung der beiden Männer sah, die in der feindlichsten Absicht vor wenig Minuten hierher gekommen waren. Der Baron sah dem Assessor starr ins Auge, dann küßte er ihm die Stirn.

„Lesen Sie,“ rief er mir zu; „der Zeuge kann Alles wissen!“

Während Vater und Sohn Arm in Arm, eifrig sprechend, über die Wiese gingen, nahm ich das Papier aus dem Grase und las.

„Herr Baron!

„Ich kann nicht zugeben, daß Vater und Sohn sich gegenseitig morden. Und Ferdinand ist Ihr Sohn, so wahr ein Gott lebt. Sie wähnen, die arme Wilhelmine habe Sie betrogen? Wilhelmine war Ihnen die treueste Gattin, aber ihr Geist war krank, und Sie gaben sich nicht die Mühe, das Leiden der Armen kennen zu lernen. Sie

fanden den verrätherischen Brief in dem Zimmer Ihrer verstorbenen Gattin — würde sie ihn nicht besser verwahrt oder wohl gar vernichtet haben, wenn ihn Gustav Bielitz geschrieben hätte? Ich habe ihn geschrieben und in das Buch gelegt, ich habe Sie mystificirt, weil Sie mich verachteten, und weil ich — Sie liebte! Wilhelmine glaubte an ein zärtliches Verhältniß zwischen uns, um so mehr da Sie sich vier Jahre von ihr trennen konnten. Ich nährte diesen Glauben, und die Umstände kamen mir dabei zu Hülfe. Als Beweis, daß Wilhelmine Sie aufrichtig liebte, wird Ihnen Ferdinand einen Brief überreichen, in dem die arme Frau mir ihren Seelenzustand schildert. Bedenken Sie jetzt die Einzelnheiten Ihrer kurzen Ehe, und es wird Ihnen nichts mehr dunkel bleiben. Ferdinand ist im Besitze des Gutes seiner Mutter, theilen Sie es mit ihm.

Julie."

Der Baron, der seine Ehre und das Andenken an Wilhelmine gerettet sah, weinte heiße Freudenthränen. Triumphirend führte er den Assessor in seine Wohnung. Ich schlich mich zu Lina, die in der Laube vor dem Hause saß, und erzählte ihr das Geheimniß des alten Barons, denn ein unbezähmbarer Drang nach Mittheilung hatte sich meiner bemächtigt, und wem anders sollte ich mich mittheilen, als dem reizenden Mädchen, das der Baron so oft beleidigt hatte? Das Thema über die Frau erläuterte

mir Lina praktisch. Meine Liebe zu ihr wuchs mit jedem Tage, und auch sie gestand mir nach vierzehn Tagen, daß sie mir vor dem leichtfertigen Ferdinand den Vorzug gebe. Der Baron hatte jetzt Nichts einzuwenden, er wünschte mir Glück, daß der Gegenstand meiner Liebe Wilhelmine gliche.

„Pflegen Sie die Liebe als eine zarte Blume, wenn sie gedeihen soll," sagte er, „denn der Mann ist der Schöpfer seines ehelichen Glückes und der Führer der Frau. Ich gehöre zu der großen Zahl von Männern, die ihre Aufgabe nicht erkennen!"

Fast muß ich glauben, daß ich sie erkannt habe, denn Lina ist seit Jahren meine Gattin, die Freud' und Leid so treulich mit mir theilt und ihren Kindern eine so liebende Mutter ist, als ob sie sich bemühete, das Ideal einer Gattin zu sein.

Ferdinand hat die jüngste Schwester des unglücklichen Gustav heimgeführt, und der alte Baron ist längst Großvater. Die Landräthin lebt bei ihrem Bruder in Ostpreußen, sie hat den Mann nicht wiedergesehen, den sie aus Liebe haßte und verfolgte.

Der Fabrikant.

I.

Gegen Abend an einem heißen Junitage wanderte rüstig ein Mann auf einem Wege dahin, der sich wie ein Band durch üppige Kornfelder wand. Der Staub wirbelte auf unter seinen Füßen, die mit großen, plumpen Stiefeln bekleidet waren. Man sah es dem Wanderer an, daß er lange auf der Reise war. Ein grauer Hut mit schlaff herabhängender Krämpe beschattete das gebräunte Gesicht, das von einem schwarzen krausen Barte umgeben war. Ein schwarzes Tuch hielt nachlässig das gestreifte Hemd an dem Halse zusammen. Den kräftigen Oberkörper bedeckte eine leichte Blouse von grauer Leinwand. Eine alte, schwer bepackte Jagdtasche hing an seiner Seite. Die kräftige Faust schwang einen starken Reisestock, als ob er eine leichte Reitgerte wäre. Der Reisende, er mochte acht- bis neunundzwanzig Jahre zählen, sah mit glühenden Augen über die weite Aehrenfläche hin, die sich rechts und links ausdehnte. Nach einer halben Stunde sah er an dem Saume eines Gehölzes ein einsames Gehöft.

Ueberrascht blieb er stehen, „der Wolfskrug!“ rief er unwillkürlich aus. „Dort ist die Marke meiner Heimath. Es hat sich nichts verändert: die alten Linden, deren Umrisse dieselben Formen bilden wie vor zehn Jahren, beschatten das graue Dach mit den beiden Schornsteinen — hinter dem Giebel ragen die drei Pappeln empor, deren Wipfel ich so oft erstiegen habe — und dort auf dem Heideberge steht die alte Warte, in der ich mit Lebensgefahr die Eulennester aufsuchte! O schöne, glückliche Jugendzeit, könnte ich sie noch einmal durchleben!“

Der Reisende stützte sich auf seinen Stock und sah mehrere Minuten in die Landschaft hinaus, die sich wie ein reizendes Panorama vor ihm ausbreitete. Die Sonne warf schräge Strahlen herab, und in der warmen Luft jubelten die Lerchen, als ob sie dem Heimkehrenden ein Willkommen zuriefen. Er nahm den Hut ab und begrüßte, wehmüthig lächelnd, die Gefilde der Heimat. Dann schritt er, wie von neuer Kraft beseelt, hastig weiter.

„Wie werde ich die Leute antreffen, die mir lieb und theuer sind?“ murmelte er vor sich hin. „Werden sie mich auch, wenn sie noch leben, mit den alten Gesinnungen empfangen?“

Bald hatte er den Wolfskrug erreicht. Auf der Steinbank unter der großen Linde spielten drei Kinder,

zwei Knaben und ein Mädchen. Sie waren halb städtisch, halb bäuerisch gekleidet und liefen barfuß. Die Knaben sahen den Fremden mit dem großen, wilden Barte neugierig an; das kleine Mädchen stellte sich schüchtern hinter den ältesten Bruder, einen kräftigen braunen Knaben von acht Jahren. Freundlich grüßend ging er an der Gruppe der kleinen Weltbürger vorüber. Er betrachtete das Haus. Nichts daran hatte sich verändert. — Zwischen den Weinreben über der Thür stand der schwarze, aus Holz geschnitzte Wolf und sah mit seinen großen Glasaugen auf den Ankommenden. Die lechzende Zunge mußte man ihm erst kürzlich angestrichen haben, denn sie sah ziegelroth aus. Unter der Dachfirste, drei Fuß über seinem Haupte, hingen friedlich zwei Schwalbennester, in welchen die junge Brut laut nach Futter schrie.

Der Reisende ging über die halbdunkele Hausflur und trat in das Gastzimmer. Eine alte Uhr summte sechs Schläge. Das waren ihm wohlbekannte Klänge; wie oft hatte er die Schläge dieses Schwarzwälders gezählt. Als er den Hut auf den rothen Tisch warf, braus'te ein Schwarm Fliegen auf, wie Heuschrecken, welche die Luft verfinstern. Die kleinen Fenster mit den blinden Scheiben waren alle geöffnet. Draußen jauchzten die spielenden Kinder, in dem Hause war es still. Der Gast ließ sich auf einem Holzstuhle nieder, nachdem er die Jagdtasche

auf die Bank geworfen hatte. Ob Vater Polter, der sonst so aufmerksame Wirth, nicht mehr lebte? Da ließ sich plötzlich hinter dem großen Kachelofen ein schweres Husten hören. Der Reisende stand auf und trat näher: da sah er in dem großen Lehnstuhle von Juchten einen Greis, der sich fest in einen alten Schafpelz wickelte. Der Husten mußte ihn aus dem Schlafe geweckt haben — er sah mit seinen großen, trüben Augen den Gast an. Sollte dieser von Krankheit abgezehrte Greis Vater Polter sein, der seiner eisernen Gesundheit wegen früher beneidet ward? Die runden braunrothen Wangen waren verschwunden, das kurze schwarze Haar war dünn und schneeweiß geworden und das lange hagere Gesicht durchzogen tausend Furchen. Die skeletartigen Hände lagen wie abgestorben auf den schwarzen Lehnen des Sessels. Den Greis schien zu frieren, trotz der im Zimmer herrschenden Schwüle. Er starrte den Fremden mit ausdruckslosen Blicken an. „Guten Abend!" rief endlich der Gast.

„Guten Abend!" antwortete eine Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien.

„Wo ist Vater Polter?"

Der Greis lächelte, indem er murmelte:

„Vater Polter ist längst gestorben."

„Und wer seid Ihr denn?"

„Ich bin Vater Polter. Alle Welt kennt mich, und Ihr kennt mich nicht? Aber wer seid Ihr denn?"

Der Gast faltete die rauhen Hände, als ob er betete; er konnte nicht glauben, daß diese Jammergestalt der Mann war, den er vor zehn Jahren in Fülle der Kraft und Gesundheit verlassen hatte. Vater Polter mußte jetzt funfzig und einige Jahre zählen, und schon glich er einem mehr als siebzigjährigen Greise. Nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist schien früh gealtert zu sein, denn aus der kurzen Unterredung ließ sich schließen, daß der Alte seines Verstandes nicht mächtig war.

„Erinnert Ihr Euch wohl Georg Eckhardt's noch?" fragte der Gast näher tretend.

Des Greises Gedächtniß reichte nicht mehr so weit zurück. Er schüttelte den Kopf, griff nach einer Thonpfeife, die auf einem Tische neben dem Stuhle lag, und begann kalt zu rauchen; die Hand, welche die Pfeife hielt, zitterte heftig. Der Raucher schien denselben Genuß zu haben, als ob die Pfeife wirklich brennte, denn er spitzte die Lippen wie ein Mensch, der große Rauchwolken ausbläst. Sein Geist mußte sich mit selbst geschaffenen Dingen unterhalten, denn bald lächelte er selig vor sich hin, bald runzelte er die Stirn wie im Zorne und seine bleichen, schmalen Lippen zitterten. Vater Polter bot einen traurigen, bejammernswerthen Anblick. Der erste befreundete Mensch, den

Georg in der Heimath sah, war lebendig todt. Er nahm es als eine böse Vorbedeutung. So lange er denken konnte, war sein Vater mit dem Wolfswirthe eng befreundet gewesen, man hatte selbst die beiden Männer, die in gleichem Alter standen, die Unzertrennlichen genannt. Georg zitterte bei dem Gedanken an seinen Vater. Der Eintritt einer jungen Frau unterbrach sein trübes Sinnen. Georg erkannte sofort die Tochter des Hausherrn; war sie auch nicht mehr das schlanke, schmucke Lenchen mit den blühenden Wangen, den kirschrothen Lippen und den muntern braunen Augen, so hatte die frauenhafte Corpulenz dennoch die Züge nicht unkenntlich gemacht. Lenchen war eine hübsche, runde Frau geworden, die stark an ihre frühere Schönheit erinnerte.

„Wer ist der alte Mann dort?“ fragte Georg, der sich über die Identität desselben vergewissern wollte.

„Mein Vater, der frühere Besitzer dieses Hauses,“ war die Antwort.

Der Frau traten die Thränen in die Augen, als sie sah, daß der Alte mühsam aufstand und zu dem Fenster ging. Georg wollte den Schwankenden unterstützen.

„Stören Sie ihn nicht, lieber Mann,“ sagte Lenchen; „er glaubt sich noch so stark, daß er böse wird, wenn man ihn führen will. Ach, daß uns dieses große Unglück treffen mußte! Mein Vater ist stets ein so guter und braver

Mann gewesen, wo und wie er konnte — und nun muß er so entsetzlich leiden. Vor zwei Jahren hätten Sie ihn sehen sollen, da war er noch rüstig und fröhlich wie ein junger Mann von zwanzig Jahren. Da trug er seine Enkel auf dem Arme und tanzte mit ihnen um die Linde. Er bediente und unterhielt die Gäste, die bei uns vorsprachen. Jetzt kommt kein Mensch mehr; die Leute sagen zwar, das Leiden des armen Mannes ginge ihnen zu Herzen; aber sie bleiben weg, um diesen traurigen Anblick zu vermeiden. Das Unglück vertreibt die besten Freunde. Wie Sie ihn dort sehen, bleibt er so lange unbeweglich stehen, bis ihn die Schwäche übermannt; dann geht er an seinen Platz zurück."

„Er weint," sagte Georg. „Nun droht er mit der Faust — —"

„Oft lacht er laut auf, daß man sich vor ihm fürchten möchte. Uebrigens ist er nicht gefährlich, und wir können ihn unbesorgt allein lassen. Wollen wir ihn bereden unter die Linde zu kommen, so anwortet er, die Todten können nicht gehen. Sie müssen nämlich wissen, daß er sich für einen Todten hält. Ach, ich habe vergessen nach Ihrem Wunsche zu fragen.

„Lenchen, Sie erkennen mich wohl nicht wieder?" fragte der Gast, indem er die Hand der Frau ergriff.

„Ich erinnere mich nicht, lieber Herr" — —

„Es ist wahr, seit zehn Jahren habe ich meine Heimath nicht betreten; aber betrachten Sie mich nur!“

Lenchen schüttelte den Kopf.

„Georg Eckhardt steht vor Ihnen!“

„Großer Gott — Georg — Du — Sie —“

„Lassen wir es bei dem traulichen Du,“ rief Georg freudig bewegt. „Ich kehre zwar als ein armer Mann zurück — dort die Jagdtasche enthält mein ganzes Vermögen; aber meine Ehre ist makellos, ich kann Jedem mit freier Stirn in das Gesicht sehen. Mich hat das Unglück drüben über dem Meere verfolgt; Ihr seid in der Heimath von ihm heimgesucht. Erlaube mir, daß ich Dich noch Lenchen nenne wie zur Zeit unseres frohen Beisammenseins.“

„Georg, Georg, wie oft haben wir von Dir gesprochen! Aber ich gehe jetzt, um Dir einen Labetrunk zu holen.“

Sie eilte hinaus. Nach zwei Minuten trat sie mit einem Kruge schäumenden Bieres ein, den sie auf den Tisch setzte.

„Ja, Georg, nun erkenne ich Dich unter Deinem großen Barte wieder! Setze Dich, Du bist müde. Es freut mich, daß Du an unserm Hause nicht vorbeigegangen bist. Ach, könnte ich Dir nur angenehme Nachrichten von Deinen Eltern mittheilen! Du mußt es ja doch einmal

wissen, und darum will ich Dir sagen, daß Deine alte Mutter schon vor sieben Jahren gestorben ist."

„Meine Mutter, meine gute Mutter!" rief Georg. „Aber mein Vater?" fragte er hastig.

„Er liegt sehr krank; Du siehst ihn wohl noch wieder, wenn Du bald eintriffst. Armer Georg, ich will Dich nicht aufhalten — wir sprechen uns morgen, übermorgen wieder. Es wäre Sünde, wenn ich Dir verschweigen wollte, daß man mir vor einer Stunde erzählte, Herr Eckhardt werde heute wohl noch das Zeitliche segnen."

Georg warf seine Reisetasche über die Schulter, nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer. Lenchen begleitete ihn durch den Garten, von wo aus ein Fußweg über die Wiese dem Dorfe Bielenroda zuführte.

„Georg," sagte sie, „Du wirst Deinen Vater aber nicht mehr in der alten Wohnung finden."

„Wo denn?"

„Ach, es hat sich in Bielenroda viel geändert. Da ist eine große Fabrik entstanden, und in dem prächtigen Wohnhause dieser Fabrik findest Du Deinen Vater. Dieser Fußweg führt gerade auf das große Thor des Fabrikhofes. Du wirst es schon sehen; aber beeile Dich, beeile Dich!"

Georg ging rasch über den herrlichen, duftenden Wiesenplan. Als er aus einem Gehölze trat, lag das

Dorf dicht vor ihm. Zwischen den niedrigen, ärmlichen Hütten befanden sich hohe Dächer und Schornsteine, welche den Kirchthurm überragten, der ganze Ort hatte eine andere Physiognomie angenommen. Dem armen Georg schwindelte der Kopf. Seinen Vater, den bescheidnen, ärmlichen Müller von Bielenroda, sollte er in dem prächtigen Wohnhause finden, das sich vor allen andern Gebäuden unterscheiden ließ. Das Dorf in seiner regelmäßigen Gestalt glich einer kleinen Stadt. Unser Wandrer nahm sich nicht die Zeit Betrachtungen anzustellen und sich zu wundern; die Angst, den Vater nicht mehr am Leben zu finden, trieb ihn zur Eile an. Die Sonne senkte sich hinter die waldgekrönte Bergkette, an die sich das romantische Dorf wie an eine Wand lehnte. Auf den Wiesen waren Arbeiter beschäftigt, das Gras zu mähen. Georg flog an ihnen vorüber; er würde, wenn er sie angesehen, manches liebe Gesicht erkannt haben. Nun mußte der Steg über den breiten Waldstrom kommen, der früher einen Theil seines Wassers hergegeben, um die im Gebüsche versteckte Mühle des Vaters zu treiben. Statt des schmalen Weges, den die arme Gemeinde mühsam unterhalten, führte eine breite, elegante Eisenbrücke über den rauschenden Strom. Von der Brücke aus konnte man sonst die Mühle mit dem Strohdache und dem großen Schaufelrade sehen — sie

war verschwunden; statt ihrer erhob sich ein langes massives Gebäude mit acht bis zehn großen Wasserrädern, die der gewaltige Strom in voller Thätigkeit erhielt. Die Bauten waren nach dem neuen System und ersichtlich sehr solid ausgeführt. Georg, ein geschickter Mühlenbauer und Architekt, erkannte es auf den ersten Blick. Nun trat er durch ein prächtiges Eisengitter in einen weiten Hof, der von großen Gebäuden eingeschlossen ward. Vor ihm lag das stattliche Wohnhaus mit einer großen Freitreppe, auf deren Stufen exotische Gewächse in großen Kübeln standen. Die Fabrik glich dem Sitze eines reichen Landedelmannes. Und hier sollte er, wie Lenchen gesagt, seinen Vater finden.

„Er wird den Posten eines Werkführers bekleidet haben,“ dachte Georg.

Ein Arbeiter kam ihm entgegen.

„Wo finde ich Meister Eckhardt?“

„Meister Eckhardt?“ fragte der Mann und sah den Fremden erstaunt an.

„O, zögern Sie nicht, Freund!“ rief der athemlose Georg. „Er liegt krank, und ich muß ihn sprechen.“

„Sie meinen Herrn Eckhardt, den Besitzer der Fabrik? — ja, unser Herr liegt sehr krank. Fragen Sie dort im Wohnhause nach ihm.“

Der Besitzer dieses großartigen Etablissements war

also kein anderer als der Vater. Georg eilte in das Haus. An einer Thür las er „Comptoir.“ Er öffnete hastig und trat ein. Hier wiederholte er seine Frage nach dem Besitzer. Ein großer stattlicher Mann erhob sich von seinem Pulte, an dem er emsig gearbeitet hatte.

„Herr Eckhardt ist nicht zu sprechen.“

„Ich muß ihn sprechen.“

Georg sah nicht eben empfehlend aus; seine armselige bestaubte Kleidung, die alte Jagdtasche, der große Knotenstock und die Erregung von dem raschen Gehen paßten nicht in das Haus eines reichen Fabrikanten. Der Mann maß ihn mit den Blicken vom Kopfe bis zu den Zehen.

„Sie befinden sich in dem Comptoir des Herrn Eckhardt.“ — —

„Das sehe ich wohl!“ rief Georg, der wie auf Kohlen stand.

„Wenn Sie einen Auftrag auszurichten haben, so werde ich ihn in Empfang nehmen.“

„Ich will den Herrn selbst sprechen.“

„Er ist schwer krank.“

„Darum führen Sie mich sogleich zu ihm. Wo ist das Zimmer des Herrn?“

„Geduld! Geduld!“

Der dicke Herr im schwarzen Frack und weißer Cravatte zog an einer Glockenschnur. Ein Comptoirdiener in Livree trat ein.

„Gottfried!“

„Herr Commissarius?“

„Führe diesen Mann über den Hof auf die Landstraße. Weigert sich der unverschämte Bettler Dir zu folgen, so rufe einige Fabrikarbeiter und wende Gewalt an.“

„Gut, Herr Commissarius.“

„Fort, auf der Stelle!“

Georg zitterte am ganzen Körper. Wie ein Sinnverwirrter sah er durch das Comptoir. Mühsam sammelte er sich, um Alles, was er in der letzten Stunde gehört und gesehen, noch einmal zu überdenken. Es kam ihm wie ein Traum vor. Der Diener hatte den Muth nicht sich an dem starken Manne zu vergreifen, der mit rollenden Augen vor ihm stand. Georg betastete mit den Händen seinen Kopf, der vor Hitze und Aufregung zerspringen zu wollen schien.

„Kommen Sie,“ sagte schüchtern der Diener: „draußen wollen wir sprechen.“

Der Reisende verließ mechanisch das Comptoir, dessen Thüre sich hinter ihm schloß.

„Freund,“ sagte er murmelnd, „ich weiß nicht, was mit mir vorgeht. Ich muß wohl am unrechten Orte sein.“

„Wohl möglich.“

„Wie heißt denn dieses Dorf?“

„Bielenroda.“

„Und wo ist die Eckhardt’sche Mühle?“

„Die alte Papiermühle?“

„Ja, ja! zeigen Sie mir den Weg. Man sagt, mein Vater sei gefährlich krank — wie komme ich zu ihm? Ich kann mich hier nicht mehr zurecht finden.“

„Mein Gott, mein Gott!“ rief der Diener überrascht. „Sie sind doch wohl nicht Georg —?“

„Ich bin Georg Eckhardt. Wo ist denn meine Schwester?“

„Kommen Sie, kommen Sie, ich werde Sie führen.“

Das lohne Ihnen Gott, guter Freund!“

„Den Sohn vom Hause kann man doch nicht abweisen.“

Beide stiegen eine breite mit Teppichen belegte Treppe hinan. Einzelne Personen, die herabkamen, gingen langsam und leise. Sie sahen verwundert den bestaubten Reisenden an.

„Kennen Sie mich denn nicht?“ fragte der alte Diener.

„Nein.“

„Ich bin ja Gottfried, der frühere Werkführer Ihres Vaters.“

Georg blieb wie gebannt stehen; er sah den Mann

in blauer, mit Silber gestickter Livree an. Dieser reichte ihm weinend die Hand.

„Sie kommen zur rechten Zeit, Georg; man glaubt, Ihr Vater wird den nächsten Morgen nicht erleben. Er liegt schwer krank."

„Ach, Gottfried, ich würde Dich doch nicht wieder erkannt haben, auch wenn Du den gestickten Rock nicht getragen hättest. Aber wie hat sich denn hier Alles so wunderbar verändert?"

„Die alte Papiermühle ist längst verschwunden; dieses neue Etablissement ist das Werk Ihres Vaters. Später erzähle ich Ihnen mehr. Ja, man möchte wahrhaftig an Wunder glauben."

„Wohin führst Du mich?"

„Zunächst zu Ihrer Schwester. Ihre Ankunft wird die arme Elisabeth trösten, die Tag und Nacht weint. Hier ist ihr Zimmer."

Beide traten in ein kleines Vorzimmer. Während Georg seine Tasche und seinen Stock ablegte, öffnete Gottfried eine Thür, dann zog er den Reisenden in ein elegantes Zimmer. Eine junge Dame, kaum zwanzig Jahre alt, bleich und mit trüben Augen, saß am Fenster. Das glühende Abendroth beleuchtete den Fremden, der an der Thürschwelle stand. — Georg konnte nicht glauben, daß dieses zarte, schöne Mädchen seine Schwester sei, die

Tochter eines kleinen Papiermüllers. Elisabeth war eine aristokratische Erscheinung; ihr schwarzes Haar war nach der neuesten Mode coiffirt; der zarte Teint ihres reizenden ovalen Gesichts verrieth, daß man ihn mit Sorgfalt gepflegt hatte; ein einfaches Kleid von weißem Mousselin hüllte die schlanke, jugendliche Gestalt ein. An dem linken Arme, der das niedliche Köpfchen stützte, erglänzte ein kostbarer goldener Reif.

„Wer kommt?“ fragte sie, ohne ihren Platz zu verlassen.

„Fräulein Elisabeth,“ antwortete Gottfried, „wäre dieser Mann ein Fremder, ich würde ihn nicht ohne Weiteres zu Ihnen geführt haben; verständigen Sie sich nur mit ihm, ich muß in das Comptoir zurückgehen, wo ich heute den Dienst habe.“

Gottfried verschwand und schloß die Thür.

Jetzt verließ Elisabeth ihren Platz.

„Sie sind kein Fremder?“ fragte sie erregt.

„So sagt man mir; aber wenn ich mich und dieses fürstliche Haus betrachte, wenn ich der kleinen Mühle gedenke, die ich vor zehn Jahren verlassen habe, so fehlt mir der Muth an meine Heimath zu glauben.“

Elisabeth zuckte heftig zusammen.

„Georg, mein einziger Bruder,“ flüsterte sie kaum vernehmbar, „hat vor zehn Jahren das väterliche Haus

verlassen, um in der neuen Welt ein Glück zu suchen, das er in seiner Heimath nicht zu finden glaubte."

„Er hat es auch in der neuen Welt nicht gefunden! Elisabeth, Dein Bruder kehrt als Bettler zurück!"

Sie trat ihm rasch entgegen und reichte ihm die zarte weiße Hand.

„Georg, Deine Schwester heißt Dich willkommen! Die Sonne hat Dein Gesicht gebräunt, aber sie hat die große Aehnlichkeit mit unserm armen Vater nicht verwischt, die ich je deutlicher erkenne, je länger ich Dich betrachte Bruder, Du kehrst zu einer traurigen Stunde zurück" — —

Elisabeth verhüllte ihr Gesicht mit dem weißen Batisttuche; ein heftiges Weinen unterbrach ihre Worte.

„Der Vater ist dem Grabe nahe," rief Georg; „ich weiß es schon!"

„Erst vor einer Viertelstunde hat er von Dir gesprochen; er hegt weiter keinen Wunsch, als seine beiden Kinder an seinem Sterbebette zu sehen. Gottes Gnade läßt diesen Wunsch in Erfüllung gehen. Ach, ich habe Tag und Nacht bei ihm gewacht; die Erschöpfung zwang mich ein wenig Ruhe zu suchen. Bereiten wir uns auf die Trennung von unserem Vater vor."

„Ist denn keine Hoffnung mehr vorhanden?"

„Die Aerzte befürchten, daß der Tod diese Nacht noch erfolgen werde.“

Ein leises Klopfen an der Seitenthür ließ sich vernehmen. Die erschreckte Elisabeth beeilte sich zu öffnen. Eine alte Bäuerin trat leise ein. Sie starrte den Fremden an.

„Das ist Georg,“ rief sie plötzlich. „Das ist Georg, den ich als Kind auf meinen Armen getragen habe!“

„Margarethe! Margarethe!“ rief Georg.

Und er schloß die alte Magd, an die er so oft in fernen Landen gedacht hatte, wenn die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit erwachte, gerührt in seine Arme.

„Ich bin jetzt die Wärterin Ihres sterbenden Vaters!“ schluchzte sie. „Der brave Herr sollte das Glück nicht lange genießen, das ihm der Himmel bescheert. Ihre gute Mutter — aber wissen Sie es denn noch nicht?“

„Alles, Alles weiß ich! Wie geht es denn meinem Vater?“

„Ich soll Fräulein Elisabeth rufen. Wenn mich nicht Alles täuscht, so ringt er schon mit dem Tode.“

Das junge Mädchen brach in lautes Weinen aus.

„Margarethe, bereite den Vater auf Georgs Ankunft vor!“ schluchzte sie.

Die Wärterin trat zuerst leise in das Krankenzimmer. Die Geschwister folgten Hand in Hand. Das elegante

Gemach war mit Dämmerung erfüllt. In einem Bette, dessen weiße Vorhänge zurückgeschlagen waren, lag der sterbende Fabrikant. Ein Flügel des von dem Bette entfernten Fensters war geöffnet. Draußen in den Zweigen einer Linde zwitscherten die Vögel ihr Abendlied. Das Geräusch der Fabrik drang nicht bis hierher; eine feierliche Stille herrschte im Zimmer wie in dem duftenden Garten, der sich vor dem Fenster ausbreitete. Georg betrachtete die Züge des Vaters, die der Tod zu entstellen begann.

Elisabeth und Margarethe traten dem Bette näher.

„Lieber Herr," sagte die Wärterin, „Sie wollten Ihren Sohn sprechen?"

Der Kranke nickte mit dem Kopfe.

„Wenn das möglich wäre!" hauchte er vor sich hin.

„Es ist möglich."

„Ich würde leichter aus diesem Leben scheiden. Mein armer Georg, vielleicht ist er gestorben. Ich hätte ihn nicht ziehen lassen sollen."

„Georg ist hier!" rief Margarethe leise.

„Wo?"

„In Bielenroda."

„Man führe ihn zu mir, ehe mir die Kraft gebricht mit ihm zu sprechen!" rief der Kranke, indem er den Versuch machte sich emporzurichten.

Die Wärterin legte ihm ein Kissen in den Rücken, um ihm das Sitzen zu erleichtern. Dessen bedurfte es kaum, denn die Hoffnung, den Sohn zu sehen und zu sprechen, hätte die schwindende Kraft noch einmal gefesselt. Als Bruder und Schwester Hand in Hand näher traten, sah er sie mit großen, mattglänzenden Augen an.

„Vater, guter Vater!“ rief Georg.

Dann warf er sich an dem Bette nieder, ergriff die welke Hand des Kranken und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Elisabeth war so angegriffen, daß sie unwillkürlich neben dem Bruder niederkniete. Margarethe stand bebend im Hintergrunde. Die gute Alte war tief erschüttert; sie verschaffte ihrem Herzen durch ein Gebet Erleichterung.

Der Kranke schien die Nähe des Todes zu empfinden; der Drang sich mitzutheilen beherrschte ihn.

„Dich hat die Vorsehung geleitet, Georg,“ begann er mit bebender Stimme; „ich habe inbrünstig gebetet, daß sie Dich an mein Sterbebette führen möge — mein Gebet ist erhört. Ich segne Dich, mein Sohn, und Dich meine Tochter!“

Er legte seine bebenden Hände auf die Häupter der weinenden Kinder.

In diesem Augenblicke ließ sich die Abendglocke des Dorfes vernehmen, die den Arbeitern die Ruhestunde an=

zeigte. Sie verkündete dem Fabrikherrn die Stunde der ewigen Ruhe.

„Georg, ich richte meine Worte zunächst an Dich. Ich muß mich kurz fassen, damit ich Dir Alles sagen kann. Einem Papiere durfte ich meine Mittheilungen nicht anvertrauen, aber ich hätte sie Deiner Schwester gemacht, wenn Du nicht gekommen wärest. Nun ist es gut, Du bist da. — Georg, die Fabrik ist mein rechtmäßiges Eigenthum — das schwöre ich zu Gott, der mich auf seinem Richterstuhle erwartet. — Meine Kinder sind meine Erben — Georg, laß Dich durch Nichts abschrecken Dein Eigenthum zu vertheidigen — Du bist ein kluger und muthiger Mann — man wird Dir dein Erbe streitig machen — man wird mich verläumden, vielleicht eines Verbrechens zeihen — glaube dem Commissarius nicht — ich habe ihn für meinen Freund gehalten, aber er ist mein ärgster Feind — der Tod ereilt mich, darum kann ich mich nicht gegen ihn vertheidigen — —"

Der Sterbende sank zurück, er vermochte nicht sich länger aufrecht zu erhalten. Sohn und Tochter neigten sich über ihn, um die letzen Worte von seinen Lippen zu erhaschen. Mehrere Minuten verflossen, ehe der Fabrikant die Augen zum letzten Male öffnete. War es doch, als ob die Seele nicht entfliehen könne, bevor sie noch ein Bekenntniß abgelegt.

„Vater,“ fragte Georg, „haben Sie keine Papiere für Ihre Kinder?“

Der Sterbende nickte.

„Wo? Wo?“ fragten die Geschwister zugleich.

„Vater Polter im Wolfskruge verwahrt sie — außer ihm weiß kein Mensch darum — er kann auch als Zeuge auftreten. Der ehrliche Polter war mein Freund — wenn man Euch anficht — nach meinem Tode — berathet Euch mit ihm — das Taschenbuch enthält Alles — jede Auskunft über mein Vermögen — großer Gott — sei meiner Seele — gnädig!“

Nach einem kurzen Todesröcheln verschied der Greis. Haupt und Glieder sanken bleischwer in die Kissen zurück. Das glühende Abendroth drang durch eine Lichtung der Zweige in das Fenster und wob um das Antlitz des Entschlafenen einen Heiligenschein. Elisabeth lag weinend und betend auf den Knien; Georg betrachtete in männlicher Fassung die starren Züge des Vaters und dachte über die inhaltschweren letzten Worte desselben nach. Derselbe Mann also, der ihm den Eintritt in das väterliche Haus verweigert, war ein Feind des Verstorbenen.

„Mein Vater,“ murmelte Georg wie im Selbstgespräche, „Du bist einer unredlichen That nicht fähig, bist stets ein braver Mann gewesen; ich schwöre es bei Deiner Leiche, daß ich deine Ehre mit meinem Leben vertheidige!“

Die Nacht war angebrochen als Georg die Vorhänge des Bettes zusammenzog. Dann öffnete er die Thür des Nebenzimmers, in dem Margarethe die Domestiken versammelt hatte.

„Euer Herr ist todt!“ sagte Georg. „Betet für seine Seele.“

Die Domestiken, meistens schlichte Landleute, brachen in lautes Weinen aus. Mehrere begrüßten den Sohn vom Hause, und die Freude über das Wiedersehn milderte für Augenblicke den Schmerz und die Trauer. Dann verlangten sie den todten Herrn noch einmal zu sehen. Man zündete Kerzen an und öffnete das Sterbegemach. Die Kunde von dem Tode hatte sich rasch verbreitet. Eine Anzahl Fabrikarbeiter erschien in dem Zimmer, von Margarethe und Gottfried geführt. Sie umringten das Bett und beteten. Die ältesten Leute, die aus der Mühle in die Fabrik übergezogen waren, baten um die Erlaubniß, bei der Leiche ihres Herrn wachen zu dürfen. Sie ward ihnen gewährt.

„Ihr Freunde,“ sagte Georg mit starker Stimme, „mein guter Vater ist nicht mehr; aber er hat mir die Leitung der Geschäfte und die Sorge für seine braven Arbeiter übertragen — ich werde den letzten Willen des Verblichenen treulich erfüllen. Vertraut mir, wie Ihr meinem Vater vertraut, und wir werden uns des Segens erfreuen, zu dem sein rastloses Mühen den Keim gelegt

hat. Bis zum Begräbnißtage übergebe ich Euch die Leiche Eures Brodherrn."

Die Arbeiter machten ehrerbietig Platz, als Georg, seine Schwester an der Hand führend, das Sterbegemach verließ. In dem angrenzenden Zimmer trat ihnen der Commissar entgegen. Elisabeth stellte ihm den Bruder vor. Er bat um Verzeihung wegen des Empfangs und entschuldigte sich damit, daß er in dem schlichten Reisenden den Sohn vom Hause nicht vermuthen konnte.

„Der Tod Ihres Vaters überraschte mich nicht," fügte er hinzu; „der arme Mann hat seit länger als einem Jahre gelitten. Ich war sein Rechtsanwalt, und darum werden Sie die Angelegenheiten des Verstorbenen geordnet finden."

„Herr Commissar," entgegnete Georg, „mein braver Vater hat kaum die Augen geschlossen, und Sie sprechen schon mit mir von Geschäftsangelegenheiten. Ich verzeihe Ihnen diese Indelicatesse, weil Sie Rechtsanwalt sind. Den Fortbetrieb dieser Fabrik leite ich selbst — die Rechtsangelegenheiten besprechen wir nach dem Begräbnisse."

Georg und Elisabeth gingen weiter.

„Was ist das?" flüsterte der Commissar. „Eckhardt hatte ihm seine Befürchtungen mitgetheilt, er würde andernfalls nicht so gegen mich auftreten. Meine Vorbe-

reitungen sind getroffen, der Kampf mag beginnen. Bis zum Begräbnißtage sei Waffenstillstand."

Er mischte sich unter die Arbeiter und betrachtete einige Augenblicke den todten Fabrikherrn, den man mit frischen Blumen und Zweigen geschmückt hatte. Dann befahl er dem alten Gottfried, die Leute zu entfernen und das Zimmer zu schließen.

„Verzeihung, Herr Commissar, Georg hat die Erlaubniß ertheilt, daß die ältesten Arbeiter ihren Herrn bewachen."

„Wir bleiben," murmelten die Männer. „Das Zimmer braucht nicht verschlossen zu werden, wenn wir da sind. Und warum auch?

Der Commissar ließ noch demselben Abend den Arzt holen, um von ihm die Bestätigung des wirklich erfolgten Todes zu erhalten, die dieser auch ertheilte. Dann stieg er in einen Wagen und fuhr nach der zwei Meilen entfernten Stadt, die eigentlich sein Wohnsitz war.

Georg war so ermüdet und abgespannt, daß er sich zeitig zur Ruhe begab. Am nächsten Morgen besuchte er, geführt von seiner Schwester, die Bureaux und die verschiedenen Arbeitslocale. Hatte er das Aeußere bewundert, so setzte ihn die innere Einrichtung in Erstaunen. Eine musterhafte Ordnung herrschte überall, ganz so wie

man sie früher in der kleinen Mühle angetroffen hatte, von der jetzt auch nicht eine Spur mehr vorhanden war. In der nächsten Umgebung erinnerte Nichts mehr an jene Zeiten, in denen Meister Eckhard oft mit Sorgen und Noth zu kämpfen gehabt, weil ihm der fabrikmäßige Betrieb des Geschäfts arge Concurrenz machte. Seine Fabrikate, zwar gut und solide, wurden damals noch nach der alten Methode hergestellt, so daß er sie nicht zu den Fabrikpreisen liefern konnte, ohne einzubüßen oder doch auf allen Vortheil zu verzichten. Wie anders stellte sich jetzt die Arbeit heraus! Was man sonst in einem Jahre gefertigt hatte, ward jetzt in wenig Tagen geliefert. In den Magazinen lagen ungeheure Vorräthe, ein Umstand, der Georgs besondere Aufmerksamkeit erregte.

Man käm an einer Thür vorüber, die Georg öffnen wollte, die aber verschlossen war. Er sah seine Schwester fragend an.

„Dieß ist das Arbeitszimmer des Commissares," war die Antwort. „Ich werde Dir später mittheilen, was ich über sein Verhältniß zu dem Vater weiß. Des Mannes Treiben läßt auf großen Einfluß schließen, wenn er die ihm ertheilte Vollmacht nicht willkürlich überschritten hat. So oft ich den dicken Mann mi seinen kleinen schlauen Augen sah, konnte ich mich des Gedankens nicht

erwehren, daß er unserer Familie noch verhängnißvoll werden würde."

Die Geschwister gingen weiter. Mehr als ein altes, ebekanntes Gesicht trat Georg entgegen, mehr als eine Hand streckte sich ihm zum freundlichen Willkommen entgegen. Der Rest des Tages verfloß unter den traurigen Vorbereitungen zum feierlichen Begräbniß des Verblichenen. Gegen Abend führte Elisabeth den Bruder in das Arbeitszimmer des Vaters, das sich im Erdgeschosse des Wohnhauses befand. Jetzt erst fanden sie Zeit zu einer vertraulichen Unterhaltung.

„Schwester," sagte Georg, „ich habe bis jetzt nicht gefragt, woher unserm Vater die Mittel gekommen sind, um diese wahrhaft kolossale Umgestaltung seines Etablissements vorzunehmen. Du wirst meine Neugierde begreiflich finden" — —

„Ich habe mich auf die Befriedigung derselben vorbereitet. Das Wenige, was mir bekannt ist, werde ich Dir mittheilen. Die Natur der Sache ist der Art, daß sie ein Geheimniß unter uns bleiben muß. Ob und wie weit der Commissar davon unterrichtet ist, weiß ich nicht."

Elisabeth war heute völlig in schwarze Seide gekleidet; die Trauertoilette hob das Zarte ihres schönen Gesichts und die Biegsamkeit ihrer schlanken Gestalt besonders hervor. Haltung und Sprache waren die einer

fein gebildeten Dame. Der Bruder dagegen, der seine Toilette aus der Garderobe des Vaters vervollständigt hatte, glich einem derben Oekonomen.

„Ich beginne mit der letzten Zeit unseres Aufenthaltes in der kleinen Mühle. Du verließest uns und Europa, weil Du Deine Kenntnisse und Deine Thätigkeit in dem Lande der Unternehmungen, wie Du Amerika nanntest, besser verwerthen zu können glaubtest; und Du hattest damals Recht, weil der Vater weder den Willen noch die Kraft hatte, auf Deine Neuerungspläne einzugehen. Ungefähr einen Monat nach Deiner Entfernung kam der Vater verzweiflungsvoll nach Hause; er brachte die Nachricht, daß er durch das Fallissement eines Handelshauses in der Stadt, dem er große Partien Waaren geliefert, die Summe von sechstausend Thalern verloren habe. Und auf dieser Summe beruhte alle seine Hoffnung. War ich auch damals erst zehn Jahre alt, so theilte ich doch den Schmerz der Eltern. Ich begriff, daß ein solcher Verlust so leicht nicht auszugleichen war. Der Vater schlich wie ein Schatten umher, er saß stundenlang in seinem kleinen Stübchen, dessen Fenster nach dem Wasser hinausging. Sein einziger Spazirgang war der nach dem Wolfskruge. Einst drängte ein Gläubiger auf Bezahlung und drohete die Mühle verkaufen zu lassen.

„Das fehlte noch," hörte ich den Vater sagen, „kommt

mein Grundstück zum Verkaufe, so bin ich ein ruinirter Mann. Frau, wir müssen zum Bettelstabe greifen."

„Sprich mit Deinem Freunde Polter," sagte die weinende Mutter; „er ist wohlhabend und kann Dir helfen."

„Wenn er will," murmelte der Vater. „Man komme nur in der Noth zu den Freunden — ich kenne das! Mit der Freundschaft ist es aus. Unsere Verlegenheit darf nicht ruchbar werden, so lange es geht."

„Aber es kommt ja doch auf einen Versuch an, lieber Mann."

„Er blieb beharrlich bei seiner Weigerung. Ein Bote vom Gericht kündigte den letzten Zahlungstermin an. An diesem Tage ging der Vater nach dem Wolfskruge und ich mußte ihn, wie gewöhnlich, begleiten. Während ich mit Lenchen unter der Linde plauderte und der Vater sich im Zimmer befand, fuhr eine Extrapost vor den Krug. Es war dies ein seltenes Ereigniß in der einsamen Gegend. Ein alter Diener stieg von dem Bocke und öffnete den Schlag des Wagens. Ehrerbietig half er einer Dame aussteigen. Polter erschien und führte die Reisende, deren Gesicht ich nicht sehen konnte, in das Haus. Ich betrachtete den schönen Wagen und den Postillon, der sich unter der Linde erquickte. Vielleicht zehn Minuten nach der Ankunft der Dame trat unser

Vater aus dem Hause; er ergriff meine Hand und führte mich nach dem Dorfe zurück. Während des ganzen Wegs sprach er kein Wort; in der Mühle sagte er der Mutter:

„Polter kann nicht, weil er nicht will! O, ich habe es mir gleich gedacht."

„Am nächsten Morgen begoß ich die auf der Wiese ausgebreitete Wäsche; da kam der Wirth aus dem Wolfskruge mit der fremden Dame auf mich zu. Die Dame war nicht mehr ganz jung, aber nach meiner Ansicht sehr schön. Sie sprach freundlich mit mir, streichelte mir das Gesicht und fragte nach meinem Alter und ob der Vater zu Hause sei. Nachdem sie mich vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtet hatte, ging sie mit ihrem Begleiter über den Steg und verschwand in der Mühle. Als ich nach vollbrachtem Geschäfte heim kam, sah ich den Vater und die Fremde im Garten auf- und abgehen. Polter unterhielt sich vor dem Hause mit der Mutter. Endlich gingen die beiden Gäste, und der Vater versprach in den Wolfskrug zu kommen. So geschah es. Wir mußten mit der Dame das Abendessen in der Laube einnehmen, während dessen sie sich freundlich mit mir unterhielt. Was nun später in dem Hause verhandelt wurde oder verging, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur, daß der Vater besonders guter Laune war und der Mutter zurief: „die Sache ist geordnet." Einige Tage darauf kam der Wolfskrüger,

wie er genannt wurde, mit seinem offenen Wagen und holte den Vater zu einer Reise ab. Am dritten Tage kam er zurück. Ich habe ihn nie so heiter gesehen. „Wäre Georg hier!“ sagte er mehr als einmal; „jetzt könnte er Beschäftigung finden, wie er sie wünschte.“ Nun kamen Männer aus der Stadt, die Messungen am Flusse vornahmen und den Garten und die Felder untersuchten, die zu der Mühle gehörten. Wenn ich nicht irre, so habe ich auch den Commissar unter den Männern bemerkt, er war dabei mit Schreiben beschäftigt. Um diese Zeit brachte mich der Vater nach der Stadt in eine Erziehungsanstalt; ich bekam schöne Kleider und ward in Allem unterrichtet, was eine Dame vom Stande wissen muß. Als ich ein Jahr später die Eltern besuchte, war die alte Mühle verschwunden; statt ihrer erhob sich ein schönes Gebäude mit großen Wasserrädern. Gegenüber waren mehr als hundert Arbeiter mit Bauen beschäftigt. Der Vater empfing mich in einem eleganten Zimmer. Die Mutter sagte mir, daß eine große Erbschaft angekommen sei. Nach zwei Jahren war das ganze Etablissement vollendet. Der Aufträge aus allen Gegenden kamen so viel, daß sie die Fabrik kaum ausführen konnte. Man sprach von einem Geheimnisse, mittels dessen das schöne Papier fabricirt werde. — Nicht zufrieden mit dem, was ich in der Erziehungsanstalt gelernt hatte, sandte mich der Vater

nach Paris, damit dort in einem der ersten Pensionate meine Erziehung vollendet würde. In Paris erhielt ich die Nachricht von dem Tode der Mutter. Dies war der erste Schlag, der mich in meinem glücklichen Leben traf. Wiederum verfloß ein Jahr, da kam der Vater und holte mich ab; er war ein ganz anderer Mann geworden, Niemand sah es ihm an, daß er früher ein schlichter Papiermüller gewesen. Er sprach von seiner blühenden Fabrik, freute sich über seine Tochter und bedauerte, daß sein Sohn Nichts von sich hören lasse, dem er eine passende Stellung anweisen könne. Da die gute Mutter gestorben sei, wolle er wenigstens seine Tochter bei sich haben, damit er nicht allein stehe. Wir kamen in Bielenroda an. Das Etablissement war so glänzend, der Aufenthalt war so schön, daß ich für das große Leben in Paris vollkommen entschädigt wurde. Hatte ich früher oberflächlich über die wunderbare Veränderung unserer Lage nachgedacht, so begann ich nun mich ernstlich damit zu beschäftigen. Da der Vater schwieg, legte ich mich auf Beobachtungen. Zunächst fiel mir der Commissar Egidi auf, der nicht selten sechs bis acht Tage in Bielenroda blieb und fast unabhängig von dem Vater in seinem Zimmer arbeitete, das er doppelt verschloß, wenn er nach der Stadt zurückkehrte. Der Vater schien sich wenig um ihn zu kümmern; er leitete mit heiterem Sinne die Fabrik

und machte von Zeit zu Zeit kleine Geschäftsreisen. Einst war er auch abwesend, da kam der Wolfswirth, den ich lange nicht gesehen hatte. Ich empfing ihn freundlich.

„Wo ist der Vater?“ fragte er ängstlich.

„Seit gestern verreis't.“

„Er sah mit verstörten Blicken durch das Zimmer, als ob er einen Gegenstand suchte. Dann warf er sich wie erschöpft auf einen Stuhl.

„Wann kehrt mein Freund zurück?“

„Ich weiß es nicht; muthmaßlich in einigen Tagen.“

„Hm! Hm!“ murmelte Polter, indem er mit der Hand über seine schweißtriefende Stirn strich.

„Haben Sie nothwendig mit ihm zu sprechen?“

„Sonst, mein Fräulein, wäre ich nicht gekommen. Wahrhaftig, ich wäre in meinem Kruge geblieben.“

„Dann lachte er so unheimlich, daß ich erschrak. Er lehnte den Kopf zurück und blieb mehrere Minuten mit geschlossenen Augen in dieser Lage. Plötzlich fuhr er auf.

„Wie war es in Paris, mein liebes Fräulein?“ fragte er in einem Tone, den ich für höhnend hielt.

„Sie sind mein Pathe, Herr Polter, und nennen mich Fräulein“ —

„Die Zeiten und Umstände haben sich geändert, gewaltig geändert!“ rief er mit grinsender Freundlichkeit. „Ich bin der Bauer, der Wolfskrüger geblieben — und

meine Pathe ist eine feine, vornehme Dame geworden. Man kennt den schuldigen Respect."

„Sie sprechen so sonderbar, Herr Polter!"

„Ach, es ist wahr, Lisbeth, ich thue Dir offenbar Unrecht. Du bist ja allen Anforderungen, die man an Dich gestellt hat, so gut nachgekommen, daß man Dir keinen Vorwurf machen kann. Gut, daß Du eine feine Dame geworden bist! Die Tochter des reichen Eckhardt kann sich sehen lassen. Für mein liebes Pathchen ist kein Fürst zu gut. Das hast du mir zu danken mein Kind — nicht wahr, ich habe rechtschaffen als christlicher Pathe gehandelt? Es soll auch ferner geschehen, verlaß Dich darauf. Ach, wäre nur Dein Vater da! Ich hätte gern heute mit ihm gesprochen."

„Ich hielt den Mann für berauscht, weil er mir so unbegreifliche Dinge sagte, und diese Annahme ward dadurch bestätigt, als er aufstand und schwankend durch das Zimmer ging. Er trat an das Fenster. Nachdem er lange hinaus gesehen, murmelte er wie im Selbstgespräche:

„Dort an der Ecke, wo jetzt das große Wehr rauscht, hat die alte gute Mühle gestanden — ich wollte, sie stände noch da. Es ist mir gar nicht recht, wenn ich die stattlichen Fabrikgebäude sehe und Menschen mit großen, wilden Bärten begegne. Das Geschäft geht gut?" rief er, sich zu mir wendend.

„Ich glaube es wohl, Herr Polter."

„Lisbeth, Lisbeth!" rief er plötzlich. „Du hast bessere Augen als ich — sieh, wer ist der Mann, der über den Hof geht? Erkennst Du ihn?"

„Es ist der Justiz-Commissar Egidi."

„Ach, der kommt gelegen, ich werde mit ihm sprechen."

„Ohne zu grüßen entfernte er sich hastig; ich sah ihn über den Hof schwanken und in dem Fabrikgebäude verschwinden. Das Betragen des sonst so guten und rechtschaffnen Mannes, der für ein Muster der Ordnung galt, setzte mich in Erstaunen. Seit meiner Rückkehr aus Paris hatte ich ihn nur einmal gesehen, und zwar bei Gelegenheit eines Besuchs in dem Wolfskruge. Wann er die Fabrik verlassen, weiß ich nicht, denn der anbrechende Abend verhinderte mich Beobachtungen anzustellen. Als der Vater von der Reise heimkehrte, erzählte ich ihm den Vorfall. „Der gute Mann hat einen Rausch gehabt," sagte er lächelnd; „die Zeit wird ihm lang in seinem einsamen Hause." Schon am nächsten Morgen ging der Vater nach dem Wolfskruge. Es war dies das letzte Mal, daß die beiden Freunde sich gesehen haben. Der Vater ward krank, und von Polter hörte ich, daß er sich dem Trunke ergeben habe. Mit der zunehmenden Krankheit des Fabrikherrn mehrte sich der Geschäftseifer des Commissars. So verfloß das letzte Jahr. Ach, Georg,

ich habe einen traurigen Winter verlebt; Angst um das Leben des Vaters und die Anstrengungen des Nachtwachens haben meine Gesundheit erschüttert!“

Georg hatte aufmerksam zugehört. „Wie benahm sich der Commissar dem Kranken gegenüber?“ fragte er.

„Er selbst hat ihn nur selten besucht; auch verhinderte er den Besuch befreundeter Personen. In der letzten Zeit begleitete er den Arzt, so oft er kam, an das Krankenbett.“

„Hier müssen seltsame Verhältnisse obwalten, Schwester. Der Vater hat uns an Polter verwiesen, wenn der Commissar, den er als Feind bezeichnet, seine Ehre angreifen sollte. Ich habe Polter gestern gesehen — der Mann ist seines Verstandes nicht mächtig. Von ihm können wir nichts hoffen. Erwarten wir also die Angriffe unseres Gegners, wir werden danach die Mittel der Abwehr wählen. Und sonst hast Du Nichts über die Quelle erfahren, aus welcher dem Vater das Vermögen geflossen?“

„Nichts!“

„Und Du hegst auch keine Vermuthung?“

„Keine.“

Man durchsuchte jetzt das Bureau und den Secretair des Verstorbenen — es fanden sich große Summen in Banknoten, Staatspapieren und Actien vor, aber nicht ein Blatt, das den geringsten Aufschluß geben konnte.

Die Handbücher waren in musterhafter Ordnung; bei oberflächlicher Durchsicht derselben fand Georg, daß namhafte Summen an den Commissar und den Wolfskrüger gezahlt waren, und zwar in regelmäßigen Zwischenräumen. Dies erregte die Vermuthung, daß Beide Antheil an dem Geschäfte hatten, wenn gleich die Zahlungen in dem Geheimbuche notirt waren. Man prüfte und suchte bis spät in die Nacht — alles und jedes Bemühen war vergeblich.

Am dritten Tage ward der Fabrikant Eckhard zu Grabe getragen. Der Dorfpfarrer hielt eine lange Rede an die zahlreiche Versammlung, rühmte die Tugenden des Verblichenen, ermahnte zur Nacheiferung, sprach den Segen, und die Sache war abgethan. Man unterhielt sich mehr von dem aus Amerika so rechtzeitig zurückgekehrten Sohne als von dem Vater, über dessen unverhoffte Erbschaft schon viel gesprochen war. Der Commissar war bei der Bestattung nicht erschienen. Zurückgekehrt von dem Friedhofe, ließ Georg den alten Werkführer Gottfried kommen, der seit der neuen Einrichtung als Comptoirdiener figurirte.

„Gottfried," redete er ihn an, „ich weiß, Ihr habt stets dem Vater treu angehangen, Ihr habt die guten und bösen Tage mit ihm getheilt — werdet Ihr Euere Ergebenheit auch auf mich übertragen?"

„Herr Georg, erlauben Sie mir altem Manne, daß ich Sie noch so nenne — Fräulein Lisbeth kann sich nicht mehr über Ihre Rückkehr gefreut haben als ich. Sie machen mich glücklich, wenn Sie mir vergönnen, daß ich in Ihrem Dienste sterbe. Glauben Sie nur, ich war dem seligen Herrn mehr ein Freund als ein Diener."

„Ich weiß das, und wenn Ihr wollt, mag dasselbe Verhältniß unter uns fortbestehen."

„Ob ich will!" rief der Greis mit Thränen in den Augen. „Mein einziger Wunsch auf dieser Welt ist ja nun erfüllt. Fräulein Lisbeth — nun, es mag auch wohl daran liegen, daß sie so lange in großen Städten gelebt hat — Fräulein Lisbeth hat mich vergessen, sie hat mich nur als den Diener vom Hause betrachtet. Ihr Vorschlag, Herr Georg, tröstet mich einigermaßen über den Tod meines guten Herrn, dem ich vielleicht bald nachfolgen werde, denn das Alter fängt doch an mich zu drücken. Aber so lange ich noch ein Glied regen kann, werde ich Ihnen in Liebe und Treue ergeben sein."

„Gut, Gottfried, Du kannst es sogleich beweisen."

„Gern, Herr!"

„Du bist der Freund meines Vaters gewesen."

„Ja, lange, lange Zeit. Es sind dreiunddreißig Jahre, daß ich ihm gedient habe. Ich bin mit ihm in die Mühle gezogen; ich habe seine Braut, Ihre selige Mutter,

mit eingeholt; ich habe die Kutsche gesehen, die Sie zur Taufe in die Kirche brachte" — —

Der alte Mann hätte vielleicht die ganze Geschichte der Familie erzählt, wenn ihn Georg nicht unterbrochen hätte:

„Gottfried, ich kann mich auf Euch verlassen?"

„Wie auf sich selbst."

„So werdet Ihr die Frage, die ich jetzt an Euch richte, ob Ihr sie beantworten könnt oder nicht, stets als ein Geheimniß bewahren."

„Das schwöre ich Ihnen!"

Der Greis reichte dem jungen Mann die Hand. Dieser zog ihn näher an sich und fragte leise, als ob er fürchtete von einer dritten Person gehört zu werden:

„Wißt Ihr, wen mein Vater beerbt hat?"

Gottfried schüttelte treuherzig den Kopf.

„Nein," antwortete er, „das weiß ich nicht."

„Ihr habt auch sonst Nichts erfahren?

„Nicht das Geringste."

„Habt auch keine Vermuthungen?"

Der Greis blickte den Fragenden treuherzig an.

„Keine Vermuthungen. Wenn sonst ein Unglück eintraf, so klagte es mir der selige Herr, und ich wußte auch, daß die Mühle verkauft werden sollte. Da fragte er: Gottfried, was soll ich beginnen? Aber als das Glück

einzog, da erfuhr Gottfried Nichts mehr; da wurde mit ganz andern Personen verhandelt. Ich bin nicht neugierig, das weiß Gott; aber ich hätte doch gern an dem Glücke meines Herrn mehr theilnehmen mögen, als ich konnte Der Herr Commissar wird es wohl wissen. Beruhigen Sie sich nur, Herr Georg, Herr Eckhardt wird wohl gewußt haben, was er that. Ich bin fest überzeugt, er hatte seine Gründe, über die Sache zu schweigen."

„Aber, Freund, was haltet Ihr von dem Commissar?"

„Er war ein guter Freund des Verstorbenen — mehr weiß ich nicht. Wie man sagte, hat er während der Krankheit die Bücher geführt."

Die Unterredung blieb ohne Resultat. Gegen Abend ging Georg nach dem Wolfskruge. Elisabeth wußte nicht darum, da er in der Absicht das Haus verlassen hatte, die neuen Wasserbauten zu besehen. Der Entschluß, den alten Polter zu besuchen, war erst später in ihm entstanden.

Die Dorfuhr schlug sechs, als er über die Brücke ging. Die Sonne verbreitete jene stechende Hitze, die ein Gewitter zu verkünden pflegt. Einzelne Landleute, die aus dem Felde zurückkehrten, grüßten ehrerbietig den ernsten Mann in Trauer. Eine halbe Stunde später stand Georg unter der großen Linde. Lenchen saß mit ihren Kindern auf der Bank. Kaum hatten sich die Ju=

gendbekannten begrüßt, als ein bäuerlich gekleideter Mann rasch aus dem Hause trat.

„Philipp," rief ihm Lenchen entgegen, „hier ist Georg Eckhardt; er wird sich freuen, meinen Mann kennen zu lernen."

Philipp war eine kräftige Gestalt und mochte zwei- bis dreiunddreißig Jahre zählen. Sein volles, rothes Gesicht verrieth Guthmüthigkeit und Biederkeit, wenn auch eben nicht viel Verstand. Verwirrt dankte er auf Georgs Gruß.

„Mann, was ist Dir," fragte das lebhafte Lenchen. „Du siehst ja so erschreckt aus?"

„Ich glaube es wohl. Frau, wir müssen anders für den Vater sorgen. Ich kann die Verantwortung für ihn nicht länger übernehmen."

„Warum denn? Was ist denn wieder geschehen? Sprich nur, Georg kann Alles wissen."

„Ich habe schon oft bemerkt, daß der Alte, wenn die Feierabendglocke im Dorfe läutete, an das Fenster trat und bald zornig bald lachend lange hinaussah. Mitunter drohete er auch mit der geballten Faust — heute machte er den Versuch hinauszusteigen; ich traf ihn, als er mit dem Oberkörper über die Brüstung hinausbog. Er würde den Hals gebrochen haben, hätte ich den schwachen Mann nicht zurückgezogen. Für den Dienst, den ich ihm ge-

leistet, schlug er mir zornig die Pfeife ins Gesicht. Jetzt sitzt er wieder wie ein Stück Holz in seinem Stuhle. Wir können ihn nicht mehr ohne Aufsicht lassen, wie bisher."

Lenchen schüttelte schmerzlich ihr Haupt.

„Ach, das ist recht traurig!" flüsterte sie „Wir werden wohl den Rath des Pfarrers befolgen müssen."

„Was hat der Pfarrer gerathen?" fragte Georg.

„Wir sollen unsern Vater in das Irrenhaus bringen, denn er könne wohl noch geheilt werden, da seine Geisteszerrüttung noch nicht so alt wäre."

„Ich rathe nicht dazu," sagte Georg; „wenn man ihn aus seiner gewohnten Umgebung entfernt, ist es nicht unwahrscheinlich, daß das Uebel sich verschlimmert. Hat sich denn in der Familie etwas ereignet, das man für den Grund der Geisteszerrüttung halten könnte?"

„Wir wissen Nichts; er kam eines Abends von Bielenroda zurück; ein heftiges Gewitter hatte ihn überrascht, er war bis auf die Haut durchnäßt, klagte über Frost und Kopfschmerz, legte sich zu Bett, ward ernstlich krank, und seit dieser Zeit ist er geblieben, wie Sie ihn jetzt sehen. Nun meint er, er sei gestorben und begraben."

Ein Windstoß schüttelte die Wipfel der hohen Linden; auf dem trockenen Fahrwege, der an der Schenke vorüberführte, wirbelte eine große Staubwolke empor. Vom

Walde her zogen rasch dunkele, schwere Wolken heran. Lenchen lud den Gast ein in die Stube zu treten und das Vorübergehen des Gewitters abzuwarten. Georg nahm die Einladung an. Während Philipp eilig Fenster und Thüren schloß, ging Georg mit Lenchen und den Kindern in das Zimmer. Er hatte die Absicht, die Frau über die Dame auszufragen, die Elisabeth vor zehn Jahren gesehen haben wollte. Da Lenchen um jene Zeit schon eine Jungfrau von neunzehn bis zwanzig Jahren gewesen, mußte sie mehr wissen als das zehnjährige Kind.

Nach wenigen Minuten schon begann das schwere Gewitter sich über der Gegend von Bielenroda zu entladen. In dem großen Gastzimmer, das nur kleine Fenster in dicken Mauern hatte, war es plötzlich dunkel geworden. Die ersten Donnerschläge krachten mit einer Gewalt, daß das Haus erbebte. Thüren und Fenster klirrten. Ein wolkenbruchähnlicher Regen schoß rauschend aus den Wolken herab. Philipp trat hastig in das Zimmer.

„Um unsere Ernte ist es geschehen!“ rief er bestürzt. „Der Hagel fällt nach Bielenroda zu so dicht herab, daß die ganze Gedend weiß aussieht. Und dort liegen meine besten Ackerstücke.“

Schnell auf einander folgende grelle Blitze zerrissen das Dunkel. Die drei Kinder drängten sich an die Mutter und verbargen ihre Gesichter in dem Kleide derselben.

Der Mann, ein schlichter, frommer Bauer, stand neben seiner Familie, hielt die mit Pelz verbrämte Mütze in beiden Händen und betete murmelnd um Schonung seiner Früchte. Lenchen weinte, sie wußte, was auf eine glückliche Ernte ankam, und seit langen Zeiten hatten die Felder einen so reichen Ertrag nicht versprochen. Das Unwetter ras'te mit stets zunehmender Gewalt. Draußen krachten die riesigen Zweige der alten Linde, die durch Eisenbänder und Klammern zusammengehalten wurden. Sie beugten sich so tief, daß sie beim Zurückweichen die Ziegel von dem Dache rissen, die klirrend auf den gepflasterten Boden fielen. Der Schrecken der versammelten Familie grenzte an Betäubung — wie eine kleine zusammengekauerte Schafherde stand sie in der Mitte des Zimmers. Georg lehnte, die Arme verschränkt, an dem Ständer, der die Decke trug, und beobachtete den Alten in seinem Stuhle. Nur wenn ein Blitz herniederzuckte, konnte er das bleiche Gesicht desselben deutlich unterscheiden.

So verflossen Minuten der Angst und des Schreckens, die den armen Menschen wie Stunden erschienen. Plötzlich erhob sich in der Ferne ein Geknatter, das mit der Schnelle des Blitzes näher kam und in einem furchtbaren Donnerschlag endete. Der Boden zitterte, das Haus schien zu wanken. Eltern und Kinder sanken schreiend auf die

Kniee nieder. Dem grauenhaften Schlage folgte eine augenblickliche Stille; man hörte nur das starke Rauschen des Regens, der in Fluthen herabströmte. Georg verlor den Wahnsinnigen nicht aus den Blicken, denn er hatte bemerkt, daß die todten Züge desselben sich belebten und die Augen eine ungewöhnliche Erregung verriethen. Bei dem letzten Schlage hatte sich Vater Polter erhoben. Er trat langsam hinter dem Ofen hervor. Die Jacke von hellem Kattun stand offen auf der Brust; die Nachlässigkeit, mit der er gekleidet war, vermehrte das Unheimliche seiner Erscheinung. Es war, als ob das spärliche weiße Haar auf seinem Schädel, das die große Glatze wie ein dürftiger Kranz einschloß, sich emporsträubte. Die rechte Hand, die durch die entsetzliche Magerkeit ungewöhnlich lang erschien, hielt die zerbrochene Pfeife. Ein neuer Blitz beleuchtete grell die Scene. Da schritt der Greis zu dem Fenster. Lenchen wollte ihn zurückhalten; Georg hinderte sie daran Der Alte hatte sich mit beiden Armen auf die Brüstung gelegt und sah durch die schmuzigen Scheiben.

„Kinder," rief er, „geht unter der Linde weg, der Commissar will ein Grab machen lassen! Ich bin ja todt, man muß mich auch begraben. Warte nur, Freund Eckhardt, ich werde Dir helfen. Ha, ha, ha, wie ungeschickt! die Herren können mit dem Spaten nicht umgehen! Da muß ich wohl helfen, wenn ich zur Ruhe will!"

Die Worte des Wahnsinnigen durchschnitten dem armen Georg das Herz; der kranke Geist beschäftigte sich mit dem verstorbenen Vater und dem Manne, den dieser auf dem Sterbebette als seinen Feind bezeichnet. Daß Polter der Dritte in dem geheimnißvollen Bunde sei, unterlag keinem Zweifel. Von ihm allein war also etwas Näheres zu erfahren.

Ein schallendes oder richtiger ein schrillendes Gelächter, eigenthümlich wie es nur ein Wahnsinniger ausstoßen kann, unterbrach die Stille.

„Begrabt mich nur," fuhr der Alte fort; „ich habe lange gewartet, die Dame kommt nicht wieder — Hu, der Blitz! er wird noch in die Mühle fahren. Was thut's? Ihr braucht sie nicht abzureißen — Eckhardt, Deine Lisbeth muß in einem schönen Hause wohnen, sonst ist's Nichts."

Jetzt streckte der Alte seine Hand aus und trommelte an dem Fenster. Er jauchzte laut auf, wenn ein Blitz vorüber zischte, und suchte ihn zu erhaschen wie ein Kind, das Fliegen fängt.

„Sein Geist ist völlig zerstört!" dachte Georg. „Von ihm darf ich weder Aufklärung noch Hülfe erwarten."

„Ich gehe, Herr Commissar," rief der Kranke höhnisch lachend. „Die bewußten Papiere liegen neben mir in dem Grabe, und wo das Grab ist, werden Sie nie erfahren.

Lenchen und Philipp wissen es nicht einmal. Wenn die Dame nicht selbst kommt — Eckhardt, ich bin dein Freund, verlaß Dich auf mich. Aus meinem Grabe läßt sich das eiserne Kistchen nicht stehlen. Der Blitz erwärmt — das ist ein schönes Feuer!"

„Er spricht heute zum zweiten Male von dem Kistchen!" flüsterte die Frau.

„Die Sache ist mir von Wichtigkeit," flüsterte Georg zurück. „Könnten wir doch Näheres darüber erfahren."

Lenchen trat ihm näher.

„Vater!" rief sie. „Soll ich Euch das Kistchen holen? Ihr wollt es ja gerne haben."

Er wandte sich rasch zurück.

„Das Kistchen?" murmelte er.

„Sagt mir nur, wo es ist, ich werde es schon holen."

„Nein, nein, wenn Eckhardt kommt — nur er selbst — damals blitzte und donnerte es wie heute — wir sind alte Freunde — aber Eckhardt darf nicht kommen — still, still, der Commissar hört es — ach, der möchte Alles wissen! Begrabt mich nur — Eckhardt weiß, daß er es in meinem Sarge findet! O, wie der Blitz brennt!"

Der Greis legte die Hand an den Kopf. Als er sie zurückzog, starrte er seine Tochter an. Dann ging er nach dem Stuhle, setzte sich langsam nieder und versank in das frühere Schweigen, in die frühere Regungslosigkeit. Die

Heftigkeit des Gewitters ließ nach, die Blitze kamen seltener und der Donner grollte in der Entfernung. Nach und nach ward es heller. Philipp ging um zu sehen, ob das Wetter Schaden angerichtet habe. Lenchen und Georg erschöpften sich in Fragen — Vater Polter saß stumpfsinnig da, er gab keine Antwort. Die Frau versicherte, daß nun keine Sylbe von ihm heraus zu bringen sei. Georg leitete das Gespräch auf die räthselhafte Dame — Lenchen wußte nicht mehr als Elisabeth; sie fügte nur hinzu, daß die Fremde in der Nacht abgereis't sei. Am folgenden Morgen habe der Vater seinen Korbwagen bestiegen und sei in Geschäften, wie er gesagt, verreis't. Als er nach drei Tagen zurückgekehrt, sei er sehr heiter gewesen; sonst aber habe sich nichts Auffallendes ereignet und die Dame sei vergessen worden. Später, als der Bau der Fabrik begonnrn, habe er von einer Erbschaft gesprochen, die seinem Freunde Eckhardt aus Amsterdam zugefallen sei.

Georg bat Lenchen, den Vater zu überwachen und sich seine zufälligen Aeußerungen genau zu merken. Der Commissar, von dem der Kranke gesprochen, müsse fern gehalten werden, denn er sei kein Freund seines verstorbenen Vaters und Polter selbst fürchte ihn, wie sich aus seinen Phantasien schließen lasse. Er sprach sogar die Vermuthung aus, daß zwischen Polter und dem Commissar ein Ereigniß stattgefunden haben müsse, dessen Folge die Geisteskrank-

heit des armen Polter sei. Lenchen versprach den Jugendfreunde, auf Alles genau zu achten.

Die letzten Gewitterwolken waren vorübergezogen und die Abendsonne warf vor ihrem Scheiden noch einen Blick auf die Erde. Als Georg und Lenchen unter die Linde traten, sahen sie die furchtbare Verheerung, die das Hagelwetter angerichtet hatte. Die Aehrenfelder, die sich rings ausbreiteten, waren verschwunden, statt ihrer sah man ein weißgrünes Meer. Der Hagel lag auf dem zerschmetterten Getreide. Zweige und Blätter lagen am Boden. In den Furchen und auf dem Wege flossen Ströme Wassers, die der Thalwiese zueilten. Die noch vor einer Stunde blühende, üppige Feldmark bot einen traurigen Anblick. Die Hoffnung vieler tausend Menschen war völlig vernichtet. Philipp kam händeringend von dem Hügel, der funfzig Schritte vom Hause lag.

„Das Unglück ist groß, Freund," tröstete Georg; „aber es läßt sich mit Hülfe Anderer verschmerzen."

„Wer wird mir helfen?" fragte der trostlose Landmann.

„Unsere Väter waren Freunde — Lenchen, auch wir werden es sein. Beruhigt Euch, ich trage den Schaden."

Er grüßte und ging.

Es war schwer einen Weg nach Bielenroda zu finden. Alles war überschwemmt. Der Pfad über die Wiese

glich einem Bache. Georg war gezwungen einen Umweg über die Höhe zu machen; er ging am Walde hin, bis er den Fluß erreichte. Ein hoher Steg mit Eisengitter verband die beiden Ufer, zwischen denen der angeschwollene Strom braus'te. Der Steg führte in eine zu der Fabrik gehörige Baumschule. Anpflanzungen dieser Art entsprachen den Neigungen des verstorbenen Fabrikanten. Georg wußte es. Der Abend war völlig angebrochen; aber bei dem klaren Himmel webte ein angenehmes Zwielicht zwischen den jungen Bäumen. Georg, der heute zum ersten Male diese Gegend betrat, war erstaunt über die Ausdehnung des zu dem Etablissement seines Vaters gehörigen Territoriums. Links zog sich die aus Ziegelsteinen erbaute hohe Gartenmauer hin; rechts breiteten sich die parkähnlichen Anlagen mit grünen Rasenbeeten aus, die von breiten Schlangenwegen durchschnitten wurden. Hinter der ganzen Anlage, die jünger als das Etablissement selbst war, sah man die Umrisse der angrenzenden Bergkette, die mit dichten Buchen bewachsen war.

Der Mond stieg hinter Baumwipfeln auf den Bergen empor. Ein tiefer, heiliger Frieden lag über der zauberhaft schönen, romantischen Abendlandschaft. Waldblumen und Kräuter dufteten nach dem Gewitter doppelt stark. Georg entschloß sich auf dem betretenen Kieswege weiter zu gehen, er fühlte das Bedürfniß ungestört über die ge-

machten Erfahrungen nachzudenken. Nur zehn Jahre lagen zwischen seiner im jugendlichen Uebermuthe und im Drange nach Erwerb ausgeführten Abreise — wie hatte sich sein Heimathsort, wie hatte sich seine Familie verändert! Aus Elisabeth, dem kleinen Landmädchen, war eine fein gebildete, elegante Salondame geworden, würdig des großen Vermögens, das der Vater hinterließ. Ihm selbst eröffnete sich eine Thätigkeit, die seine kühnsten Träume übertraf.

„Wie aber," fragte er sich, „wenn dieses Glück eben so rasch wieder verschwindet, als es gekommen ist? Die Grundlagen, auf denen es erbauet, sind dem Anscheine nach so unsicher, daß ein jäher Einsturz nicht zu den Dingen der Unmöglichkeit gehört. Wäre ich doch einige Tage, und wenn nur einige Stunden, früher gekommen, vielleicht hätte mir der Sterbende Mittheilungen gemacht, die Licht in dieses Mysterium geworfen. Aber Elisabeth, seine Tochter, war ja da! Sie hat lange bei ihm gelebt — sollte sie wirklich eben so wenig wissen als ich? Uns verbindet dasselbe Interesse, drohet dieselbe Gefahr durch den Commissarius, dem der Tod meines Vaters und der Irrsinn des Wolfskrügers zu statten zu kommen scheinen. Diese herrliche Besitzung kann wohl die Habsucht reizen und zu Verbrechen fähig machen."

Georg blieb plötzlich stehen, denn aus der vor ihm

liegenden Baumgruppe blitzte ihm ein Licht entgegen. Er sah zurück, um sich zu orientiren: er konnte die Fabrik wie aus der Vogelschau übersehen, da er selbst, ohne es zu wissen, auf ein künstlich angelegtes Plateau gekommen war, das sich mindestens eine Viertelstunde von der Fabrik entfernt befand. Rings war das Holz gefällt, man hatte eine Waldstrecke urbar gemacht, die Gruppe vor ihm bestand aus alten Bäumen, die man absichtlich verschont. Es war ein durch Natur und Kunst reizend gewordenes Plätzchen. Georg ging dem Schimmer des Lichtes nach. So kam er auf dem glatten Kieswege zu den Bäumen, die eine Art chinesischen Pavillon umstanden. Aus den bunten Glasfenstern dieses Pavillons schimmerte das Licht. Rings war Alles still. Georg blieb stehen. Er dachte an den Commissar. Dieser Gedanke forderte ihn zur Vorsicht auf. Es war ja möglich, daß dieser einsame Pavillon ein Geheimniß einschloß, das zu behaupten für ihn von Vortheil sein konnte. Leise umschlich er das elegante Gebäude, das mit seinen bunten erleuchteten Fenstern in dem dunklen Gehölz einen überraschenden Anblick gewährte Zu der Eingangsthür, die ebenfalls aus Glasflügeln bestand, führte eine weiße Treppe von drei Stufen. Der Pavillon selbst stand auf einer Marmor-Grundlage, die rings herum eine Stufe bildete. An der der Thür entgegengesetzten Seite kniete er auf die Stufe und sah durch

das Fenster. Der innere Raum des kleinen Gebäudes war mit großem Luxus ausgestattet; ein rother Teppich bedeckte den Boden, die Möbel waren im chinesischen Geschmacke wie der Pavillon. Auf einer niedern Ottomane saßen zwei junge Leute Hand in Hand, die sich schweigend ansahen. Bei dem Schein der Kerze, die auf einem Seitentische brannte, konnte Georg das blasse, aber reizende Gesicht seiner Schwester erkennen. Der junge Mann, nach der neuesten Mode gekleidet, war nicht minder interessant als die Dame. Das kurze schwarze Haar und der sorgfältig gepflegte Schnurrbart, der sich über der Lippe kräuselte, gaben ihm ein militärisches Ansehen. Sporen glänzten an seinen Stiefeln.

Der Ort war ganz zu einem zärtlichen Rendezvous geschaffen. Georg lernte hier ein Herzensgeheimniß seiner Schwester kennen.

Der junge Mann unterbrach das Schweigen.

„Elisabeth" sagte er mit wohlklingender Stimme, „Sie überlegen; fast möchte ich an Ihrer aufrichtigen Liebe zweifeln. Der Tod Ihres Vaters ändert ja alle Verhältnisse. Was hält Sie ab den Rest des Sommers in Wiesbaden zu verbringen? Ende August reise ich mit meinem Vater nach Paris zurück, der den Winter nicht anders als in der Hauptstadt Frankreichs verleben kann.

Es giebt keine günstigere Gelegenheit Sie mit meinem wunderlichen Vater bekannt zu machen, als diese."

Elisabeth schüttelte schmerzlich lächelnd ihr schönes Haupt.

„Zweifeln Sie nicht an meiner Liebe, Julius," antwortete sie; „aber gestatten Sie, daß ich den Verhältnissen Rechnung bringe. Die Trauer würde mich nicht hindern ein Bad zu besuchen" —

„Sie sagten mir, daß Ihr Bruder angekommen sei; er kann an Ihrer Stelle die Angelegenheit ordnen."

„Es giebt andere Rücksichten, die mich an Bielenroda fesseln, wenigstens für die nächste Zukunft."

„Das ist traurig: die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches wird dadurch weit hinausgeschoben. Die Reise nach Wiesbaden ist mein Werk, und die Reise von dort nach Bielenroda habe ich durch eine kleine Intrigue ermöglicht. Elisabeth, Sie sind ja unabhängig — bestimmen Sie sich. In vier Wochen wird Alles gethan sein."

„Sie bleiben noch einige Tage, Julius; wir sprechen mehr über diesen Punkt. Nehmen Sie nun meinen innigen Dank dafür, daß Sie gekommen sind."

Elisabeth bot dem Geliebten den Mund zum Kusse. Julius umschlang sie und drückte sie sanft an sich. So blieben sie länger als eine Minute.

„Meine Schwester liebt ernstlich," dachte Georg. „Dem Anschein nach ist die Liebe in Paris entstanden. Ein schönes Paar!"

Jetzt unterbrach Elisabeth die eingetretene Pause.

„Sie nannten Ihren Vater „wunderlich," Julius. Ist er von Vorurtheilen gegen die Ehe überhaupt befangen, oder hat er für Sie gewählt? Sie verzeihen mir diese Frage; aber Sie werden sie erklärlich finden" — —

„O, meine Geliebte, ich möchte Ihnen gern die geforderte Auskunft geben, damit kein Zweifel in Ihnen aufkeimt; aber leider liegt dies so wenig in meiner Macht, daß ich Ihnen nur schwören kann: ich besiege jedes Vorurtheil und bekümmere mich nicht um eine getroffene Wahl, sei es auch eine Fürstin, die man mir bestimmt hat. Ich glaube weder an das Eine, noch an das Andere. Mein Vater ist ein seltsamer, und ich möchte auch hinzufügen ein seltener Charakter In ihm vereinigen sich die wunderlichsten Schwächen und die achtbarsten Vorzüge. Ob seine Vergangenheit glücklich oder unglücklich gewesen ist, vermag ich nicht zu ermessen; er schweigt davon und geht bei allen seinen Plänen für die Zukunft sorgfältig zu Werke. Ueber mich, seinen einzigen Sohn, wacht er mit einer Sorgfalt, die an Aengstlichkeit grenzt. Die Wahl meines Berufs macht ihm große Sorgen; er kann sich nicht entschließen, meinem Leben eine bestimmte

Richtung zu geben. Er selbst verfolgt keinen festen Plan. Den Winter verlebt er in Paris, den Sommer in deutschen Bädern. Er hat keine Launen, keine Leidenschaften, und dennoch ist keine Consistenz in seinem Leben, kein Zusammenhang in seinen Handlungen. Seit ich Sie liebe, Elisabeth, seit ich so glücklich bin von Ihnen wieder geliebt zu werden, habe ich meinen Vater beobachtet, habe ihn zu sondiren gesucht — vergebens, ich habe kein Resultat erlangt. Elisabeth, glauben Sie nicht, daß ich einer bestimmten Antwort ausweiche, ich bin sie Ihnen ja schuldig — ein Mann darf vor seiner Gattin kein Geheimniß bergen, und Sie sind meine Gattin vor Gott, wenn auch nicht vor der Welt."

Georg zuckte zusammen.

„Was ist das?" dachte er. „Meine Schwester wäre die Gattin dieses Mannes? Vielleicht anticipirt er ein Verhältniß, das seine Leidenschaft wünscht."

„Elisabeth," fuhr Julius erregt fort, „dem Reichthum ist alles möglich, und mit Hülfe desselben haben wir unsere heimliche Trauung in Paris bewirkt. Wenn ich Sie bitte Wiesbaden zu besuchen, so leitet mich nur das sehnliche Verlangen, meinem Vater endlich ein offenes Bekenntniß abzulegen. Aber zuvor soll er Sie kennen und schätzen lernen. Ihr Vater ist gestorben; aber lebte er noch, ich würde darauf dringen, daß ich mich ihm als Sohn vor=

stellen dürfte. Ich verhehle nicht, daß diese Absicht mit in dem Zwecke meiner Reise nach Bielenroda lag. Seit zwei Jahren sind wir verheirathet, und immer noch stehen wir uns fern wie Liebende, die nicht wagen ein Geständniß ihrer Liebe abzulegen. Elisabeth, Sie müssen mir jetzt folgen!"

„Das ist wirklich eine seltsame Ehe!" dachte Georg, der seinen Zweifel nun beseitigt sah. Nun erkläre ich mir das melancholische Wesen meiner Schwester.

Elisabeth legte ihren Arm auf die Schulter des Geliebten und sah ihn zärtlich an.

„Julius," sagte sie, „als mein Vater nach Paris kam und mir die Nothwendigkeit meiner Rückkehr in das elterliche Haus ankündigte, da ergriff mich ein unbeschreibliches Weh, mir wollte das Herz brechen bei dem Gedanken an eine Trennung von Ihnen. Meine leidenschaftliche Liebe fürchtete Alles — um mich zu trösten, schlugen Sie mir die heimliche Trauung vor — die Romantik dieser Handlung reizte mich — ich ging darauf ein und ward in der Kirche von Ivry, einem Dorfe bei Paris, Ihre Gattin. Sechs Stunden darauf reis'te ich mit meinem Vater ab. Julius, in der Einsamkeit unseres Dorfes habe ich diesen voreiligen, ich möchte sagen in kindischer Unbesonnenheit gethanen Schritt bitter bereuet, ich habe unzählige Thränen vergossen, zumal als eine Zeit lang Ihre Briefe aus-

blieben —. Ihre Ankunft beruhigt mich und söhnt mich mit mir selbst wieder aus. Ich sehe, Julius, daß Sie nicht unbesonnen gehandelt haben, wie ich wähnte, und Ihr Drängen überzeugt mich, daß Sie, nachdem Sie zwei Jahre über den Schritt haben nachdenken können, mich wahrhaft lieben."

„Das schwöre ich Ihnen, Elisabeth!"

„Wären Sie einige Tage früher gekommen, ich würde Sie meinem Vater vorgestellt haben."

„Und nun begleiten Sie mich, Elisabeth!"

„Ich wiederhole Ihnen, daß es vor der Hand nicht möglich ist."

„Warum? Warum?"

„Sind unsere Familienangelegenheiten geordnet, so werde ich nicht säumen mich dem Wunsche meines Gatten zu fügen. Die Interessen, die ich jetzt wahre, sind ja auch die seinigen."

„So machen Sie mich mit Ihrem Bruder bekannt!"

„Ueberlassen Sie mir die Vorbereitung dazu. Vorläufig darf Niemand unser Verhältniß und eben so wenig Ihre Anwesenheit in Bielenroda erfahren. Eine delicate Situation, mein Freund, muß delicat behandelt werden. Wo sind Sie abgestiegen?"

„Auf der nächsten Poststation in R."

„Zwei Stunden von hier."

„Dort habe ich Pferde gemiethet. Mein Diener, derselbe, der Ihnen mein Billet überbrachte und durch den Sie mir diesen Pavillon bezeichnen ließen, hält mit den Kleppern dort im Walde.“

„Julius, jeden Abend acht Uhr treffen Sie Ihre Frau in diesem Pavillon. Tragen Sie Sorge, daß Sie ihn ungesehen betreten. Hier ist der Schlüssel. Für heute gute Nacht! Mein Bruder wird von seinem Spazirgange zurückgekehrt sein — er darf mich nicht vermissen. Dank, Julius, daß Sie — daß Du gekommen bist!“

„Elisabeth!“

„Julius!“

Eine lange, innige Umarmung folgte diesen Exclamationen.

„O, wie schön bist Du noch geworden, mein lieber Engel! Erinnerte dieses Schwarz nicht an Deinen herben Verlust, ich würde Dich bitten stets diese Farbe zu tragen.“

Elisabeth entwand sich seinen Armen, warf eine leichte Mantille um die Schulter und verschwand aus dem Pavillon. Julius löschte die Kerzen aus, verschloß die Thüre und verschwand in der Richtung nach dem Walde. Georg, der nachdenkend auf der Grundmauer des Pavillons saß, hörte zehn Minuten später den Hufschlag galoppirender Pferde.

„Ein neues Geheimniß!" murmelte er. „Ich werde ja sehen, wann meine Schwester sich mir mittheilt."

Träumend ging er auf Umwegen dem Hauptthore der Fabrik zu. Gottfried brachte ihm die Nachricht, daß der Commissar aus der Stadt gekommen sei und drei Männer, dem Anschein nach Gerichtspersonen, mitgebracht habe.

„Der entscheidende Tag wäre also morgen!" dachte Georg.

Er ließ seiner Schwester durch Gottfried eine gute Nacht wünschen und begab sich zur Ruhe.

Elisabeth empfing den alten Diener in ihrem Zimmer. Gottfried richtete den Gruß aus und meldete die Ankunft des Commissars.

„Er hat mit seinen Begleitern, ohne weiter zu fragen, die Fremdenzimmer bezogen," fügte er hinzu.

„Morgen," antwortete die junge Dame, „wird er Rechnung ablegen, die Bücher übergeben, und sein Reich hat ein Ende. Der Mann ist mir längst verhaßt gewesen."

„Fräulein Lisbeth, ich habe den Mann stets gefürchtet und fürchte ihn für morgen am allermeisten."

„Warum?"

„Gleich nach der Ankunft ging er mit den drei Herren

auf den Balcon. Da ich die Gesellschaft führen mußte, konnte ich sehen, daß sie die einzelnen Gebäude mit einem Plane verglichen, den sie bei sich hatten."

„Darin finde ich nichts Auffallendes," meinte Elisabeth.

„Ich hörte aber auch, daß der Commissar auf Versiegelung der Zimmer des Verstorbenen drang."

„Nun?"

„Der eine der Begleiter verschob es auf morgen früh, weil die gesetzmäßigen Erben dabei sein müßten. Dies Alles deutet auf eine gefährliche Absicht. Der Teufel traue dem Advokaten; er will in die tiefsten Familienverhältnisse eindringen. Vorsicht, mein liebes Fräulein, ist zu allen Dingen gut. Schaffen Sie fort, was dem Manne nicht in die Hände fallen soll. Das Kassenzimmer ist bereits versiegelt."

„Mein Gott! mit welchem Rechte?"

„Ich weiß es nicht."

„Rufet sogleich meinen Bruder, Gottfried."

„Dazu würde ich nicht rathen."

„Warum?"

„Es muß alles Aufsehen vermieden werden. Herr Georg wohnt dicht neben den Fremdenzimmern, man wird ihn beobachten, und darum habe ich ihm auch Nichts gesagt. Schaffen Sie die Papiere Ihres Herrn Vaters

bei Seite, ich helfe Ihnen. Daß Sie mir trauen dürfen, brauche ich wohl nicht zu versichern. Wie gesagt, Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Haben wir unnütze Besorgnisse gehegt — desto besser!"

„Gut," sagte Elisabeth entschlossen; ich folge Euerem Rathe, Gottfried. Wißt Ihr einen sichern Ort?"

„Auch daran habe ich gedacht."

„Sagt mir Euere Meinung."

„Der chinesische Pavillon liegt dicht am Walde."

„Ah, der Gedanke ist gut!" rief Elisabeth. „Ist es nöthig, so kann Alles rasch weiter gebracht werden."

„Unter dem Pavillon befindet sich ein kleiner Keller zur Kühlung der Getränke. Ich allein besitze den Schlüssel zu diesem Keller — —"

„Ans Werk!"

Die Fenster der Zimmer des Verstorbenen gingen nach dem Garten hinaus, man durfte sich also einer Kerze bedienen, ohne fürchten zu müssen endeckt zu werden. Die Fenster des Krankenzimmers boten die Aussicht über den Fluß, also nach der entgegengesetzten Seite. Elisabeth, die mit Georg bereits die Papiere durchsucht hatte, nahm die Banknoten und Werthpapiere, verschloß sie in eine Schatulle und gab sie dem alten Gottfried, der seinen Ohren nicht trauen wollte, als die junge Dame ihm

sagte, er habe gegen dreihunderttausend Thaler in den Händen.

„Das wäre ein Fang für den Commissar gewesen!" rief er aus. „Der Mann wird Ränke genug ersonnen haben, um einen Theil der Erbschaft in seine Tasche fließen zu lassen. Ich wette, Fräulein, daß er während der Krankheit Ihres Vaters darauf hingearbeitet hat. Von dem Vorhandensein dieser Summe mag er wohl Nichts wissen."

Das Geheimbuch des Vaters verschloß Elisabeth in ein Fach ihres Secretairs; sie wollte sich dessen bedienen, wenn es nöthig sein sollte. Man verließ still das Haus und ging zu dem Pavillon. Gottfried trug die Schatulle. Gegen Mitternacht befand sich die Erbin wieder in ihrem Zimmer — der Schatz war in Sicherheit gebracht. Fehlte es an einem zuverlässigen Boten, so konnte Julius die Weiterschaffung der Schatulle besorgen.

Der Morgen brach an. Die Erde, nach dem Gewitter erquickt, duftete Weihrauch. Die Arbeiter gingen ihren Geschäften nach und die Maschinen waren in voller Thätigkeit. Der Commissar kündigte eine Commission des königlichen Gerichts aus der Stadt an und lud die Erben zur Eröffnung des Testaments ein. Um neun Uhr waren Alle in dem kleinen Saale des Erdgeschosses versammelt. Die Commission bestand aus einem Gerichtsrathe, aus

einem Actuar und einem Taxator. Elisabeth konnte ihre Unruhe nicht verbergen; Georg aber erschien fest und auf alle Eventualitäten vorbereitet.

„Ehe die Verhandlungen beginnen," redete er den Gerichtsrath an, „erlaube ich mir eine Frage."

„Verzeihung, mein Herr," antwortete artig der Chef, „noch sind Sie der Commission eine fremde Person; Sie haben sich zuvor als Sohn des Verstorbenen zu legitimiren."

„Wie kann das geschehen?" fragte Georg.

„Sie stellen zuverlässige Männer, die Ihre Identität bekunden, wenn Sie nicht ausreichende Papiere besitzen."

Georg warf dem Commissar einen verachtenden Blick zu; er begriff, daß von ihm die Anregung zu dieser Recognition ausgegangen sei. Gottfried und zwei der ältern Arbeiter wurden gerufen; sie versicherten zu Protokolle, daß sie in Georg den Sohn des Papierfabrikanten Eckhardt erkannten.

„Nun fragen Sie, mein Herr!" sagte der Gerichtsrath.

„Man hat uns zur Eröffnung eines Testaments eingeladen?"

„Ja."

„Mein Vater hat mündlich testirt, ehe er verschied. Seine beiden Kinder theilen sich in das Erbe, ohne fremde

Einmischung. Ein schriftliches Testament ist nicht vorhanden."

„Herr Eckhardt," antwortete ruhig der Gerichtsrath, „Ihr Vater hat durch seinen legitimirten Bevollmächtigten, den Herrn Justizcommissarius Egidi, vor einem Jahre ein Testament an Gerichtsstelle niederlegen lassen, mit dem Beifügen, daß es fünf Tage nach seinem Tode eröffnet werden solle. Es geschieht hiermit. Ich ersuche Sie zu hören; wollen Sie das Testament später anfechten, so bleibt Ihnen das unbenommen."

Man prüfte das Couvert, in welches des Testament eingeschlossen war. Es enthielt das unverletzte Siegel des Verstorbenen, das Alle anerkannten. Das Siegel ward erbrochen. Der Gerichtsrath las:

„Ich, Georg Eckhardt, bekenne hiermit, daß mir von der Frau Gräfin Adelaide von Blankenheim die Summe von 100,000 Thalern behufs Anlegung einer Papierfabrik an Stelle meiner alten Mühle übergeben ist. Diese Summe sollte, vom Tage der Eröffnung der Fabrik an, mit zehn Procent verzins't werden, dergestalt, daß diese Zinsen der Darleiherin als antheiliges Capital an dem Gewinne zustehen, gleichviel wie die Geschäfte sich herausstellen. Die Zinsen habe ich an den Bevollmächtigten der Frau Gräfin, Justizcommissarius Egidi in D., zahlen sollen; es ist dies aber nicht geschehen, da mit Bewilli-

gung des genannten Herrn Bevollmächtigten diese Zinsen zur Vervollkommnung der Maschinen verwendet wurden, weil das Capital verbauet war. Ich gebe hiermit meinen Erben auf, bei Regulirung der Erbschaft diese Zinsen zu berechnen und abzustoßen, wozu das vorhandene baare Geld dienen soll, das ich ihnen hinterlassen werde. Das erst geliehene Capital von 100,000 Thalern bleibt als erste Hypothek so lange auf dem Grundstücke, bis die Frau Gräfin es nach vorhergegangener einjähriger Kündigung zurückfordert. Die ganze Darlehnsangelegenheit ist eine Vertrauenssache, welche die Frau Gräfin von Blankenheim aus mir unbekannten Rücksichten verschwiegen wissen will; ich mache daher meine Erben zur Erfüllung aller Verpflichtungen verbindlich, zu denen ich mich in diesem meinem letzten Willen noch einmal bekenne. Meine beiden Kinder, Elisabeth und Georg, theilen sich gleichmäßig in die mir angehörigen Grundstücke, in die in meinen Papieren bezeichneten Capitalien, und übernehmen zu gleichen Theilen die Tilgung aller von mir eingegangenen und rechtlich erwiesenen Verpflichtungen. Die Frau Gräfin von Blankenheim haben sie als ihre mütterliche Wohlthäterin zu achten und zu ehren. Georg Eckhardt. Als Zeugen: Emanuel Polter, Wolfswirth; F. Egidi, Justizcommissarius."

„Demnach beansprucht der Herr Commissar zehnjährige Zinsen?" fragte Georg.

„Die Summe von hunderttausend Thalern, mein Herr. Sie sehen, ich habe als wahrer Freund an den Verstorbenen gehandelt. Meine ausgedehnte Vollmacht, welche mir die Frau Gräfin von Blankenheim vor dem königlichen Gerichte in Person ertheilt, erlaubte mir, den Fabrikanten auf diese Weise zu unterstützen. So ist dieses großartige Etablissement entstanden. Es wäre in den ersten Jahren, wo die Maschinen unvollkommen waren, zu Grunde gegangen, wenn ich rücksichtslos den jährlichen Antheil meiner Auftraggeberin eingefordert hätte. Um mich zu überzeugen, daß das Capital sicher stand, arbeitete ich von Zeit zu Zeit in dem Comptoir. Hier ist der Contract, der zwischen Herrn Eckhardt und mir abgeschlossen. Ich habe ihm die unentgeltliche Verwendung der Zinsen auf zehn Jahre bewilligt. In dieser Zeit ist das geliehene Capital der Gräfin verdoppelt — ich habe meine Pflicht als Bevollmächtigter gethan. Weiter kann ich nicht gehen. Ich fordere die Zinsen sofort zurück und kündige die Hypothek. Sollten die Erben dieses Testament nicht anerkennen, so dringe ich auf Versiegelung, da der auf zehn Jahre lautende Contract die Rückzahlung nach Wechselrecht verspricht. Ich bitte die Gerichtscommission, zu verfahren.“

Der Commissar legte den Contract auf den Tisch, der mit dem Siegel und der Unterschrift des Verstorbenen

versehen war. Das Testament stimmte mit dem Contracte überein. Die Unterschrift und das Siegel waren echt. Trotzdem weigerten sich die Erben Beides anzuerkennen.

„Ich dringe auf die Erfüllung des Testaments, das die sofortige Zahlung der Zinsen befiehlt. Da das Testament bei dem Gericht deponirt war, so ist das Gericht Testamentsvollstrecker. Der Verstorbene hat die baaren Capitalien bezeichnet — wo sind sie?“

Georg war von Elisabeth unterrichtet. Er gab vor, Capitalien nicht gefunden zu haben. Der Commissar beantragte genaue Aufnahme des Inventars. Diese begann in den Zimmern des Fabrikanten. Georg hatte sich des Geheimbuches bemächtigt, um es vorkommenden Falls benutzen zu können. Auch die Commission fand, wie natürlich, keine Summen. Demnach wurde die Geschäftskasse mit Beschlag belegt. Der Gerichtsrath vereidigte den Werkführer und den Cassirer behufs Fortführung des Geschäftes. Georg und Elisabeth erklärten zu Protokolle, daß sie das Testament für untergeschoben und den Contract für falsch hielten. Man gab ihnen auf, in dem nun folgenden Processe den Beweis zu führen. Der Commissar erklärte ebenfalls, daß er sich einen Injurienproceß vorbehalte. Georg protestirte gegen die Versiegelung und die Einsetzung des Werkführers und Cassirers als Geschäfsführer. Man gab ihm zu bedenken, daß

Elisabeth minnorenne Erbin sei und durch das Vormundschaftsgericht vertreten werden müsse. So war eine Verwickelung entstanden, die nur ein langjähriger Proceß lösen konnte. Wehe dem, der diesen Proceß verlor! Georg ließ einen Rechtsanwalt aus der Stadt kommen, den man ihm als den tüchtigsten und zuverlässigsten bezeichnet hatte. Dieser gestand zu, daß im unglücklichen Falle die Fabrik verloren gehen könne, und aus dem Rechtshandel müsse eine jener Streitsachen entstehen, die ein Menschenalter überdauern, wenn nicht überzeugende Beweise zur Stelle geschafft würden. Daß die öffentliche Meinung sich zu Ungunsten des Erblassers entschied, war natürlich, denn es fehlte nicht an Neidern, welche die günstige und geheimnißvolle Umgestaltung der Verhältnisse des armen Müllers mit scheelen Blicken betrachtet hatten.

Der irrsinnige Wolfskrüger, dem der Fabrikant gewisse Papiere anvertraut haben wollte, war nun der Hauptgegenstand der Beobachtungen. Ließ sich durch ihn Etwas erlangen, so war der Ausgang nicht zweifelhaft. Georg wußte, daß Polter von einem Kistchen gesprochen und Furcht vor dem Commissar geäußert hatte. Diese Mittheilungen waren für den Advocaten von Wichtigkeit; aber da er die Zeugenschaft des Wahnsinnigen in Betreff des Testaments angefochten, so konnte er sich vor Gericht auf die Aeußerungen desselben nicht beziehen.

Beide Parteien, im höchsten Grade erbittert, rüsteten sich zu dem großen Kampfe. In der juristischen und bürgerlichen Welt sprach man von dem Eckhardt'schen Processe. Man hielt die vor zehn Jahren erfolgte Abreise Georgs und seine Rückkehr am Todestage des Vaters nicht für Zufälligkeiten, man legte beiden eine Absicht unter. „Wenn Eckhardt stets aufrichtig zu Werke gegangen wäre,“ sagte man, „so hätten diese Verwickelungen nicht entstehen können. Warum hat er nicht früher, als auf seinem Sterbebette, von den Papieren gesprochen? Warum hat er sie dem Wolfskrüger übergeben, der gleich darauf wahnsinnig geworden? Zwar stehen in seinem Geheimbuche die Zinsenzahlungen an den Commissar verzeichnet; aber wo sind die Quittungen über diese Zahlungen? Außerdem spricht auch für die Behauptung des Commissars der Umstand, daß dieser Einsicht von den Geschäften genommen; wäre dies nicht nothwendig gewesen, der Fabrikant würde es nicht gestattet haben.“

Am fünften Tage nach der Versiegelung befanden sich Georg und Elisabeth allein in einem Zimmer.

„Schwester, Du hast die Werthpapiere unseres Vaters in Sicherheit gebracht.“

„Du siehst, Georg, daß diese Vorsicht nicht überflüssig war.“

„Man wird uns den Manifestations-Eid schwören lassen.“

„Was heißt das?“

„Wir schwören, daß wir Nichts verheimlicht haben.“

„Georg, so weit wird es nicht kommen; sondire bei dem Wolfskrüger. Unser Vater hat die Angriffe des Commissars gefürchtet und, um uns zu sichern, Vorkehrungen getroffen. Ich setze volles Vertrauen in seine Rechtlichkeit. Mag er immer geheimnißvoll gehandelt haben, seine Ehre hat er sicher nicht verletzt. Von dem Ausgange des Processes hängt seine Ehre ab, und Du weißt, wie sehr ihm diese am Herzen gelegen.“

„Elisabeth, hast Du mir kein Geheimniß mehr zu entdecken?“ fragte Georg ernst.

„Die Cassette in dem Pavillon ist Alles“ — —

„Schwester, man hat Dich als minorenn unter das Vormundsgericht gestellt.“

Elisabeth erröthete.

„Hast Du dem Gerichte nichts verschwiegen?“ fragte er, sie fest anschauend.

„Ich wollte mich Dir entdecken, Georg,“ flüsterte sie „ein unerklärliches Gefühl hielt mich ab. Was vermuthest Du?“ fragte sie verschämt lächelnd.

„Nun, ich habe Dich in dem Pavillon mit Deinem Manne belauscht. Du bist heimlich verheirathet.“

„Beunruhige Dich nicht, Georg; unser Verheirathung wird so lange Geheimniß bleiben, als es möglich ist. Auf Julius kann ich mich verlassen."

„Wo befindet er sich jetzt?"

„In Wiesbaden bei seinem Vater; in vierzehn Tagen wird er zurückkehren, dann stelle ich ihn Dir vor. Du siehst, Bruder, daß ich meine Zukunft nicht von dem Processe abhängig machen konnte — ich mußte daran denken mir ein Vermögen zu sichern. Wir theilen die Summe, dann sind wir noch reich genug!"

„Aber die Ehre unseres Vaters?"

In diesem Augenblicke meldete Gottfried den Schwiegersohn des Wolfskrügers, Philipp, an. Das war eine wichtige Person. Man ließ den Landmann sogleich eintreten.

„Was bringt Ihr, Philipp?"

Philipp zögerte, als er die junge Dame erblickte.

„Es ist meine Schwester," sagte Georg; „vor ihr habe ich keine Geheimnisse. Redet in Gottes Namen, Freund."

„Ich habe versprochen Sie zu benachrichtigen, wenn mit meinem Schwiegervater Etwas vorgeht."

„Nun?" fragten die Geschwister zugleich.

„Als ich das Haus verließ, fing der arme Wahnsinnige an sein Grab zu graben; er behauptet, er müsse

sich nur zur Ruhe begeben, er brauche nicht länger auf der Erde zu sein. Da sagte Lenchen, ich solle Sie rufen, damit Sie den Vater betrachten könnten. Wir haben ihn zurückhalten wollen — aber er drohet uns mit der Hacke zu erschlagen. Wie heute haben wir ihn noch nie gesehen. Scheint es doch, als ob er plötzlich seine Kraft wieder erhalten hätte."

„Geht voran, Philipp; ich folge Euch im Augenblicke. Tragt Sorge, daß kein Fremder Euern Vater beobachtet."

Auf der Wiese holte Georg den Landmann ein. Beide gingen rasch; nach einer Viertelstunde erreichten sie den Wolfskrug. Die Dämmerung brach an. Philipps Kinder spielten unter der Linde.

„Wo ist die Mutter?" fragte er.

„Im Garten," antwortete der älteste Knabe.

„Bleibt hier. Wenn Jemand kommt, so ruft ihr mich."

Er führte Georg in den Garten. Lenchen hatte die Männer kommen sehen; sie eilte ihnen entgegen und deutete nach einem Hollunderstrauche, der sich in einem von dem hohen Zaune gebildeten Winkel befand. Georg schlich vorsichtig nach diesem Orte. Philipp folgte ihm. Da saß der Wolfskrüger erschöpft in einem zwei Fuß tiefen Loche, das er in der lockern Erde gegraben hatte. Ueber ihm, in den weißen Blüthen des Hollunderstrauchs, zwitscherten leise die Zeisige, die sich ihr Nest dort ge=

baut hatten. Vater Polter saß noch lange ruhig, er regte sich nicht. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf, als ob er nach den leisen Stimmen der Vögel hörte. Das Abendroth beschien diese traurige, ergreifende Scene.

„Hier muß Etwas verborgen liegen!“ flüsterte Georg.

„So dachte ich, und darum habe ich Sie gerufen,“ antwortete Philipp.

„Hat der Alte diesen Platz früher schon besucht?“

„Nie, Herr; er hat ja nicht einmal das Haus verlassen. Sehen Sie, jetzt steht er auf!“

Der Greis erhob sich mühsam, indem er beide Hände auf den Stiel der Schaufel stützte. Dann stieg er aus der Grube, die trotz der einstündigen Arbeit nicht tief geworden war, und ging langsam wie ein Träumender durch den Garten, vorsichtig die Fußwege wählend, in die Stube zurück, wo er seinen Platz hinter dem Ofen einnahm. Während Georg den Irrsinnigen begleitete, grub Philipp das angefangene Loch weiter. Die Arbeit, von kräftigen und gewandten Händen ausgeführt, rückte rasch weiter; aber sie blieb erfolglos, der Spaten stieß auf keinen bemerkenswerthen Gegenstand. Nach einer Stunde gab Philipp sein Bemühen auf.

Es war dunkel geworden; in der Wirthsstube brannte die große Zinnlampe, dieselbe, die so oft schon einem glücklichen Familienkreise geleuchtet hatte. Georg erinnerte

sich, daß sein Vater, als er noch der schlichte Papiermüller gewesen, bei dem Scheine dieser Lampe in voller Gemüthsruhe Karte gespielt. Der Papiermüller war gestorben — Vater Polter führte ein trauriges, beklagenswerthes Leben. Der Commissar konnte sicher sein, daß dieser Mann nicht als Zeuge gegen ihn auftreten würde.

Plötzlich trat Lenchen in das Zimmer.

„Georg, der Commissar Egidi hält zu Pferde unter der Linde!" flüsterte sie.

„Hast Du ihn schon gesprochen?"

„Nein. Ich brachte die Kinder zu Bett, da hörte ich Hufschläge, trat an das Fenster und erkannte den Mann, der vor einem Jahre Abends um dieselbe Zeit hier war, als der Vater schon sein Leiden hatte. Es ist dies der Commissar, ich habe ihn seit der Zeit auf der Fabrik wiedergesehen.

Georg erblickte die schmale Thür des Alkovens, in welchem das Bett des Kranken stand.

„Geht," flüsterte er, „sucht den Commissar in dieses Zimmer zu bringen — aber verschweigt ihm, daß ich mich hier verborgen halte. Ist er hier, so beschäftigt Euch draußen, daß er mit Vater Polter allein ist."

Er schlüpfte in den Alkoven und verschloß die Thür desselben, in der sich ein kleines durch eine Gardine verhülltes Gitterfenster befand.

„Den führt die Besorgniß in die Schenke," dachte Georg; „er will sich von der Unzurechnungsfähigkeit des Wolfskrügers überzeugen. Das ist ein gutes Zeichen."

Philipp und Lenchen standen in der Hausthür.

„He, Leute!" rief eine Stimme.

„Was steht zu Befehl?" fragte Philipp.

„Ist hier eine Schenke?"

„Ja."

„Gebt mir einen Labetrunk!" befahl der Reiter.

„Wollen der Herr nicht ein wenig absteigen? Es ist hier so dunkel," sagte Lenchen.

„Ich werde dem Pferde ein wenig Futter geben," fügte Philipp hinzu.

„Ihr seid gute Wirthsleute, wißt die Reisenden heranzuziehen!" rief lachend der Reiter. „Gut, sorgt für mein Pferd, ich werde ein wenig rasten."

Philipp ergriff den Zügel des Pferdes; der Reiter stieg ab und ließ sich von Lenchen in das Zimmer führen. Es war der Commissar, der sich stellte als ob er hier unbekannt sei.

„Bewohnt Ihr allein dieses einsame Gehöft?" fragte er die Frau.

„Außer mir, meinem Manne und dem alten Vater dort wohnt nur ein Knecht hier. Die Zeiten sind schlecht lieber Herr, wir müssen selbst tüchtig arbeiten, um als

ehrliche Leute durchzukommen. Womit kann ich dem Herrn dienen? Mit einem Glase guten Bier?"

„Ja!"

Lenchen ging hinaus.

Kaum war sie verschwunden, als der Commissar, der sich bereits in dem Zimmer umgesehen hatte, rasch hinter den Ofen trat. Der Irrsinnige hielt seine kalte Pfeife und starrte regungslos zu Boden; er schien die Ankunft des Fremden nicht bemerkt zu haben. Der Commissar faßte ihn scharf ins Auge.

„He, Alter, schlaft Ihr?" rief er laut.

Der Wolfskrüger blickte auf.

„Nein, nein! Ich bin todt!" murmelte er dumpf.

Der Commissar trat zurück.

„Das ist vollständiger Wahnsinn!" murmelte er vor sich hin.

Lenchen erschien und brachte den Krug.

„Wer sorgt für mein Pferd, Frau?"

„Mein Mann."

„Das Thier ist warm, er soll es führen."

„Sorgen Sie nicht, Herr; Philipp weiß mit Pferden umzugehen."

„Gut. Frau Wirthin, da ich einmal anhalte, werde ich mich vollständig erquicken. Könnt Ihr mir rasch ein Abendessen bereiten?"

„Ja, Herr — Eier mit Schinken und Salat“ — —

„Dauert es lange?“

„Eine Viertelstunde. In der Küche brennt das Feuer“ — —

„Bereitet mir also ein Abendessen.“

Lenchen eilte in die Küche. Der Commissar rief noch einmal aus dem Fenster, daß man sein Pferd nicht stehen lassen solle.

„Ich bleibe dabei!“ hörte man Philipps Stimme in dem Hofe rufen.

Der Commissar befand sich mit dem Kranken allein. Er ergriff die Lampe und leuchtete dem Greise in das Gesicht.

„Ein Blitz?“ rief dieser erschreckt. „O, der Blitz brennt furchtbar!“

Er legte die zitternde Hand über die Augen. Der Commissar riß die Hand herunter und fragte:

„Polter, kennt Ihr mich? Seht mich an und sagt mir, wer ich bin! Wer bin ich, Wolfskrüger? Wer bin ich?“

Der Irrsinnige sah den Commissar einige Augenblicke starr an; die Stimme mußte das Dunkel seines Geistes durchdringen, denn die marmorkalten Züge begannen zu zucken wie im Krampfe, seine bleichen Lippen zitterten.

„Kennt Ihr mich, Polter?" wiederholte der Commissar fest und sicher, jede Biegung der Stimme vermeidend, um des Erfolges seiner Prüfung desto sicherer zu sein. Dabei hielt er die Lampe so, daß sein Gesicht hell beleuchtet wurde. Er wartete wie ein Schütze, der, nachdem er die Büchse abgefeuert, sehen will, wo seine Kugel eingeschlagen.

Vater Polter zitterte am ganzen Körper; eine ungeheure Bewegung mußte in seinem Innern vorgehen. — Der Commissar wollte den letzten Schlag führen; prallte dieser auf der harten Schale ab, dann war nicht zu fürchten, daß der Kern je sichtbar wurde.

„Alter," fuhr er fort, nachdem er einen Blick auf die Thür geworfen hatte, „ich will die Frau sprechen, die unter Eurem Dache wohnt. Ich will sie sprechen, im Namen des Gerichts!"

Der Wolfskrüger ballte convulsivisch beide Fäuste. Er schien die Sprache verloren zu haben.

„Hat sie der Blitz erschlagen, Alter? Wo haltet Ihr die Frau verborgen? Der Richter fragt — antwortet!"

„Der Richter? der Richter?" lallte der Irrsinnige. „Ich will sie ihm zeigen."

Er schwankte zu dem Fenster.

„Dort! dort" rief er mit gräßlicher Stimme.

„Wo? Wo?" lallte der Commissar wie vernichtet.

„Ich habe sie bewacht; jetzt kann ich nicht mehr, ich muß zur Ruhe gehen. Steigt von oben in die Linde — der Commissar sagt, der Blitz habe sie erschlagen" — —

Lenchen trat ein, um den Tisch zu decken.

„Der arme Mann!" sagte der Commissar, mit Mühe seine Fassung bewahrend. „Er hat mich in Schrecken gesetzt. Seine Reden sind so verworren, daß man glauben möchte, er sei nicht bei Sinnen."

„Wir sind daran gewöhnt und achten nicht mehr auf ihn."

„Sie sollten ihn in ein anderes Zimmer schaffen."

„Das ist unmöglich; er trennt sich nicht von jenem Fenster."

Beide sahen den Alten an, der leise vor sich hin gemurmelt hatte und endlich in die Worte ausbrach:

„Ich will den Kasten holen und zu Eckhardt tragen." — —

„Was für einen Kasten, Vater?" fragte Lenchen hastig.

„Liebe Frau, lassen Sie den Alten, wir wollen sehen, was er beginnt. Er hat schon, ehe Sie eintraten, von der Linde gesprochen."

Der Irrsinnige schleppte sich durch das Zimmer. Der Commissar wich den Blicken desselben aus und schloß sich Lenchen an, die zitternd dem Vater folgte. Draußen

verbreiteten die Sterne ein mattes, freundliches Licht. Die riesige Linde stand ruhig wie ein schwarzer Koloß, weithin ihre dunkeln Schatten ausbreitend. Der Abend war ruhig, schwül — kein Lüftchen bewegte die Blätter des alten Baumes. Von Bielenroda herüber hörte man das Horn des Wächters. Der Wolfskrüger, in seinen alten Schafpelz gehüllt, schlich wie eine gespenstige Erscheinung dem schwarzen Stamme zu. Philipp, der das Pferd führte, kam herbei. Der Greis machte vergebliche Anstrengungen den Baum zu erklimmen. Lenchen hatte ihrem Manne mitgetheilt, was sie wußte. Der Landmann reichte seiner Frau die Zügel des Pferdes, sprang in das Haus und kam gleich darauf mit einer brennenden Stalllaterne zurück.

„Was wollt Ihr beginnen?" fragte der Commissar, der in kalter Ruhe bisher zugesehen hatte.

„Die alte Linde ist mir längst verdächtig vorgekommen," antwortete der Bauer. „Ich will wenigstens einmal hinleuchten."

Mit diesen Worten schwang er sich auf das Pferd und von dort auf den ersten starken Zweig. Man sah die Laterne einige Augenblicke zwischen den Blättern, dann verschwand sie.

„Eine Leiter!" hörte man Philipps Stimme dumpf in dem Innern des starken Baumes rufen.

„Ihr scheint seltsame Geheimnisse zu bergen!" sagte der Commissar. „Ich werde von Amtswegen eine Untersuchung anstellen lassen."

Lenchen antwortete nicht; sie fühlte sich sicher, denn sie hatte einen Schatten hinter den Baum schlüpfen sehen. Um das Geräusch desselben zu verdecken, rief sie:

„Philipp, Du bleibst lange! Komm zurück, wir können ja morgen suchen."

„Da bin ich schon!" antwortete Philipp, dessen Laterne in den Blättern sichtbar ward.

Gewandt schwang er sich von dem Zweige auf das Pferd und dann auf den Boden. Er zitterte und sah bleich aus. Unter dem Arme trug er einen verrosteten Blechkasten. Der Commissar wollte ihm diesen Kasten abnehmen.

„Gebt, ich werde ihn untersuchen."

Der arme Philipp war so bestürzt, daß er sich das Kästchen willenlos nehmen ließ. Da bemächtigte sich seiner eine starke Hand. Der Commissar wich bestürzt zurück.

„Das ist mein Eigenthum!" donnerte ihn eine Stimme an. „Ich bin der rechtmäßige Erbe meines Vaters, und dieses Kästchen hat der verstorbene Eckhardt seinem Freunde übergeben. Es ist nicht schwer, Herr Commissar, den Zusammenhang zu errathen. Nach diesem Kästchen haben

Sie ja auch nicht gefragt, wohl aber nach einer Frau — vielleicht findet sie sich."

„Großer Gott," schluchzte Philipp, „neben dem Kästchen in der Linde — ich vermag es nicht zu sagen" — —

„Hier ist ein Verbrechen begangen!" rief der Commissar. — „Dieser gute Bursche verräth sich in seiner Angst. Herr Eckhardt, Sie haften mir für diese Leute. Morgen früh wird eine Commission den Thatbestand aufnehmen."

Er nahm den Zügel aus der zitternden Hand Lenchens, schwang sich auf das Pferd und sprengte davon.

„Wir kennen ihn!" rief Georg. „Vor den Schranken des Gerichts sehen wir uns wieder."

Man führte den Greis in das Zimmer zurück und brachte ihn zu Bett. Bei dem Schein der Lampe öffnete Georg das schlecht verschlossene Kästchen. Es enthielt verschiedene Papiere — die ersten, die er entfaltete, waren die Quittungen über die halbjährlich an den Commissar gezahlten Zinsen. Das zweite Packet enthielt einen Contract, der zwischen dem Fabrikanten und der Gräfin von Blankenheim abgeschlossen war. Das dritte Packet bestand aus verschiedenen Schriften, die zu prüfen dem erfreuten Georg jetzt die Zeit fehlte. — So viel stand fest: Die Schurkerei des Commissars konnte durch diese Schriftstücke bewiesen werden. Zwei Fragen drängten sich auf

warum hatte Eckhardt diese Papiere dem Wolfskrüger übergeben, während er doch so bedeutende Capitalien in seinem Hause aufbewahrte? Wer war die Gräfin Blankenheim und wo lebte sie? Bei dem Gedanken an die Gräfin zuckte Georg zusammen. Er forderte Philipp auf, die in der Linde gemachten Wahrnehmungen mitzutheilen. Der arme Bursche erzählte mit zitternder Stimme, daß er auf einer Leiter hinabgestiegen sei und auf dem schwarzen Grunde der Baumhöhlung jenes Kästchen und einen Ball gefunden, in dem er beim Betasten eine menschliche Hand berührt habe.

„Mein unglücklicher Vater!“ schluchzte Lenchen. „Er hat die Last des schweren Verbrechens nicht tragen können! Seine Geisteszerrüttung mußte doch einen Grund haben. Großer Gott, zu dem Unglücke, das wir ertragen, kommt nun noch die Schande! Meine armen, unschuldigen Kinder!“

Georg tröstete nach Kräften, wälzte alle Schuld auf den Commissar und versprach, mit Hülfe der aufgefundenen Papiere den Verbrecher zu überführen. Philipp und Lenchen sollten so bald als möglich mit ihren Kindern nach Bielenroda übersiedeln.

Georg Eckhardt beschäftigte sich den größten Theil der Nacht mit der Durchsicht der Papiere. Der Inhalt

des Contracts mit der Gräfin Blankenheim war nicht genau derselbe, wie er in dem Testamente angegeben, es fehlte ein Hauptpassus. Der Gewinnantheil an der Fabrik war, laut Quittungen, pünktlich bis vor einem Jahre an den gräflichen Rechtsanwalt gezahlt. Um diese Zeit hatte der Fabrikant, weil seine Krankheit sich eingestellt, dem Commissar die Führung der Bücher übergeben. Unter den Papieren befand sich ein offener Brief an die Gräfin; Eckhardt schrieb darin, daß er Gründe habe ihrem Rechtsanwalt zu mißtrauen, daß er aus Vorsicht die betreffenden Papiere seinem einzigen Freunde Polter übergeben, bei dem sie, wenn sie nach Bielenroda käme und er, der Fabrikant, aus dem Leben geschieden sein solle, die Beweise seiner treuen Pflichterfüllung vorfinden würde; er würde ihr selbst alle diese Mittheilungen gemacht haben, wenn ihr Aufenthalt bekannt gewesen. Es ward immer lichter vor Georg's Blicken; er begriff, daß man seinem kranken Vater die Geisteszerrüttung des Wolfskrügers verschwiegen habe, und daß der Commissar, der ohne Zweifel Polter für seinen Plan gewonnen, um die Vorsicht des Fabrikanten gewußt. Wenn er ferner folgerte, daß der Wolfskrüger seine Verirrung bereuet habe, durch seine Geisteskrankheit aber verhindert worden sei dem Freunde ein offenes Geständniß zu machen, so war diese Folgerung eine richtige. Daß Polter in einer

Gewitternacht die Hand zu dem Verschwinden der Gräfin geboten, damit diese die bedeutende Summe von ihrem Rechtsanwalte nicht reclamiren könne, bewiesen die Worte des armen Wahnsinnigen, die Georg belauscht hatte.

Der Morgen dämmerte, als er die Diener weckte und Befehl zur Reise nach der Stadt gab. Der Wagen stand vor der Thür, Georg wollte dem alten Gottfried eine Bestellung an seine Schwester machen, als diese bleich und zitternd eintrat; ihre Toilette verrieth, daß sie die Nacht gewacht hatte.

„Was ist Dir, Elisabeth?"

„Georg, wie nannte man die Gräfin in dem untergeschobenen Testamente?" fragte sie hastig.

„Gräfin von Blankenheim. Aber warum?"

Sie sank erschüttert auf einen Sessel. Ein Thränenstrom entrang sich ihren Augen.

„Die Gräfin von Blankenheim ist die Tante meines Mannes."

„Elisabeth!"

„Die längst verwitwete Gräfin Blankenheim ist eine geborene von Bandow und die einzige Schwester des Vaters meines Julius!"

„Wann hast Du das erfahren?"

„Höre mich an: ich brachte den gestrigen Abend in dem Pavillon zu. Julius war nach Wiesbaden zurückgereis't,

Du weißt es. Ich unterhielt mich mit Lesen, als plötzlich zwei Männer in bestäubten Reisekleidern eintraten — es war Julius mit seinem Vater. Beide waren bestürzt und baten mich sie zu verbergen. Julius hatte unsere Verbindung dem Vater entdeckt."

„Warum solltest Du sie verbergen, Elisabeth?"

„Weil man sie verfolgt, denn man hält sie im Verdachte, die reiche Gräfin, deren einzige Erben sie sind, beseitigt zu haben. In Wiesbaden hat man sie verhaften wollen, es ist ihnen aber gelungen zu entfliehen. Sie wollen sich rechtfertigen, aber nicht aus dem Gefängnisse. Bruder, wenn ich die räthselhaften Dinge bedenke, die sich hier zugetragen — Der Vater meines Mannes soll ein leidenschaftlicher Spieler sein — —"

„Beruhige Dich, Schwester; weder Dein Mann noch Dein Schwiegervater wissen um das Verschwinden der Gräfin. Ich kenne den Verbrecher!"

„Wer ist es?"

„Der Commissar! Führe mich zu den Fremden."

In einem Zimmer desselben Corridors lernte Georg die neuen Verwandten kennen, die gekommen waren, Schutz bei ihm zu suchen. Herr von Bandow, einige und funfzig Jahre alt, war ein kleines, schwaches Männlein, man sah es ihm an, daß er rasch gelebt hatte. Er zitterte am ganzen Körper, als er den starken, bärtigen Georg eintreten

sah. Die Strapazen der Reise, das Wachen und die Angst hatten ihn bis zum Tode erschöpft. Er sprach sein Bedauern aus, daß er als Flüchtling und mit dem Verdachte eines Mordes belastet das Haus seiner Schwiegertochter betreten müsse, zu deren Besitze er sich Glück wünsche. Der Schlag habe ihn wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen.

„Wäre mein Bedienter, der von meiner Unschuld überzeugt ist, nicht ein treuer und schlauer Mensch, ich säße jetzt wohl als Mörder in Ketten und Banden. Das wäre mein Tod gewesen! Mein Herr," rief der greise Edelmann, „ich begreife eben so wenig den Zusammenhang der Dinge, als ich weiß, wo sich seit zehn Jahren meine Schwester aufhält. Hätte ich sie getroffen, würde ich sie allerdings gefragt haben, wo die mir versprochene Rente bleibt — aber sie in das ewige Jenseits zu befördern, nein, dazu habe ich die gute Frau zu sehr geliebt. Wenn man ein Verbrechen an ihr begangen, so lege ich es den Verwandten von Seiten ihres verstorbenen Mannes zur Last, die ein leichtsinniges Leben in Paris führen."

„Eine Rente hat Ihnen die Schwester versprochen?" fragte Georg.

„Versprochen, leider aber nicht gezahlt, obgleich sie weiß, daß ich nur ein geringes Vermögen besitze. Doch das ist jetzt Nebensache, mein Herr; die Hauptsache ist

meine Rechtfertigung, die mit großen Schwierigkeiten verknüpft zu sein scheint."

„Ich übernehme Ihre Rechtfertigung, Herr von Bandow; fürchten Sie Nichts, verlassen Sie sich auf mich."

Georg ging, stieg in den Wagen und fuhr nach der Stadt, die er zwei Stunden später erreichte. Er stieg bei seinem Rechtsanwalt ab. Ein kurzer Bericht genügte, um diesen zu bestimmen die Verhaftung des Commissars zu beantragen. Beide Männer eilten zu dem Staatsanwalt. Georg legte seine Papiere vor, gab die Vorgänge auf dem Wolfskrug zu Protokoll und erbot sich, sie eidlich zu erhärten. Der Staatsanwalt drückte sein Erstaunen aus, als er den Namen der Gräfin von Blankenheim hörte.

„So eben habe ich eine Requisition von Wiesbaden erhalten," sagte er, „wonach ich eine Untersuchungs-Commission nach dem Wolfskruge senden soll. Man hat dort einen Herrn von Bandow und dessen Sohn verhaften wollen, als der That verdächtig — beide sind flüchtig geworden und man verfolgt sie. Der Wolfskrüger Polter ist nach Angabe der Requisition früher Kammerdiener bei dem verstorbenen Grafen von Blankenheim gewesen. Ich erfülle die traurige Pflicht und lasse unsern geachteten Rechtsanwalt verhaften."

Der Staatsanwalt requirirte nun bei der Polizeibehörde. Die Sache hatte Eile. Georg und sein Rechts-

anwalt begleiteten die Commission. Es war gegen zwölf Uhr Mittags geworden, als man die Glocke an dem großen Hause Egidi's zog, das er mit einer Haushälterin und einem Bedienten allein bewohnte. Man mußte das Verlangen nach Einlaß einige Mal kundgeben. Endlich öffnete die Haushälterin, eine junge Frau von angenehmer Gestalt. Bei dem Anblicke der Polizeibeamten fuhr sie erschreckt zurück.

„Wir suchen den Herrn Commissar Egidi!" begann der Führer, nachdem er den Befehl ertheilt hatte, die Thür zu besetzen.

Die Haushälterin berichtete stammelnd, daß ihr Herr schon früh diesen Morgen eine Reise angetreten habe, von der er erst in acht Tagen zurückkehren werde.

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht. Der Herr Commissar sagt mir nie, wohin er reis't."

Die Aengstlichkeit der Frau ging in Bestürzung über, als sie hörte, daß man das ganze Haus durchsuchte und die Papiere ihres Herrn mit Beschlag belegte. Die Nachforschungen waren vergebens. Unter den Papieren fand man Briefe, die mit dem Namen „Adelaide von Blankenheim" unterzeichnet waren. Diese mochte der Verreis'te in der Eile vergessen haben. In einem der Briefe zeigte die Gräfin an, daß sie des Lebens in London müde sei, daß

sie den nächsten Sommer nach Wiesbaden gehen wolle, um mit ihrem Bruder zusammenzutreffen, der dort des Spiels wegen sich aufzuhalten pflege, und daß sie den Commissar ersuche, sie den 3. Juli auf dem Wolfskruge zu erwarten, um ihr zu sagen, wieviel von den aus der Papierfabrik gezogenen Revenuen in die Hände ihres leichtsinnigen Bruders übergegangen seien; überhaupt von dem Stande der Dinge genaue Rechnung abzulegen, da sie beabsichtige bei dem vorgerückten Alter sich mit ihren Erben zu arrangiren. Uebrigens hoffe sie, daß der durch den braven Polter empfohlene Papiermüller Eckhardt nicht aufgehört habe, den in ihn gesetzten Erwartungen zu entsprechen, und daß das in der Fabrik für Herrn von Bandow angelegte Capital ferner noch rentabel sein werde. Zum Schlusse fügte sie hinzu, daß sie ihre Kammerfrau entlassen habe und die Tochter Eckhardt's, wie sie versprochen, als Gesellschafterin mit sich nehmen werde, da das hübsche Mädchen neunzehn Jahre alt und die Ausbildung desselben vollendet sein müsse. Polter möge zugleich für Pferde und Wagen sorgen, da sie nur Post bis zum Wolfskrug nehmen werde!

Dieser Brief warf ein helles Licht in die dunkle Angelegenheit. Man versicherte sich der Haushälterin, die später gestand, daß der Commissar eilig gepackt habe und in der Nacht abgereis't sei, ohne, wie er sonst pflegte, Befehle zu

hinterlassen; sie verschwieg auch nicht, daß er bleich und verstört ausgesehen und Geld und Geldeswerth mit sich genommen habe.

Die Untersuchung auf dem Wolfskruge, die denselben Tag stattfand, ergab ein trauriges Resultat; man fand in der Linde einen Leichnam, von dem es unzweifelhaft war, daß er der der verschwundenen Gräfin sei. Ein Portefeuille, das sie bei sich trug, gab Gewißheit. Man führte den Irrsinnigen zu der Todten; seine starren Blicke hafteten eine Minute auf ihr, dann murmelte Polter:

„Ich werde es meinem Freunde Eckhardt sagen — den Commissar fürchte ich nicht mehr!"

So viel man auch fragen mochte, er antwortete nun nicht mehr. Geduldig wie ein Kind ließ er sich nach der Stadt in die Irrenanstalt bringen, wo er zwei Tage später starb. Die Untersuchung begann und endigte damit, daß der Commissar Egidi in contumaciam zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt und seine Grundstücke confiscirt wurden. Den Bemühungen der Behörden ist es nicht gelungen, seinen Aufenthalt zu ermitteln, man hat später nur erfahren, daß er sich in Calais nach England eingeschifft. Die in Wiesbaden eingegangene Denunciation hatte der Verbrecher selbst mit verstellter Hand geschrieben und den Namen „Polter" unterzeichnet.

Das große Vermögen der Gräfin von Blankenheim,

die ihrem leichtsinnigen Bruder eine unveräußerliche Rente sichern wollte, ging auf die Verwandten ihres verstorbenen Mannes zurück. Herr von Bandow blieb bei seinem Sohne auf der Fabrik, die unter Georgs umsichtiger Leitung sich zu den bedeutendsten Etablissements Deutschlands erhob. Weder Julius noch Elisabeth hatten die leichtsinnig geschlossene Heirath zu bereuen, denn aus der romantischen Liebe ward eine ernste, auf gegenseitige Achtung gegründete, die ihre Ehe heiligte und beglückte.

Philipp, dem Georg die Oekonomie übertragen, bewohnt mit seiner Familie ein freundliches Haus, das eigens für ihn erbaut ward. Von dem Wolfskruge, den Georg ankaufte, steht nur die alte Linde noch. Mittags rasten die Schafhirten in ihrem Schatten; Abends fliehen sie die abergläubischen Landleute, die sich erzählen, daß Nachts ein blaues Flämmchen aus dem hohlen Stamme emporlodere und die grünen Blätter verbrenne.

Die Fürstin.

I.

Im Jahre 1849 sah man in dem Theile der alten Czaarenstadt Moskau, der den Namen Kitaigorod führt, an der lebhaftesten Straße ein bescheidenes Haus mit einem kleinen Schaufenster, in dem Gold- und Silbersachen zum Verkaufe ausgestellt waren. Auf dem schwarzen Schilde über der Thür dieses Hauses stand mit gelben, halbverwitterten Buchstaben der Name „Jakob Bronner.“

Es war zu Anfang des Winters, der erste Schnee war gefallen und ein rauher Wind tobte durch die Straßen, als gegen Mittag ein Mann den Laden des Juweliers öffnete, der bis über den Kopf in einen großen Pelz gehüllt war. Eine helltönende Glocke verkündete den Eintritt des Fremden, der den Schnee von seinem Pelze schüttelte, als ein junges Mädchen erschien, das nach seinen Wünschen fragte.

„Ich komme, um zu kaufen und zu verkaufen!“ war die Antwort.

Das junge Mädchen zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete eine mit starkem Eisenblech beschlagene Thür und ließ den Käufer in einen kleinen, aber geschmackvoll eingerichteten Laden treten. Nachdem sie die Thür hinter sich geschlossen, trat sie hinter den Ladentisch, auf dem zwei große Glaskasten mit flimmernden Schmucksachen standen. Fragend sah sie den Fremden an. Dieser schien die Absicht, in der er gekommen, vergessen zu haben, denn er würdigte die Verkaufsartikel keines Blicks, die Verkäuferin fesselte seine ganze Aufmerksamkeit.

„Was steht dem Herrn zu Diensten?" fragte sie nach einer Pause lächelnd und mit einer sanften, wohlklingenden Stimme.

Vielleicht jeder der Leser, wenn er an der Stelle des Käufers gewesen wäre, würde wie er einige Augenblicke die junge Verkäuferin bewundert haben, die ihm gegenüberstand. Ihre Schönheit trug kaum noch den Charakter des Irdischen, man glaubte einen Engel zu sehen. Die überaus zarte Eleganz ihrer Formen, das reizende ovale Gesicht mit den großen blauen Augen unter schön geschweiften dunkeln Brauen, den sanft gerötheten Wangen, den frischen Purpurlippen und dem fast durchsichtigen Teint, — die ganze Erscheinung war man geneigt für das Phantasiegebilde eines Malers zu halten.

Die Verkäuferin trug ein einfaches Kleid von feiner

blauer Wolle, das die Umrisse des vollkommen schönen Oberkörpers deutlich abzeichnete. Eine kleine Schürze von schwarzem Taffet hob die Zierlichkeit der elastischen Taille hervor. Eine dünne Goldkette, deren kleines Schloß auf dem züchtig verhüllten Busen wogte, schlang sich zweimal um den schönen weißen Hals. Die zarten Gelenke der kleinen Alabasterhand schmückten Bänder von schwarzem Sammet mit kleinen goldenen Schnallen. Das braune Haar war über der Stirn einfach gescheitelt und bildete auf dem Hinterkopfe einen starken Flechtenkranz, der durch einen goldenen Pfeil zusammengehalten ward.

Als der Käufer, ein junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren, sah, daß die reizende Jungfrau verlegen erröthete, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Juwelen. Schweigend öffnete sie mit ihren kleinen Händen, an deren rechter ein einfacher Goldreif glänzte, die Glasdeckel der Kästen.

„Ich suche einen einfachen Siegelring," sagte der Fremde.

Das schöne Mädchen deutete auf eine Abtheilung des mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Kastens, in dem sich eine Sammlung verschiedener Ringe zeigte.

„Wählen Sie gefälligst!" flüsterte sie.

Der junge Mann nahm einen der Ringe, betrachtete ihn wenige Augenblicke und fragte nach dem Preise.

„Dreißig Rubel, mein Herr!“

„Und was würde es kosten, wenn man eine Krone und zwei Buchstaben auf diese Platte gravirte?“

„Vielleicht zwei Rubel.“

Der Käufer holte ein Blatt Papier aus seinem Portefeuille und überreichte es der Jungfrau mit den Worten:

„Hier ist die Zeichnung.“

„Sie ist einfach, mein Herr, der Preis wird genügen. Bis wann muß die Arbeit vollendet sein?“

„Ich will eine Reise antreten — kann ich morgen Mittag den Ring in Empfang nehmen?“

„Ganz gewiß, mein Herr!“ antwortete sie, indem sie den Ring und die Zeichnung bei Seite legte und den Kasten verschloß.

„Nun habe ich noch eine Frage an Sie zu richten,“ sagte verlegen lächelnd der Käufer, indem er sein zierlich gesticktes Portefeuille von Neuem öffnete.

Das junge Mädchen verneigte sich mit einer unbeschreiblichen Grazie und Anmuth als ein Zeichen, daß der Fragende sich der Antwort gewärtigen könne.

„Würden Sie wohl einen Diamant mit in den Kauf nehmen?“ fragte er nun.

„Ohne Zweifel; mein Vater braucht immer Steine.“

„Ich bitte, schätzen Sie diesen.“

Die Schöne nahm den Stein, der in einem kleinen Futterale lag, und betrachtete ihn erstaunt. Man sah es ihr an, daß sie Kennerin war.

„Diesen Stein wollen Sie auf den Ring geben?“ fragte sie.

Der Blick ihres wunderbar schönen Auges traf den Fremden, der sich erröthend verneigte.

„Ja! flüsterte er dabei. Er ist vom reinsten Wasser; ich will mich seiner entäußern, da er mir Nichts nützt.

„Wie hoch schlagen Sie ihn an? fragte das Mädchen.

„Ich wiederhole es: lassen Sie ihn abschätzen.“

Sie zog an einer Glocke. Nach einer Minute ward eine Thür in der Tapete geöffnet und ein schon bejahrter Mann trat ein, der offenbar aus der Werkstatt kam, denn er trug eine grüne Arbeitsschürze. Grüßend hob er das schwarze Sammetkäppchen, das seinen halbkahlen Kopf bedeckte. Das junge Mädchen machte ihn mit dem Anerbieten des Fremden bekannt und überreichte ihm den Diamant.

„Ein schöner Stein!“ murmelte er. „Und Sie wollen, daß ich ihn schätze?“

„Man sagte mir, daß Meister Bronner gute Preise zahle. Kommt dieses erste Geschäft zur Zufriedenheit beider Parteien zu Stande, so könnten ihm leicht mehrere andere folgen.

„Wer giebt mir die Ehre?“ fragte der Alte, indem er den jungen Mann über seine Brille hinweg ansah.

„Fragt Meister Bronner Jeden, der ihm ein Geschäft vorschlägt, um Namen und Stand?“

„Wenigstens den, der mir einen Stein von diesem Werthe bringt. Verzeihung, mein Herr, es ist dies eine Vorsicht, die dem alten Geschäftsmanne, seit er in Moskau wohnt, zur andern Natur geworden ist,“ fügte der Juwelier hinzu, ohne den strengen Ausdruck seines faltenreichen Gesichts zu mildern. „Zugleich müssen Sie daraus erkennen, daß ich gesonnen bin, den wahren Werth zu zahlen, wenn es angeht.“

„Sie schlagen den Stein also sehr hoch an?“ fragte der Fremde, freudig überrascht.

„Ich erkläre, daß er sehr schön ist und mindestens einen Werth von zehntausend Rubel hat. Sicherlich stellt sich bei der Berechnung eine größere Summe heraus. Es ist mein Grundsatz, daß ich nur reelle Geschäfte mache, und deshalb bitte ich Sie, mir Ihren Stand und Namen zu nennen, wenn Sie nicht wollen, daß ich den Stein zurückgebe.

„Das ist offenbar Mißtrauen!“ rief wie beleidigt der junge Mann.

„Nehmen Sie es, wie Sie es wollen und können,“ antwortete der unbeugsame Geschäftsmann. „Es wird

mich keine Rücksicht bewegen können, von meinem Grundsatze abzugehen. Jedem von uns muß es lieb sein, zu wissen, mit wem er zu thun hat. Ich kaufe nicht um einen Rubel von einer mir fremden Person. Jeder rechtliche Juwelier wird dasselbe Verfahren beobachten. Ich zweifle nicht daran, daß der Stein Ihr unbestrittenes Eigenthum ist . . .

„Ja, wahrlich, das ist er!"

„In diesem Falle kann es Ihnen nur leicht werden, sich zu nennen."

Als der Fremde überlegend vor sich hinblickte, sagte der Alte:

„Melita, sieh in meinem Zimmer nach!"

Das Mädchen entfernte sich rasch.

„Wir sind allein," fuhr der Meister fort. „Meine Tochter schien Ihnen lästig zu sein. Ich habe sie fortgeschickt; aber schließen Sie daraus nicht etwa, daß mir an dem Erwerbe des Steines besonders gelegen ist. Nur die Artigkeit gegen meine Kunden . . .

„Gut, gut! unterbrach ihn rasch der junge Mann, der zu einem Entschlusse gekommen zu sein schien. Meister Bronner ist als Ehrenmann bekannt, dem man sich wohl anvertrauen kann. Es giebt in unserm Stande Verhältnisse, in die man nicht gern blicken läßt — und gewisse Handlungen geben Anlaß zu Vermuthungen, die man

nicht gern angeregt sieht. Dort liegt mein Ring und die Zeichnung des Wappens, das ich in die Platte des Ringes graviren lassen möchte. Ist Ihnen das Wappen bekannt?"

Der Greis ergriff das Blatt Papier. Nachdem er es einige Augenblicke sorgfältig betrachtet, sagte er gleichgültig:

„Dasselbe Wappen habe ich mehr als ein Mal gravirt."

„So müssen Sie es kennen."

„Es ist das des Grafen von Zaluski, der vor zwei Jahren gestorben ist."

„Und ich bin der Sohn des Grafen, Alexander."

Der Goldschmied sah den jungen Mann erstaunt an. Dann fragte er:

„Sie wollen den Stein verkaufen?"

„Weil ich muß. In dem Wörtchen „muß" liegt die ganze Erklärung meines Anerbietens.

„Unmöglich! murmelte der Alte. Der Graf von Zaluski war ein reicher Herr, der seinen Sohn nicht in der Lage zurückgelassen haben kann, daß er gezwungen ist, seine Diamanten zu verkaufen. Ich war der Lieferant des verstorbenen Herrn und wir Juweliere können wohl beurtheilen, wie es mit dem Vermögen unserer Kunden steht. Wenn ich nicht irre, so habe ich diesen Stein bereits einmal gefaßt.

„Sie setzen immer noch Mißtrauen in meine Person! rief verletzt der junge Mann. Spricht sich denn in meinen Zügen Etwas aus, das Sie dazu berechtigt?"

In diesem Augenblicke hörte man das Geräusch eines Wagens. Man sah durch das Fenster, daß ein Diener den Schlag der eleganten Equipage öffnete und einer Dame aussteigen half. Der Juwelier setzte eine Glocke in Bewegung; kaum war der feine Ton derselben erklungen, als Melita durch die Tapetenthür eintrat. Fast in demselben Augenblicke erschien die Dame auf der Schwelle der Hauptthür. Sie trug einen kostbaren Zobelpelz, der ihre ganze Gestalt einhüllte. Ein Schleier, der von dem mit Straußfedern geschmückten weißen Atlashute herabfiel, war durchsichtig genug, um ein feines, von der scharfen Winterluft geröthetes Antlitz gewahren zu lassen. Zwei lebhafte Augen blitzten unter der weißen Hülle. Erstaunt sah die Dame den jungen Mann an, auf den das Begegnen einen peinlichen Eindruck auszuüben schien.

„Ah, mein lieber Graf," rief sie mit heller Stimme, „also hier trifft man Sie!"

Der Graf näherte sich ihr und küßte ihre Hand, die ein feiner Pelzhandschuh einschloß.

„Ich besuche den Laden des Meisters Bronner, um mir seine gepriesenen Diamanten anzusehen" antwortete der Graf, indem er die letzten Worte betonte.

„Ja, unser Meister besitzt kostbare Edelsteine, welche Käufer anziehen!“ rief lachend die Dame.

Dann schlug sie den Schleier zurück. Ein schönes Frauenantlitz ward sichtbar. Die stechenden Augen desselben sandten einen Blick nach Melita hinüber, die wartend neben dem Vater hinter dem Ladentische stand und die Bemerkung der Dame nicht zu verstehen schien. Aber Meister Bronners ernste Züge verfinsterten sich, er hatte den Sinn der Anspielung erfaßt.

„Sie wissen, daß mir ein Siegelring fehlt,“ begann der junge Mann.

„Ah, der Siegelring.“

„Soeben habe ich ihn bestellt. Sie selbst haben mir ja den Meister empfohlen.“

„Wo ist Ihr Wagen, Graf? Wo sind Ihre Diener.“

„Ich bin allein gekommen.“

„Gut; ich biete Ihnen einen Platz in meinem Wagen an. Und nun helfen Sie mir ein Collier aussuchen, dessen ich zu dem nächsten Balle bedarf. Oeffnen Sie, mein liebes Kind, Ihre Glaskasten und legen Sie mir die besten und neuesten Schmucksachen vor. Ich weiß, daß Sie mich gut bedienen.“

Melita führte den Auftrag aus. Bald standen verschiedene Etuis auf dem glänzenden Ladentische, aus

denen reiche Schmucksachen den Beschauern entgegenblitzten. Während die Dame prüfte, warf der Graf dem Meister einen Blick zu, der deutlich genug die Bitte um Verschwiegenheit zu erkennen gab. Der Juwelier nickte mit dem Kopfe, als Zeichen des Einverständnisses.

„Graf, Sie sind ein Mann von Geschmack — zu welchem Collier rathen Sie mir? Der Preis gilt mir gleich; wenn ich nur etwas Vorzügliches erhalte.“

Der Angeredete deutete auf ein Etui.

„Ich gebe diesem den Vorzug, gnädige Fürstin. Es ist reich und geschmackvoll gearbeitet.“

„Wie alle Kunsterzeugnisse, die aus der Werkstatt unseres Meisters hervorgehen. Ich kaufe das Collier,“ rief die Fürstin; nennen Sie den Preis.

Melita sah nach einem kleinen Etiquette und antwortete:

„Fünfzehntausend Rubel.“

„Sie haben feste Preise, ich feilsche also nicht. Bringen Sie mir diesen Nachmittag das Halsband, und ich zahle den Preis.“

„Erlauben Sie mir, gnädige Fürstin,“ sagte der Juwelier, „daß ich das Etui Ihrem Diener übergebe.“

„Nein, nein, Demoiselle Melita wird es mir bringen, wie alle Gegenstände, die ich bei Ihnen gekauft habe;

ich plaudere gern ein Viertelstündchen mit dem lieben, Kinde. Sind Ihre Geschäfte beendet, Graf?

„Ich glaube, ja," antwortete der junge Mann.

„Noch heute nehme ich Ihren Ring in Arbeit," fügte der Meister hinzu.

Der Graf bot der Fürstin den Arm und führte sie zu dem Wagen, in den Beide einstiegen. Ein Diener schloß den Schlag, gab dem bärtigen Kutscher ein Zeichen, und die glänzende Equipage rollte davon.

„Ich habe es nicht gern, daß Du die Botin dieser Leute spielst!" murmelte der Juwelier.

„Warum, lieber Vater?" fragte Melita unbefangen, während sie die Etuis in ihre Fächer zurückstellte.

„Warum! Warum!" murmelte der Alte.

„Die Fürstin Galitzin ist eine freundliche, leutselige Dame. Sie plaudert mit mir, als ob ich eine Fürstin wäre, wie sie selbst. Ich kenne fast alle Zimmer ihres Palastes, die sie mir gezeigt hat. Sie muß unendlich reich sein — ich glaube kaum, daß es einen zweiten Palast in Moskau giebt, der sich mit dem ihrigen messen kann."

Der Juwelier hatte den Stein des jungen Grafen betrachtet.

„Ein seltenes Stück!" murmelte er. Die Neuzeit hat einen solchen Stein an Größe und Reinheit nicht

aufzuweisen. Er kommt aus den Schatzkammern der alten Familien. Also auch der Graf Zaluski ist gezwungen, seine Diamanten zu verkaufen — das ist ein böses Zeichen! Wieviel der Diamanten aus den reichen Familien sind seit einigen Jahren in meine Hände übergegangen! Noch kauft die Fürstin Galitzin; aber wenn nicht Alles täuscht, wird sie bald verkaufen."

„Und das Geschäft mit dem Grafen?" fragte Melita, die ihre Arbeit vollendet hatte.

„Ich glaube, ich kann es ohne Gefahr abschließen; die Fürstin scheint auf vertrautem Fuße mit ihm zu stehen — diese Bekanntschaft beseitigt alle Bedenken. Der junge Mann dauert mich . . ."

„Warum, Vater?" fragte Melita eifrig.

Der Juwelier sah sie mit einem strengen Blicke an; er milderte jedoch rasch seinen Ernst und antwortete:

„Weil er über seine Kräfte hinausgeht. Die Einkünfte reichen nicht hin, nun verkauft man die Familienkostbarkeiten. Solche Geschäfte bilden in der Regel die ersten Schritte zu dem völligen Ruine. Der alte Graf Zaluski war ein ehrenwerther Mann — ich habe ihn wohl gekannt. Nun, kaufe ich seine Diamanten nicht, so fallen sie in die Hände eines Juden, denn mir scheint, sie müssen verkauft werden."

„Vater," sagte Melita, „nach dem, was in unserm

Laden gesprochen wurde, läßt sich allerdings auf eine Bekanntschaft zwischen der Fürstin und dem Grafen schließen; aber diese Bekanntschaft muß wohl nicht sehr intim sein, denn wäre sie es, so würde sich der junge Herr an seine Freundin gewendet haben, statt den Diamanten zu verkaufen."

Diese Bemerkung leuchtete dem Alten ein.

„Was kümmert uns das!" murmelte er. „Die vornehmen Leute sind oft so stolz, daß sie den vertrautesten Freunden die Zerrüttung ihrer Vermögensumstände zu verbergen suchen. Dies scheint hier der Fall zu sein. Wenn es Zeit ist, wird der Graf sich schon entdecken."

Melita hätte gern noch mehr über den Grafen und seine Lage gesprochen; aber der Vater befahl, die Thür des Ladens zu schließen und den häuslichen Geschäften nachzugehen. Er selbst ging, den Gesellen Arbeitsaufträge zu ertheilen und den Werth des ihm angebotenen Edelsteins genau zu berechnen, wie er dem Grafen versprochen hatte. Nachmittags machte Melita Toilette. Sie sah reizend aus in dem schwarzen Sammtüberwurfe mit braunem Pelze. Eine Seidenkaputze bedeckte das niedliche Köpfchen. Reiches Geschmeide schmückte die Ohren, den Hals und die Arme. Meister Bronner war stolz auf seine Tochter und darum hatte er es gern, wenn sie ihrer Eitelkeit ein wenig fröhnte. Als sie schied, um der Fürstin

das Collier zu bringen, küßte er mit inniger Freude ihre reine jungfräuliche Stirn. Dann blieb er so lange am Fenster stehen, bis Melita hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war. Da ward die Glocke gezogen; er öffnete die Ladenthür und der Graf Alexander Zaluski trat ein. Der junge Mann war erschöpft vom raschen Gehen. Fast athemlos fragte er, ob der Meister das Geschäft mit ihm abschließen wolle.

„Ich will es wohl, Herr Graf; aber haben Sie auch überlegt, was Sie thun?"

„Es ist Alles überlegt. Zahlen Sie, Meister Bronner, zahlen Sie!"

Der Graf erhielt elftausend Rubel und entfernte sich eben so rasch, als er gekommen war. Während dieser Zeit hatte Melita den Palast der Fürstin Galitzin erreicht, der nicht weit von dem Laden des Juweliers lag. Reich gekleidete Diener führten sie durch die weiten Corridors in ein Vorzimmer. Eine Kammerfrau meldete sie der Fürstin, die das junge Mädchen augenblicklich vorzulassen befahl. Melita legte Ueberwurf und Kapuze ab. Die Fürstin drückte laut ihre Verwunderung aus, als sie die Tochter des Juweliers eintreten sah, die sich mit unnachahmlicher Grazie und Anmuth verneigte. Das elegante Etui mit dem Collier trug sie in der Hand. Wer sie nicht gekannt, würde sie für eine der höchsten Sphäre

angehörende Dame gehalten haben. Melita's schweres dunkles Haar war einfach coiffirt; den starken Flechtenkranz hielt eine einfache goldene Nadel zusammen. Ein Kleid von schwarzem Atlas fügte sich eng an den schlanken elastischen Körper an. Zu der schwarzen Farbe des Kleides bildeten die strahlenden Schmucksachen einen schönen Contrast. Das zarte Weiß der Haut ward dadurch gehoben. Die niedlichen Füße staken in zierlichen Pelzstiefelchen von schwarzem Saffian. Melita war eine reizende, echt aristokratische Erscheinung.

„Sie sind pünktlich wie die Uhr auf dem Kremel!" rief die Fürstin, die nachlässig auf einem blauen Divan ausgestreckt lag und ein Buch bei Seite legte, in welchem sie gelesen hatte. „Und wie reizend Sie heute Ihre Toilette gemacht haben, mein liebes Kind! Gut, daß Sie kommen — das Buch, ein französischer Roman, langweilt mich — ich habe Lust zu plaudern — nehmen Sie mir zur Seite auf diesem Sessel Platz."

Melita verneigte sich zum zweiten Male.

„Verzeihung, gnädige Fürstin, wenn ich Sie bitte, zuvor den Schmuck zu prüfen, den Sie diesen Morgen bestellt haben."

„Sie meinen, ich soll ihn anlegen?"

„Es könnte eine kleine Aenderung erforderlich sein."

„Gut, helfen Sie mir, mein liebes Kind."

Melita nahm das Collier aus dem Etui und befestigte es an dem weißen Halse der Fürstin, die sich dann erhob und vor den Spiegel trat. Sie drückte laut ihre Zufriedenheit aus.

Die Fürstin Galitzin war eine Dame von achtundzwanzig bis neunundzwanzig Jahren. Alle ihre Bewegungen waren rasch und lebhaft wie die Blicke ihrer feurigen Augen. Das kastanienbraune Haar hing in starken Locken auf die blendend weißen Schultern herab, die das Kleid von lichtblauer Seide nur halb bedeckte. Ihre Gestalt war von mittlerer Größe und mußte in den ersten Jungfrauenjahren einmal zierlich gewesen sein; jetzt verlieh ihr ein gewisses Embonpoint eine Ueppigkeit, die im Vereine mit ihren lebhaften Bewegungen hinreißend wirkte. Sie besaß überaus zarte Hände und Füße. Ihrer Schönheit war sie sich bewußt und dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß sie meisterhaft alle jene kleinen Künste der Koketterie ausführte, die mit der Art ihrer Schönheit in reinster Harmonie standen. Die Lebhaftigkeit war mehr Kunst als Charakterzug, denn die Fürstin wußte nur zu gut, daß Ruhe und Sentimentalität ihr übel anstanden. In ihren Blicken lag jedoch Etwas, das einer schlecht verdeckten Arglist nicht unähnlich war. Trotz der feinen, purpurrothen Lippen und der blendenden kleinen Perlenzähne

ward ihre Schönheit ein wenig beeinträchtigt, wenn sie lächelte. Ihre Stimme war hell und wohlklingend, sie wußte sogar oft Töne anzuschlagen, die dem Herzen der Hörer schmeichelten. Mit einem feinen Takte wußte sie die Personen zu behandeln, die ihr Scharfsinn nach einem kurzen Umgange erkannt hatte. Ein hoher Grad von Bildung gab ihrer Koketterie etwas ungemein Geistreiches, wodurch sie selbst dem gewandtesten Manne imponirte. Ihr ungeheurer Reichthum vollendete den Nimbus, den sie um sich zu verbreiten wußte.

Wohl eine Minute betrachtete sie sich in dem strahlen-Schmucke. Dann bat sie Melita, ihn ihr abzunehmen und in das Etui zurückzulegen. Es geschah.

„Mein Secretair wird Ihnen die Kaufsumme auszahlen, wenn Sie mich verlassen."

Die Fürstin nahm ihren Platz auf dem Divan wieder ein, Melita mußte sich auf den Sessel niederlassen.

„Ich interessire mich für Sie, mein Kind," begann sie heiter.

Melita verneigte sich.

„Ich weiß das Interesse zu schätzen, das Sie an mir nehmen, gnädige Fürstin."

„Sie sind keine Russin?"

„Nein, mein Vater ist aus Wien nach Moskau übergesiedelt."

„Seit wann?“

„Seit ungefähr zehn Jahren. Von meinem frühern Leben, und namentlich von dem Aufenthalte in Wien, ist mir nur wenig noch bekannt; ich erinnere mich sehr dunkel der Reise nach Moskau, die lang und beschwerlich war. Wir fuhren in einem kleinen Wagen; das einzige Pferd, das ihn zog, lenkte mein Vater selbst.“

„Demnach ist Meister Bronner arm nach Rußland gekommen?“ fragte die Fürstin.

Melita lächelte verlegen.

„Halten Sie denn meinen Vater jetzt für reich, gnädige Fürstin?“ flüsterte sie, als ob sie der Antwort ausweichen wollte.

„Wenn man sein Juwelenlager betrachtet, allerdings!“ rief die Dame. „Meister Bronner ist der Lieferant unserer ersten Familien — doch gleichviel, mein liebes Kind, ich wünsche Ihnen alles Glück der Erde. Aber Sie haben mir noch Nichts von Ihrer Mutter gesagt.“

„Meine Mutter, gnädige Frau, habe ich nicht mehr gekannt; sie starb, als ich noch im zarten Kindesalter stand. Dieser kleine Ring, den ich wie einen Talisman bewahre, ist das einzige Andenken an die früh Verklärte. Der Vater sagt mir oft, daß ich, je älter, ihr desto ähnlicher werde.“

Die Fürstin hatte die kleine Hand Melita's betrachtet.

„Ist es dieser Ring?“ fragte sie, offenbar nur in der Absicht, das Gespräch fortzusetzen.

„Ja!“ antwortete Melita, indem sie den Ring abzog und ihn artig der Fürstin reichte. „Es ist vielleicht eine kleine Merkwürdigkeit, da ihn der Vater als Meisterstück gefertigt hat.“

Andrea betrachtete die Goldplatte, auf der sich zwei verschlungene Buchstaben und ein überaus fein gravirtes Wappen zeigten. Sie suchte eine Ueberraschung zu verbergen, die sich ihrer bei dem ersten Anblicke bemächtigte.

„Das ist ein reizendes Juwel!“ rief sie aus. „Ich liebe die Zierlichkeiten an Arbeiten dieser Art; sagen Sie Ihrem Vater daß er mir einen Ring fertige, der diesem vollkommen ähnlich ist. Auf diese Weise erhalte ich ein Andenken von Ihnen, ohne Sie des theuern Vermächtnisses der Mutter zu berauben. Vergessen Sie meinen Auftrag nicht, Demoiselle Bronner, ich lege ein großes Gewicht darauf. Der Ring ist reizend, ich erhebe das Tragen desselben zur Mode. Wie köstlich passen die Buchstaben A. G.! Die Verzierung, die sie einschließt, soll genau dieselbe bleiben.“

Sie steckte den Ring an Melita's Finger zurück. Das junge Mädchen, das die Launen der Fürstin kannte, hatte keinen Grund, sich über die Bestellung zu verwundern, da sie sehr natürlich war; es versprach, daß die Arbeit genau

so ausgeführt werden sollte. Das nun folgende Gespräch ward durch den Eintritt der Kammerfrau unterbrochen, die einen Brief in der Hand trug. Die Fürstin sah das Papier.

„Von wem?“ fragte sie, ohne ihren Platz zu verlassen.

Die Dienerin verneigte sich tief, indem sie antwortete: „Ich weiß es nicht, gnädige Herrin.“

„Wer brachte ihn?“

„Der Portier hat ihn von einem alten Manne angenommen.“

„Gieb! Vielleicht ein Gesuch um Almosen,“ fügte die Fürstin, zu Melita gewendet, hinzu „Briefe dieser Art sind nicht selten.“

„Weil die Großmuth der gnädigen Fürstin allgemein bekannt ist,“ fügte Melita hinzu.

Andrea entließ durch einen Wink die Dienerin, erbrach und las den Brief. Bestürzt begann sie noch einmal zu lesen. Es schien, als ob sie ihren Augen nicht trauete; sie war ihrer so wenig Herrin, daß sie den Ausruf nicht unterdrücken konnte: Mein Gott! Dann stand sie auf, las den Brief zum dritten Male und prüfte das Siegel. Die Röthe auf Andrea's Wangen war einen Augenblick gewichen, starr betrachtete sie die Zeilen, die eine erschütternde Nachricht bringen mußten. So wirkt ein jäher

Blitzstrahl aus heiterer Luft, wenn er krachend in den Boden fährt. Melita verließ ihren Platz, um sich zu entfernen.

„Bleiben Sie, ich bitte, bleiben Sie!“ sagte rasch die Fürstin. „In einigen Minuten werde ich wieder bei Ihnen sein.“

Sie verschwand in der Thür eines Nebenzimmers. Noch hatte sich Melita von ihrem Schrecken über die Bestürzung der vornehmen Dame, bei der sie ein solches Ereigniß nicht für möglich gehalten, nicht wieder erholt, als die Eingangsthür des Boudoirs geöffnet ward und der Graf Alexander Zaluski eintrat. Melita erkannte sofort den jungen Mann wieder, der ihr diesen Morgen den Edelstein zum Kauf angeboten hatte. Wie sie, gerieth auch der Graf durch dieses Begegnen in große Verlegenheit. Melita fühlte an der brennenden Hitze auf ihren Wangen, daß sie tief erröthete; sie vermochte kaum auf den Gruß des Eintretenden zu danken.

„Demoiselle Bronner?“ fragte der Graf, verlegen lächelnd.

Melita verneigte sich schweigend.

„Sie bei der Fürstin?“ fuhr Alexander fort, der nur mit Mühe seine Fassung erhielt, als er in das Antlitz der reizenden Jungfrau sah, die ihm in der schwarzen Toilette noch tausendmal schöner erschien, als diesen Morgen hinter dem Ladentische des Juweliers.

„Ich habe den bestellten Schmuck abgeliefert,“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Ah, ganz recht; ich war Zeuge der Bestellung. Aber wo ist die Fürstin?“

„Sie wird sogleich zurückkehren.“

„Demoiselle, ich bin die Kunde Ihres Vaters,“ sagte der Graf in sichtlicher Angst; „diesen Morgen habe ich ein Geschäft mit ihm abgeschlossen, von dem ich wünsche, daß es ein Geheimniß unter uns bleibe. Und vorzüglich darf die Fürstin nicht erfahren ...“

„Mein Herr, fürchten Sie Nichts!“ antwortete Melita. Auch wenn Sie mich nicht aufgefordert hätten zu schweigen, würde kein Mensch von der Geschäftsangelegenheit erfahren haben. Wir machen uns des Vertrauens würdig, das man in uns setzt.“

„Verzeihung, Mademoiselle, die Sache ist für mich so wichtig, daß ich Sie ausdrücklich um Ihr Wort bitte...“

„Ich gebe es Ihnen hiermit, auch im Namen meines Vaters!“

Der Graf ergriff ihre Hand und drückte einen leisen Kuß darauf. Melita zitterte, denn noch hatte kein junger Mann ihre Hand berührt, viel weniger noch sie geküßt. Der Kuß brannte wie Feuer, ihre Pulse klopften heftig. Alexanders Blicke hingen unverwandt an der wunderbar anmuthigen Gestalt der Tochter des Juweliers, die für

den glänzenden Raum, in dem sie sich befand, geboren zu sein schien. Beide schwiegen; aber in ihren Herzen regten sich Stimmen, die eine mächtige Sprache redeten. Da trat plötzlich die Fürstin wieder ein. Ihre Züge verriethen immer noch die Alteration.

„Sie, Graf!" rief sie aus, ein Lächeln erkünstelnd, das ihrer augenblicklichen Gemüthsverfassung so fern war. „Vergönnen Sie mir eine kurze Unterredung mit der Tochter unsers Juweliers, dann kehre ich zu Ihnen zurück."

„Ordnen Sie Ihre Geschäfte!" rief Alexander so unbefangen als es ihm möglich war.

„Phantasiren Sie ein wenig, Graf; dort steht mein neues Instrument, das ich vor einigen Stunden aus Wien erhalten habe. Aber spielen Sie, spielen Sie laut, und sagen Sie mir dann Ihr Urtheil, Sie sind ja Kenner."

Andrea ergriff Melita bei der Hand und führte sie in das angrenzende Zimmer zurück, aus dem sie soeben eingetreten war. Als sie die Thür hinter sich geschlossen, lauschte sie — die Töne des Flügels ließen sich vernehmen.

„Gut, gut," flüsterte sie, „nun hören Sie mich an, mein liebes Kind. Ich bitte Sie um einen Dienst, den ich nur einer Freundin übertragen kann. Und sollten Sie wohl glauben, daß ich, die reiche Fürstin Galitzin, außer

Ihnen keine Person kenne, der ich ein so unbedingtes Vertrauen zu schenken mich geneigt fühle, als Ihnen? Ja, ja, es ist so! Wir sprechen später über diesen Punkt, da uns jetzt die Zeit fehlt."

„Ich stehe gern zu Diensten," stammelte die verwirrte Melita. „Was ich vermag, soll geschehen."

„Meinen Domestiken darf ich eben so wenig trauen, als meinen Freunden und Freundinnen," fuhr die Fürstin erregt fort. Ich würde selbst gehen, aber auch dies ist unmöglich, wenn ich das Geheimniß bewahren will, dessen Mitwisserin Sie zum Theil werden sollen, ein Geheimniß, von dem mein Lebensglück abhängt. Ich segne den Zufall, der Sie heute in meine Wohnung geführt hat. Hier ist ein versiegeltes Portefeuille — es enthält Werthpapiere und einen Brief. Unten an dem Perron hält ein Miethswagen, besteigen Sie diesen Wagen und fahren Sie nach dem Stadttheile Semlänoigorod. Dem kaiserlichen Sommerpalaste gegenüber liegt in einem kleinen Garten, der an seinem schwarzen Gitter zu erkennen ist, ein unscheinbares Häuschen, in dem ein Jude einen Kleiderladen hält. Vor diesem Hause lassen Sie halten und fragen den Juden nach Iwan Petrowsky. Man wird Sie zu ihm führen. Iwan ist ein Greis;. eine breite Narbe, die sich quer über seine hohe Stirn zieht, macht ihn Ihnen kenntlich. Ihm übergeben Sie dieses

Portefeuille. Dann entfernen Sie sich rasch, ohne irgend eine der Fragen zu beantworten, die er vielleicht an Sie richten sollte. Lassen Sie sich durch den Wagen nach Ihrer Wohnung bringen. Ich erwarte Sie morgen Mittag, damit ich Ihnen die Summe für das Collier einhändigen kann. Habe ich eine Fehlbitte gethan?" fragte sie schmerzlich lächelnd.

„Nein, gnädige Fürstin; zählen Sie auf mich, wie auf sich selbst."

Die Fürstin zog die Glocke. Die Kammerfrau trat ein. Andrea befahl, einen schweren Pelzmantel aus der Garderobe zu holen. Fünf Minuten später hüllte sich Melita in einen großen Pelz, nahm Abschied und ward von der Kammerfrau über eine Seitentreppe geführt. An dem Portale bestieg sie den Wagen. Der Kutscher, der bereits unterrichtet war, fuhr davon.

Um dieselbe Zeit trat die Fürstin zu dem Grafen in das Zimmer.

II.

Melita war so plötzlich die Mitwisserin so wichtiger Geheimnisse geworden, sie spielte dem Anscheine nach eine so bedeutende Rolle in den Angelegenheiten vornehmer Personen, daß sie sich alle Vorgänge noch einmal in's

Gedächtniß zurückrufen mußte, um an die Wahrheit derselben zu glauben. Der Wagen, der sie in der Dämmerung durch die Straßen von Moskau trug, war der erste glaubhafte Beweis, das Portefeuille, das sie ängstlich in der Hand hielt, der zweite. Sie durfte also nicht zweifeln. Warum aber sendet die Fürstin gerade dich? fragte sie sich. Warum bedient sie sich der Vermittelung eines bürgerlichen Mädchens in einer Angelegenheit, von der, wie sie sagte, das Glück ihres Lebens abhängt? Warum ward die Sendung eben so geheimnißvoll als eilfertig ausgeführt? Warum erbleichte und zitterte die Fürstin bei dem Lesen des Briefes, auf den sie, Melita, die Antwort überbringen sollte? — Die schöne Botin bereuete fast, so bereitwillig den Dienst übernommen zu haben. Jetzt mußte sie ihn ausführen, obgleich sich ein banges Gefühl ihrer je mehr bemächtigte, je näher sie dem Ziele kam. Auch der Kutscher mochte seine Befehle erhalten haben, denn er trieb die Pferde unaufhörlich zu raschem Laufe an. Endlich hielt der Wagen. Der bärtige Rosselenker sprang vom Bocke, öffnete den Schlag und half ehrerbietig der jungen Dame aussteigen. Melita sah zu ihrer Verwunderung, daß sie sich vor dem bezeichneten Hause befand. Der Platz vor demselben ließ sich nicht mehr erkennen, denn ein starkes Schneegestöber vergrößerte die Dämmerung des kurzen Wintertages.

Die Tochter des Juweliers nahm sich stattlich aus in dem kostbaren Pelze der Fürstin. Als sie in den erleuchteten Laden des Juden trat, ward sie von einem alten häßlichen Weibe ehrfurchtsvoll begrüßt. Sie fragte nach Iwan Petrowsky.

„Zu ihm wollen Sie, meine gnädige Dame!“ rief die Jüdin in großer Verwunderung. „Herr Petrowsky wohnt bei uns, aber er ist nicht zu Hause. Wann er zurückkommt, kann ich Ihnen nicht sagen. Uebrigens hat er mich beauftragt, Bestellungen anzunehmen . . .“

„Ich muß ihn selbst sprechen,“ unterbrach Melita die redselige Alte.

„Dann bleibt Ihnen Nichts übrig, als zu warten. Herr Petrowsky kommt gewöhnlich gegen Abend nach Hause. Ah, da ist er schon! Diese Dame, mein lieber Herr, will mit Ihnen sprechen.“

So rief die Jüdin einem Manne entgegen, der rasch in den Laden trat. Die hochgewachsene, kräftige Gestalt desselben war in einen groben Pelz eingehüllt. Eine polnische, mit Pelz verbrämte Mütze bedeckte Kopf und Stirn. Nachdem er den Schnee abgeschüttelt, trat er näher. Grüßend entblößte er das Haupt — an seiner hohen Stirn zeigte sich die Narbe, welche die Fürstin als Kennzeichen angegeben hatte. Demnach stand der Adressat vor der Botin. Iwan Petrowsky sah die junge Dame forschend an.

„Sie wollen mich sprechen?" fragte er mit einer tiefen Baßstimme.

Melita zitterte am ganzen Körper. Der martialische Kopf mit der großen Glatze und Narbe, die glühenden schwarzen Augen in dem braunen Gesichte, der starke, schon ergraute Bart und die tiefe Stimme jagten dem armen Kinde Furcht ein. Es lag etwas Gebieterisches und zugleich Höhnendes in dem Wesen des Mannes, trotz seiner eben nicht aristokratischen Toilette, zu der sein durch die Kälte gebräuntes Gesicht vortrefflich paßte. Man mußte sich unwillkürlich fragen: in welcher Beziehung stand die reiche und schöne Fürstin Galitzin mit diesem Manne? Was konnte er ihr geschrieben haben, das sie in die höchste Bestürzung versetzte? Diese Gedanken durchkreuzten den Geist Melita's, die sich vornahm, ihr Geschäft so rasch als möglich zu Ende zu bringen.

„Nur auf eine Minute, mein Herr!" antwortete sie.

„Licht!" befahl Petrowsky.

„Deborah!" rief die Jüdin mit gellender Stimme. „Bringe Licht!"

Ein junges Mädchen, die brennende Kerze in der Hand, erschien. Deborah war eine reizende Jüdin von ungefähr zwanzig Jahren. Schüchtern überreichte sie dem Miethsbewohner die Kerze.

„Danke, mein Kind!" murmelte dieser.

Nun wandte er sich an Melita und bat sie, ihm zu folgen. Er verließ den mit den verschiedenartigsten Sachen angefüllten Laden durch eine kleine Thür, stieg eine schmale Treppe hinan und führte das junge Mädchen in ein einfaches, mit altmodischen Möbeln ausgestattetes Zimmer.

„Wir sind allein!" sagte er kalt, nachdem er die Thür geschlossen. „Sie suchen Iwan Petrowsky?"

„Ja, mein Herr."

„Er steht vor Ihnen."

Petrowsky warf den Pelz ab. Nun erschien er in einer Art Soldatenrock ohne farbige Abzeichen. Die großen schweren Stiefel, die er trug, reichten bis über das Knie. Es ließ sich nicht verkennen, daß er in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte und daß er durchaus nicht bemüht war, seine Armuth zu verdecken.

„Die Fürstin Galitzin sendet mich," flüsterte die ängstliche Melita.

Petrowsky's Gesicht verzog sich zu einem höhnenden Lächeln.

„Ah," rief er, „schon Nachricht von der Fürstin! Sie trifft früher ein als ich, der ich selbst den Brief abgegeben habe. Es wäre mir indeß lieber gewesen, wenn die hohe Dame selbst gekommen wäre. Was läßt mir Ihre Herrin sagen?" fragte er, indem er sich auf einen Stuhl warf und die langen Beine kreuzte.

Melita wollte den Glauben, sie sei die Dienerin der Fürstin, nicht zerstören; es lag ihr alles daran, so bald als möglich aus der Nähe dieses Mannes zu kommen, der ihr Furcht und Abscheu zugleich einflößte.

„Mündlich habe ich Nichts auszurichten, mein Herr; mir ist nur der Auftrag geworden, Ihnen dieses Portefeuille zu übergeben. Ich entledige mich hiermit dieses Auftrages."

Sie überreichte das Portefeuille, das Petrowsky hastig ergriff. Melita wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie!" sagte barsch Petrowsky. „Es könnte ja möglich sein, daß ich Ihnen einen Auftrag an die Fürstin mitzugeben hätte. Nehmen Sie Platz, ich bitte!"

Er schob mit dem Fuße einen der Stühle Melita entgegen. Diese ließ sich darauf nieder wie ein Kind, das aus Furcht gehorsam ist.

Iwan Petrowsky lehnte sich über den Tisch der Kerze zu und öffnete das versiegelte Portefeuille. Er nahm einige Papiere heraus. Nachdem er das erste derselben gelesen, murmelte er:

„Ich dachte es mir!"

Dann las er das zweite. Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Genügt nicht!" rief er aus. „Immer noch die Alte!"

Er las das dritte der Papiere. Da brach er in ein höhnendes Lachen aus.

„Zehntausend Rubel — ich brauche fünfzigtausend!“ rief er. „Sagen Sie das der Dame, die Sie sendet. Verschweigen Sie ihr nicht, daß Iwan Petrowsky bei einem armen Juden wohnt, und daß er sich selbst in dem Palaste der Fürstin einfinden würde, wenn sie zögerte, ihre Pflicht zu erfüllen.“

Melita erhob sich.

„Ich werde es ausrichten,“ flüsterte sie.

„Mademoiselle; es ist nöthig, daß ich weiß, wer die Vermittlerin zwischen der Fürstin und mir ist.“

„Mein Gott, ich habe aus Gefälligkeit den Auftrag übernommen.“

„Demnach leisten Sie einen Freundschaftsdienst?“

„Ja.“

„Um so dringender muß ich Sie bitten, mir zu sagen, wer Sie sind und in welcher Beziehung Sie zu der Fürstin stehen. O, Ihr Zögern erweckt schon meinen Verdacht.“

Melita erschrak vor den glühenden Augen Iwan's, der wie ein Riese vor ihr stand. Der Zorn hatte seine Stirn noch dunkler gefärbt.

„Fürchten Sie nicht, sich zu compromittiren,“ fuhr er fort. Außer mir erfährt kein Mensch, daß Sie das Haus des Juden betreten haben, ebensowenig darf bekannt werden, daß Iwan hier wohnt.

„Ich habe der Fürstin Verschwiegenheit angelobt."

„Genügt mir nicht. Nennen Sie mir Ihren Namen, Ihren Stand, und ich gelobe Ihnen bei meiner Ehre, daß ich schweige wie das Grab. Nur unter dieser Bedingung werde ich gestatten, daß Sie mich verlassen. Ich vermuthe, daß Ihre Weigerung die Anordnung der Fürstin ist. Gestehen Sie es! Oder haben Sie sonst Gründe?

„Nein, mein Herr!" stammelte das junge Mädchen.

„Wer ist also die Botin der Fürstin?"

„Melita Bronner, die Tochter des Juweliers Bronner."

Iwan starrte überrascht die Botin an.

„Melita Bronner?" wiederholte er wie ein Mensch, der das, was er vernommen, nicht zu glauben wagt.

„Mein Vater ist der Lieferant der Fürstin."

Iwan Petrowsky fuhr mit der Hand über seine Stirn.

„Sie sind die Tochter Jakob Bronner's, des Goldschmieds aus Wien?" fragte er noch einmal.

Melita wich bestürzt zurück, als sie hörte, daß der Fremde den Vornamen und den frühern Aufenthaltsort ihres Vaters kannte. Zitternd bestätigte sie diese Angaben. In welcher Beziehung stand der fürchterliche Iwan zu ihrem Vater, der den freundschaftlichen Umgang mit andern mied?

Iwan betrachtete mit sichtlicher Rührung das junge Mädchen; dann rief er aus:

„Wäre das möglich! Jakob Bronner lebt in Moskau? Und Sie, Sie wären seine Tochter?"

„Ich kann Ihnen keine Beweise liefern, mein Herr, wenn Sie dem nicht glauben, was ich Ihnen sage. Da ich nun Ihrem Wunsche genügt habe, erlauben Sie mir, daß ich mich entferne. Es ist längst Abend, mein längeres Bleiben verursacht Sorgen."

„Mein liebes Kind, Sie sind bei einem Freunde Ihres Vaters, und ich segne den Zufall, der Sie mir entgegenführte. Doch nein, es ist kein Zufall — daß die Fürstin gerade Sie zur Botin wählen mußte, ist eine Fügung der Vorsehung. Wir sehen uns nicht zum ersten Male: Sie erinnern sich meiner nicht, aber ich habe Sie gekannt, als Sie noch ein zartes Kind waren, als die Mutter Sie auf den Armen trug. Da war auch ich noch jung, da verunstaltete diese Narbe meine Stirn nicht; aber was noch mehr sagen will, damals war ich glücklich — jetzt drückt mich die eiserne Hand des Schicksals darnieder, und alle die, welche ich liebe, muß ich fern von mir halten. Melita, verschweigen Sie Ihrem Vater, daß Sie Iwan Petrowsky heute gesehen — nennen Sie selbst diesen Namen nicht in seiner Gegenwart. Ich suche den braven Jacob auf, wenn ich ohne Gefahr

für ihn mich ihm zeigen darf. Beherzigen Sie meinen Rath! Und nun ein Wort über Sie, fügte er mit bewegter Stimme hinzu. Die Fürstin Galitzin bedient sich Ihrer als eines ergebenen, dienstwilligen Werkzeuges — dienen Sie ihr mit Eifer und Treue, Melita; dienen Sie ihr aus Rücksicht für Ihren Vater und sich selbst. Aber nie möge die Fürstin erfahren, daß ich Jacob Bronner und seine Tochter kenne. Bieten Sie alles auf, daß eine andere Vermittlerin zwischen der Fürstin und mir nicht auftrete; Ihnen allein, mein liebes Kind, ist es vorbehalten, einen verhängnißvollen Kampf zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Sie können der rettende Engel einer unglücklichen Familie werden. Aber ich erinnere Sie auch daran, daß Ihr eigenes Glück von Ihrer Verschwiegenheit abhängt. Zurücktreten können Sie nicht mehr — es wäre zu Ihrem und des Vaters Verderben. Sie stehen der Fürstin näher, als Sie glauben. Gehen Sie, Melita, gehen Sie — Iwan Petrowsky wacht über Sie!"

Melita hielt alle diese sonderbaren Vorgänge für einen Traum; sie ließ sich willenlos von dem Fremden die schmale Treppe hinab und durch den Gang neben dem Laden des Juden zu dem Wagen führen.

„Ich begleite Sie bis zu Ihrer Wohnung!" flüsterte Iwan, indem er den Schlag des Wagens öffnete. „Hat der Kutscher seine Befehle?"

Nachdem Melita die Straße und das Haus ihres Vaters dem Kutscher bezeichnet, stieg sie ein. Iwan folgte und setzte sich ihr gegenüber. Der Kutscher fuhr im raschen Trabe davon.

Ein heftiger Wind peitschte den Schnee an die verschlossenen Fenster des Wagens, in dessen Innern eine tiefe Finsterniß herrschte. Die beiden Personen konnten einander nicht sehen. Trotz der Freundschaftsversicherungen Iwans konnte sich Melita einer Aengstlichkeit nicht erwehren, welche die Nähe des Passagiers erzeugte. Sie drückte sich in einen Winkel und beobachtete jede Bewegung des unheimlichen Nachbars, dessen glühende Augen sie in der Finsterniß blitzen zu sehen wähnte. Aber Iwan sprach kein Wort, er regte sich nicht einmal. Von Zeit zu Zeit stieß er einen leisen Seufzer aus.

Plötzlich fuhr der Wagen langsamer. Durch das Toben des Unwetters hörte man rauhe Stimmen, die mit dem Kutscher sprachen und zu fordern oder zu drohen schienen. Iwan horchte einen Augenblick.

„Was ist das?“ fragte die erschreckte Melita.

„Nichts! Nichts!“ murmelte Iwan Petrowsky. „Sie stehen unter meinem Schutze, mein liebes Kind. Man wird nicht den Saum Ihres Kleides berühren, wer sich auch nahen möge.“

Da ward der Schlag des Wagens aufgerissen. Ein

Windstoß trieb Schnee in den Raum. Man sah die Umrisse zweier männlichen Gestalten. Noch ehe sie ein Wort sprachen, rief ihnen Iwan zu:

„Ich bin da!"

„Wer?" fragten zwei Stimmen zugleich.

„Entfernt Euch, ich bin da! Nach einer Stunde trefft Ihr mich in meiner Wohnung. Haltet den Wagen nicht länger auf, es ist unnütz. Auf Wiedersehen."

Die Gestalten verschwanden, und der Wagen fuhr schnell weiter. Dieses neue Ereigniß lehrte die arme Melita, daß sie von Intriguen umgeben sei, die offenbar der Fürstin galten. Die Dame mußte eine Ahnung von den Vorgängen gehabt und sie gefürchtet haben, darum hatte sie eine Botin gesendet. Wer konnte wissen, was geschehen wäre, wenn die Fürstin Galitzin sich in dem Wagen befunden hätte.

„Die Vorsorge war nicht unnütz," sagte Iwan; „es ist gut, daß ich Sie begleite."

Das junge Mädchen ermuthigte sich zu der Frage:

„Demnach haben Sie eine Gefahr für mich vorausgesehen?"

„Vielleicht!"

„Wenn nun die Fürstin statt meiner . . .?"

„O, die Fürstin, Mademoiselle Bronner, und Sie! Es ist dies ein Punkt, der zu unsern Geheimnissen gehört.

Vergessen Sie das nicht. Uebrigens hat die geistreiche Fürstin Nichts voraussehen können, wenn sie auch gefürchtet hat."

Nach kurzer Zeit hielt der Wagen.

„Wir sind zur Stelle, Mademoiselle!" sagte der rauhe Begleiter, indem er die Thür öffnete und aus dem Wagen sprang.

Die Befürchtung Melita's, man könnte sie täuschen, ging nicht in Erfüllung; als sie sich umsah, stand sie vor dem Hause ihres Vaters. Iwan sprang in den Wagen zurück, der rasch davonfuhr. Melita zog die Glocke; Jakob Bronner selbst öffnete die Thür. Vater und Tochter traten in das trauliche Wohnzimmer. Der alte Juwelier wunderte sich über die Vorsorge, welche die Fürstin beobachtete.

„Meinen Sie, daß die reiche Fürstin mich in ihren Pelz kleidet?" fragte sie lächelnd.

„Die Fürstin sandte einen Boten mit dem Betrage für das Collier und ließ mir sagen, daß Du eine Stunde später heimkehren würdest; ich möge mich über Dein Ausbleiben nicht beunruhigen."

Melita machte Abendtoilette und bereitete dann den Thee. Bei Tische theilte sie dem Juwelier den neuen Auftrag der Fürstin, bezüglich des Ringes, mit; sie berichtete auch, wie durch die Unterredung die Aufmerksam-

keit der Dame auf den Ring der verstorbenen Mutter gerichtet worden sei. Jakob Bronner sah seine Tochter überrascht an.

„Ich soll einen Ring fertigen, der genau ist wie dieser?“ fragte er.

„Ja, mein Vater.“

„Er ist veraltet — die Fürstin ist eine Dame von feinstem Geschmacke — immerhin, ich werde den Auftrag ausführen. Gieb mir Deinen Ring, morgen soll die Arbeit beginnen.“

Den Rest des Abends füllten Gespräche aus über die reiche Fürstin Galitzin. Melita hütete sich, von den stattgehabten Vorgängen ein Wort zu äußern, sie kannte die leicht zu erregende Besorgniß ihres Vaters und erinnerte sich des gegebenen Versprechens. Das Vertrauen, das die hochgestellte und reiche Dame in sie gesetzt, mochte immerhin die Verlegenheit sie dazu getrieben haben, erfüllte das junge Mädchen mit einem gewissen Stolze und es sagte sich, daß es Pflicht sei, so lange die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten, als ein Nachtheil für den Vater nicht daraus erstände. Das Benehmen des strengen Iwan, der unmöglich ein Feind Bronners sein konnte, nahm sie als Bürgschaft für dessen Aufrichtigkeit. Seine seltsame Beziehung zu der Fürstin konnte ja auf die Verhältnisse des Juweliers, der ein

strengrechtlicher Mann war, keinen Einfluß ausüben. Als Melita in ihr Schlafzimmer trat, war sie völlig mit sich im Klaren; sie bedauerte die arme Fürstin und beschloß ihr zu nützen.

„Nur Eins möchte ich wissen," flüsterte sie vor sich hin, als sie in das Bett schlüpfte; ich möchte wissen, ob der Graf Alexander Zaluski die Fürstin liebt. Der arme Mann — er verkauft seine Familiendiamanten! Wenn ich Alles ausplauderte, dies soll kein Mensch erfahren, und ist es irgend möglich, so bleiben die Diamanten in dem Laden meines Vaters."

Melita dachte noch eine Zeit lang über die verwickelten Verhältnisse, die unter den verschiedenen Personen ihrer Bekanntschaft obwalteten, nach, erinnerte sich genau der Stellung, die sie jeder einzelnen gegenüber zu beobachten hatte, und schlummerte endlich ein. Ihr letzter Gedanke war der an den jungen Grafen. Ob er sie auch im Traume beschäftigte, wissen wir nicht; aber wenn die erwachende Liebe die Seele auch im Schlafe beherrscht, so läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß Melita von dem jungen Manne träumte, dessen erstes Erscheinen einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Obgleich Jakob Bronner sein Haus nicht verlassen und weniger erfahren hatte, als Melita, so befand er sich dennoch in großer Aufregung, die er der Tochter bis zu

dem Augenblicke der Trennung zu verbergen gesucht. Als er sein Schlafzimmer betrat, öffnete er einen festen eisernen Schrank, in dem er die Kostbarkeiten zu verwahren pflegte. Er nahm den Ring Melita's und verschloß ihn in dem geheimsten Fache.

„Die Fürstin Galitzin will ein ganz gleiches Exemplar besitzen, murmelte er dabei; dieser Wunsch bestätigt mir den Verdacht, den ich schon seit einigen Jahren gegen die schlaue Dame hege. Ich bedauere, daß sie den Ring gesehen hat. Er wird ihr nicht wieder zu Gesichte kommen, weder als Original, noch als Copie. Ist es nöthig, so vernichte ich ihn. Ruhig, ruhig, Bronner; es hat sich das erste Zeichen eingestellt, daß Du vor Deinem Tode das heiß ersehnte Ziel erreichst. Wenn ich es früher nicht gern sah, daß meine Tochter den Palast der Fürstin betrat, so ist mir jetzt eine Annäherung willkommen. Mein Glaube an die Vorsehung erwacht wieder — sie hat mein Kind zu der Fürstin geführt!"

III.

Wir kehren in dem Augenblicke zu der Fürstin Galitzin zurück, als sie zu dem Grafen Zaluski, der auf dem Flügel fantasirte, trat, ihm die Hand auf die Achsel legte und lächelnd fragte:

„Wie finden Sie mein Instrument, Graf?"

Der junge Mann erhob sich; er schien zerstreut zu sein und suchte sich zu entschuldigen, daß er den Eintritt der schönen Herrin des Palastes nicht sogleich bemerkt habe.

„Ihr vortreffliches Instrument hat meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen."

Wer die Dame jetzt gesehen hätte, würde kaum geglaubt haben, daß sie dieselbe sei, die durch den Brief in den größten Schrecken versetzt worden. Ihr Gesicht war wieder ruhig und heiter, sie sprach mit sicherer Stimme und zeigte sich als die elegante, reiche Fürstin, die sich aller ihrer Vorzüge vollkommen bewußt ist. Sie mußte entweder eine große Gewalt in der Beherrschung ihrer selbst besitzen und die Kunst verstehen, große Gemüthsbewegungen zu verbergen, oder die Scene mit dem Briefe mußte erlogen gewesen sein. Der dritte Fall, der noch denkbar, ist der, daß die Nähe des Grafen sie alles vergessen ließ. Der Leser selbst mag die Dame beobachten und beurtheilen, wir wollen nicht vorschnell einen Charakter definiren, der, weil er selten, schwer zu ergründen ist.

„Endlich sind wir allein!" sagte sie mit einem Seufzer, als ob sie eine schwere Last abgeschüttelt hätte. „Ich hatte Geschäfte mit der Tochter des Juweliers, und Sie wissen, daß ich zu Geschäften nicht geboren bin, daß

sie mir in tiefster Seele verhaßt sind. Die kleine Melita aber ist in Geschäften gewandt wie ein Mann, sie vertritt bei ihrem Vater die Stelle eines Commis. Ich habe sie entlassen und bin nun, Herr Graf, die Ihrige."

Alexander zog die Fingerspitzen der Gräfin an seine Lippen. Dann führte er sie zu dem Divan und nahm ihr gegenüber Platz.

„Sie scheinen verstimmt zu sein, Graf?"

„Nicht ohne Grund."

„Theilen Sie sich mir mit, wenn es Ihnen möglich ist, vielleicht kann ich trösten, rathen, erheitern."

So sprach Andrea, und was würde sie darum gegeben haben, wenn sie selbst mit einer zuverlässigen Person sich hätte berathen können.

„In drei Tagen ist der erste Ball bei dem General," begann der Graf.

„Und acht Tage später werde ich den ersten Ball geben."

„Dieser Umstand vermehrt meinen Kummer," sagte Alexander melancholisch.

„Ich verstehe Sie nicht, Graf. Die Aussicht auf zwei glänzende Bälle — oder sollte Sie der General nicht geladen haben?"

„Das ist es nicht, die Einladung habe ich erhalten."

„Und die meinige ist Ihnen so gewiß, als ich

selbst bei dem Balle nicht fehlen werde, den die Fürstin Galitzin giebt."

„Trotzdem werde ich das Glück nicht genießen können, das mir die nächste Zukunft so reizend in Aussicht stellt."

„Warum? Warum?" fragte hastig die Fürstin.

„Weil ich morgen, spätestens übermorgen zu reisen gezwungen bin."

„Unmöglich, Graf!"

„Ich glaube, das ist der Grund meiner Verstimmung."

Andrea hatte all' ihre Lebhaftigkeit wiedererlangt.

„Graf," rief sie, „läßt sich Nichts thun, die Reise hinauszuschieben?"

„Ich glaube kaum."

„Dann schiebe ich den Ball auf."

„Meinetwegen?" fragte verwundert der Graf.

„Ihretwegen."

„Ich bedauere, liebe Fürstin . . ."

„Bedauern Sie Nichts; sagen Sie mir einfach, wann Sie zurückkehren, und ich feiere Ihre Ankunft in Moskau durch einen glänzenden Ball. Dies ist mein fester Wille!" fügte sie energisch hinzu.

Der junge Mann schien verlegen zu sein, wie er den Entschluß der Fürstin schwanken machen sollte.

„Ihr Wohlwollen, meine Gnädige, entzückt mich, aber es betrübt mich auch in tiefster Seele. Stände es bei

mir, ich würde entweder gar nicht reisen, oder doch sobald als möglich zurückkehren."

„Wann kehren Sie zurück?"

„In einigen Jahren — vielleicht . . . nie!"

„Nie? Graf!"

„Sie sehen, ich habe allen Grund, betrübt zu sein."

Die Fürstin sank wie vernichtet in die Kissen des Divans zurück; ihre zarten Finger spielten zitternd mit der Schleife, die ihren hochwallenden Busen schmückte.

„Das also ist es!" flüsterte sie kaum hörbar. Sie werden nie, nie zurückkehren. Und diese Nachricht theilen Sie mir so gleichgiltig mit, als ob Sie nicht wüßten . . ."

Alexander zitterte.

„Vollenden Sie nicht?" rief er rasch. „Ich konnte nicht so anmaßend sein, Ihrem Wohlwollen eine Ausdehnung beizumessen, die Ihnen eine Trennung peinlich macht. Wenn ich Ihnen heute erst, am Tage meines Abschiedsbesuches, Kenntniß von der nothgedrungenen Reise gebe, so wollte ich mir selbst dadurch eine Situation ersparen, welche die Kümmerniß meines Herzens erhöht. Sie werden schnell den Mann vergessen, der an dem strahlenden Horizonte Ihres Lebens wie eine ephemere Erscheinung vorübergezogen ist."

Er küßte bescheiden die Hand der Fürstin.

Andrea blickte ihn fest an.

„Graf," sagte sie, „Ihre Worte, die Sie soeben gesprochen, beweisen, daß Sie mehr als eine Ahnung von dem wahren Umfange meines Wohlwollens für Sie gehabt haben. Unser Verhältniß ist allerdings sehr zarter Natur; aber es hat nur an Ihnen gelegen, mir eine deutliche Erklärung abzunöthigen, und darum habe ich das Recht, Ihnen in dieser Stunde Vorwürfe zu machen."

„Mein Gott, Fürstin, verzeihen Sie mir; wenn ich meine Lage bedenke, so wäre es tollkühn gewesen, mehr zu hoffen, als Sie mir gewährt haben. Die Welt beneidet mich um den Vorzug, dessen Sie mich würdigen."

„Sie weichen aus, Graf!" sagte Andrea stolz. „Gut, so demüthige ich mich Ihnen gegenüber und bekenne, daß ich mich arg getäuscht habe, wenn ich hoffte, in Ihnen mehr als Freundschaft zu mir zu erwecken. Mit diesem Bekenntnisse, das die Wichtigkeit des Augenblicks mir abgedrungen, sei die Vergangenheit abgeschlossen. Darf die Freundin hoffen, daß der Freund ihr volles Vertrauen schenkt?" fragte sie mit einem bittersüßen Lächeln.

„O mein Gott, ich darf keinen Schritt weiter gehen, das Schicksal zieht mir enge Schranken. Wohl muß ich Sie durch mein Schweigen verletzen, aber die Zeit ist noch nicht gekommen, daß ich reden kann. Andrea," fuhr der junge Mann fort, als er die Verwirrung der Dame

sah, „vielleicht auch liegt ein Geheimniß über Ihren Familienverhältnissen, das Ihnen Vorsicht gebietet. Sie sind verheirathet gewesen ...“

„Ah, das ist es!“ rief die Fürstin „Armer Freund, ein Vorurtheil hat sich Ihrer bemächtigt! Alexander, ehe ich Ihnen weitere Vorschläge mache, muß ich Ihnen sagen, daß ich zwar verheirathet, aber eine Gattin ohne Gatten bin. Sie wollen reisen — ich kann Sie nicht zurückhalten; aber mit Zweifeln über meine Person, die vielleicht die Medisance angegriffen hat, dürfen Sie nicht scheiden. Einem einzigen Manne gegenüber muß ich mich rechtfertigen, will ich mich rechtfertigen, und dieser Eine sind Sie.“

„Sie haben mich mißverstanden! Beziehen Sie Alles, was ich sagte, nur auf mich.“

„Gleichviel; hören Sie mich an, Alexander, ich bitte Sie darum. Vielleicht finde ich in Ihnen einen Vertheidiger, wenn man mich angreifen sollte, und dann, fügte sie schmerzlich hinzu, können wir uns in der Scheidestunde nicht besser unterhalten, als dadurch, daß ich ein Thema berühre, das vielleicht schon vielseitig behandelt ist. Ich fühle das Bedürfniß, Ihnen einen klaren Blick in meine Vergangenheit zu gestatten.“

Alexander nahm die Miene eines Mannes an, der aufmerksam zuhören will. Nach einem Seufzer, der

aus der Tiefe ihrer Brust zu kommen schien, begann die Fürstin:

„Mein Vater war Oberst und Gouverneur der kleinen Grenzfestung S. — Sie kennen ihn. Ich hatte noch einen älteren Bruder, der in der Garnison als Offizier diente und in dem Hause meines Vaters wohnte. Der greise Fürst, General Galitzin, war der Generalgouverneur der Provinz, zu der S. gehörte; er hatte seinen Sitz in dem zwölf Werste entfernten G. Er besuchte meinen Vater öfter, als es seine Dienstpflicht erforderte, und so oft er kam, blieb er in unserm Hause. Bei diesen Gelegenheiten bewies er mir eine große, zärtliche Aufmerksamkeit, und Jeder, der es beobachten konnte, mußte die Ansicht gewinnen, daß der General einen Plan in Bezug auf mich verfolgte. Man machte mir eine Partie mit ihm plausibel, sprach von seinem enormen Vermögen, seinem liebenswürdigen Charakter und suchte mich zu bewegen, ein Betragen ihm gegenüber zu beobachten, das den greisen Bewerber zu einem entscheidenden Schritte ermuntern sollte. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine Jugend und Lebenslust sträubten sich bei dem Gedanken, die Gattin eines sechszigjährigen Greises zu werden. Ich liebte meinen Vater, der mir seinerseits mit der größten Zärtlichkeit zugethan war; aber das geforderte Opfer war zu groß, ich konnte es

nicht bringen. Mein Bruder, der auf eine rasche Beförderung hoffte, ward dringender, so daß ich mich endlich zu der Erklärung veranlaßt fand, daß ich lieber in ein Kloster gehen würde, als daß ich dem alten Fürsten die Hand reichte, um mein Leben an seiner Seite zu vertrauern. In dieser Zeit ward mein Bruder zum Kapitain ernannt. Das Avancement des sechsundzwanzigjährigen jungen Mannes machte Aufsehen, und man schrieb diesen Vorzug dem Einflusse meiner Person auf den General zu. Daß es an Vermuthungen, die meine Ehre verletzten, nicht fehlte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Unsere Familie wurde zu den Winterbällen des Generals gezogen, die mit einem feenhaften Glanze gegeben wurden. Die Equipagen des Generals holten uns ab und brachten uns wieder zurück. Obgleich eigentlich ein Verhältniß zwischen mir und dem General nicht existirte, so sprach man doch davon, wie von einer ausgemachten Sache. Ich beschwerte mich darüber gegen meinen Vater."

„Du bist eine Thörin, Andrea!" sagte er ernst.

„Vater, bedenken Sie die Verschiedenheit des Alters."

„Der General ist ein reicher Fürst, ich bin ein armer Edelmann."

„Immerhin, mein Vater."

„Wer wird sich um die Hand eines Mädchens bewerben, das keine Mitgift besitzt? Unsere Offiziere brauchen Geld, wenn sie eine Frau wählen.“

„Muß ich denn einen Offizier heirathen?“

„Der Landadel kommt nicht; und einem bürgerlichen Bewerber verweigere ich Deine Hand.“

„So bleibe ich unverheirathet.“

„Bedenke Deine Zukunft, meine Tochter. Ich habe Nichts als meinen Sold, und wenn ich einmal sterbe, erhältst Du keine Pension, ebensowenig als Deine Mutter, der Du dann zur Last fällst. Eine Heirath mit dem General macht Dich glücklich.“

„Sie sprechen so bestimmt, mein Vater — hat denn der General schon förmlich um mich geworben?“

„Auf dem letzten Balle.“

„Und ohne mein Wissen?“

„Mein Kind, Du darfst dem General keinen Korb geben. Bedenke mich und Deinen Bruder, dem eine große Carrière in Aussicht steht. Zerschlüge sich die Sache, so wäre der Fürst compromittirt.“

„Was haben Sie auf seinen Antrag geantwortet, Vater?“

„Daß eine Unterredung mit Dir ein günstiges Resultat liefern würde.“

„Vater! Vater!“ rief ich erschreckt.

„Die Sache ist zu weit gediehen, darum sei klug, Andrea. Du wirst sehr kurze Zeit einen alten, aber liebenswürdigen Mann besitzen und dann die reiche Fürstin Galitzin sein, die später nach ihrer eigenen Wahl sich wieder verheirathen kann. Der General ist kränklich und demnach eigensinnig. Befriedige seine Laune zu Deinem und meinem Glücke. Daß Du seine Universalerbin bist, soll eine der Klauseln des Ehecontractes sein. Du hast acht Tage Zeit, über die Sache nachzudenken.“

„Meine Lage war eine höchst betrübende, die Liebe zu dem Vater kämpfte mit der Abneigung gegen den Fürsten. Mein Entschluß stand fest, ich wollte den Fürsten ausschlagen. Aber noch ehe die acht Tage verstrichen waren, trat ein Ereigniß ein, das alle Verhältnisse anders gestaltete.“

„Es war stürmisches Wetter, wir saßen Abends bei Tische. Mein Bruder hatte mit Begeisterung von dem Generale gesprochen, hatte Kriegsthaten aus dem frühern Leben desselben erzählt, daß ich mit Hochachtung vor dem Helden erfüllt ward. Man rühmte seine Milde im gewöhnlichen Verkehre und seine strenge Gerechtigkeit im Dienste. Da trat ein Lakai ein und rief meinen Vater in das Vorzimmer. Ich sah durch die Glasthür, daß er mit einem Fremden in Reisekleidern sprach. Auch mein Bruder, der Kapitain, ward

nun gerufen. Ich blieb mit meiner Mutter allein am Tische zurück."

„Wer ist der Fremde, Mutter?" fragte ich.

Sie beobachtete die Gruppe.

„Ich weiß es nicht."

„Jetzt verläßt der Bruder stürmisch das Vorzimmer."

„Vielleicht erfordert es der Dienst."

„Der Vater ist überrascht. Sieh nur, Mutter, wie der Fremde ihm die Hand schüttelt."

„Du erschrickst vor Dingen, die sich oft ereignen."

„Daß etwas Ungewöhnliches vorging, lag außer allem Zweifel. Es war spät, draußen tobte ein gewaltiger Winterorkan. Was konnte das sein? Ich befand mich damals in einer so gereizten Stimmung, daß ich Alles, was Ungewöhnliches geschah, auf mich bezog. Da trat plötzlich mein Vater mit dem Fremden in das Zimmer. Sein Gesicht und seine Toilette verriethen, daß er von der Reise kam. Es mochte ein Mann von vielleicht dreißig Jahren sein. Aus seinem gemessenen Gruße schloß ich, daß er dem Militairstande angehörte, obgleich er bürgerliche Kleider trug. Mein Vater stellte uns ihm vor, er bat meine Mutter, rasch ein Zimmer einzurichten und für zwei Betten zu sorgen, da wir für die Nacht Gäste erhalten würden. Ich verließ mit der Mutter

das Wohnzimmer, um den Empfang der Gäste vorzubereiten."

„Kennen Sie den Fremden, Mutter?"

„Ich habe ihn nie gesehen."

„Er scheint vertraut mit dem Vater zu sein."

„Beruhige Dich, wir werden bald erfahren, wer er ist."

„Nachdem wir einer Magd die nöthigen Befehle ertheilt, gingen wir in das Zimmer zurück. In demselben Augenblicke, als wir durch die Seitenthür eintraten, erschienen mein Vater und mein Bruder in der Hauptthür mit einem Manne in Reisekleidern, den sie mehr trugen als führten. Man nahm ihm den Reisepelz ab und setzte ihn in den Sopha. Ein Kopf mit schneeweißen Haaren ward sichtbar."

„Großer Gott! rief meine Mutter, indem sie den Fremden anstarrte."

„Meine Gattin!" sagte der Vater, indem er sie vorstellte. „Elisabeth, erkennst Du unsern Gast?"

„Vater, Vater!" rief sie aus und sank dem Greise in die Arme.

„Schließt die Thüren!" flüsterte mein Vater. „Sorgt dafür, daß kein Diener eintritt. Andrea, bringe ein warmes Nachtessen und Wein. Bediene Deinen Großvater, aber verrathe durch keine Unruhe, daß wir Gäste haben."

„Ich vollzog den Auftrag; aber mir klopfte das Herz bei dem geheimnißvollen Treiben in unserm Hause. Daß man mich absichtlich fortschickte war mir klar; ich hatte noch nie im Leben meinen Großvater gesehen, ebensowenig kannte ich seinen Stand und Charakter, über den man stets ein tiefes Schweigen beobachtete. Alles dies, und die seltsamen Verhältnisse, unter denen seine Ankunft stattfand, reizten natürlich meine Neugierde. Ich beeilte mich, wieder in das Zimmer zu kommen. Da lag meine Mutter zu den Füßen ihres Vaters und weinte heftig. Der Greis, auf dessen Gesichte sich Krankheit und Kummer ausprägten, hatte wie segnend seine Hände auf ihr Haupt gelegt. Daneben standen mein Vater und mein Bruder. Es war eine rührende Scene. Endlich umarmte er auch mich als seine Enkelin. Dann ging man zu Tische. Das war ein peinliches Nachtessen. Man sprach wenig und sah sich gegenseitig mit besorgten Blicken an. Die Gäste gingen zeitig zur Ruhe, weil sie, wie ich hörte, am nächsten Morgen früh die Reise fortsetzen wollten. Ich hörte, daß mein Bruder die ganze Nacht wach bleiben sollte."

„Nach einer langen Stunde kam meine Mutter in das Schlafzimmer, wo ich sie sehnlichst erwartete."

„Andrea," rief sie unter Thränen, „ich bin glücklich, sehr glücklich! Ich habe meinen alten Vater noch einmal

gesehen und darf hoffen, daß er sein Leben als ein freier Mann beschließen wird.“

„Mutter, Sie haben nie Ihres Vater erwähnt.“

„Weil ein herbes Geschick auf seinem Leben lastete, oder richtiger gesagt, weil er nicht lebte.“

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Mutter.“

„Mein Vater ist das schuldlose Opfer einer infamen Kabale, er hat vierzehn Jahre im Gefängnisse geschmachtet. Du siehst ihn jetzt auf der Flucht.“

„Großer Gott!“

„Wird er verrathen und ergriffen, so wartet seiner ein gräßliches Schicksal, man bringt ihn in ein festeres Gefängniß oder deportirt ihn nach Sibirien. Völlige Erschöpfung zwang ihn, bei uns ein Unterkommen zu suchen. Auch wir sind verloren, wenn man erfährt, daß wir ihm Obdach gegeben und seine Flucht begünstigt haben. Bete, Andrea, daß der Himmel uns gnädig sei.“

„Wir verbrachten eine halbe Stunde im Gebet. Dann sagte meine Mutter:

„Lege Dich schlafen, mein Kind.“

„Und Sie, Mutter?“

„Ich werde am Bette des Vaters wachen; wer weiß, ob ich ihn je wiedersehe.“

„Sie ging. Da ich die Gefahr begriff, die über unserm Haupte schwebte, war an Ruhe nicht zu denken.

Der Gouverneur einer Grenzfestung, ein kaiserlicher Soldat, begünstigte die Flucht eines Gefangenen! In peinlicher Besorgniß verbrachte ich die ersten Stunden der Nacht; ich lauschte bei jedem Geräusche, das sich draußen vernehmen ließ. Meinen Bruder hörte ich von Zeit zu Zeit durch die Zimmer gehen. Plötzlich trat er zu mir ein."

„Schwester, um Gotteswillen, lösche Dein Licht aus. Der Schein desselben fällt auf den Schnee in der Straße!"

Er löschte die Kerze aus und fügte hinzu:

„Der ungewohnte Schein könnte Aufmerksamkeit erregen, denn es ist möglich, daß man unserm Großvater nachsetzt."

„Bleibe, Bruder! ich kann nicht schlafen, leiste mir Gesellschaft."

Wir saßen allein in dem Zimmer, das nur durch die verglimmenden Kohlen des Kamins spärlich beleuchtet ward. Ich forderte Aufklärung über den flüchtigen Greis.

„Schwester," begann er ernst, „ich kenne das Vergehen nicht, das man dem Vater unserer armen Mutter zur Last legt; aber daß es ein sehr schweres ist, beweist die lebenslängliche Kerkerstrafe. Der Fremde, der ihn begleitet, ist sein Retter, mit seiner Hülfe ist die Flucht ermöglicht. Hoffen wir, daß sie völlig gelinge; morgen

Abend können sie die Grenze erreicht haben. Jener Mann hat viel gewagt, darum ist ihm viel versprochen. Das Vermögen unserer Mutter ist confiscirt, der Vater und ich besitzen Nichts als unsern Sold — aber uns liegt die Verpflichtung ob, die Flüchtlinge im fernen Auslande zu erhalten. Der Retter unsers Großvaters scheint ein vorsichtiger Mann zu sein, denn er hat absichtlich den Flüchtling in unser Haus gebracht. Zahlen wir nicht, so denuncirt er den Vater als den Mitwisser des gefährlichen Geheimnisses. Dann steht uns Entsetzung vom Posten und ein langes Gefängniß bevor. In dieser ernsten Stunde, Schwester, ermahne ich Dich an die Erfüllung Deiner Pflicht."

„Was kann ich thun?" fragte ich, obgleich ich wußte, wohin er zielte.

„Schlage die Hand des Fürsten Galitzin nicht aus."

„Giebt es denn kein anderes Rettungsmittel?"

„Keins, liebe Schwester. Die Mutter hat bereits dem Fremden alle ihre Schmucksachen eingehändigt, damit er vorläufig die Kosten der Reise bestreiten kann. Ich selbst habe mein letztes Geld dazu beigesteuert."

„Nimm, nimm auch meine Schmucksachen, ich bedarf ihrer nicht!"

„Sie sind für jetzt überflüssig, später werden sie nicht genügen. Du mußt mehr thun, Andrea, viel

mehr! In Deiner Hand liegt das Schicksal unserer Familie."

„Ein bitterer Unmuth bemächtigte sich meiner; warum sollte gerade ich das Glück meines Lebens opfern? Warum forderte man von dem schwachen Mädchen Hülfe? Ich konnte mich der Hoffnung nicht erwehren, daß die Zeit einen andern Ausweg finden ließe, wenn die Flüchtlinge nur erst in Sicherheit wären. Der Gedanke an eine Verbindung mit dem greisen Fürsten war mir fürchterlich. Es lag mir Alles daran, die entscheidende Erklärung so lange als möglich zu vermeiden. Wir sprachen viel über diesen Punkt. Der Kapitain wandte all' seinen Scharfsinn an, um mir nicht nur die Nothwendigkeit, sondern auch den Vortheil der beabsichtigten Heirath zu beweisen. Er meinte, ich sei noch jung und könne zwei oder drei Jahre opfern, denn länger würde der General wohl nicht leben. Wie kommt es, fragte ich mich, daß der hinfällige Greis durchaus ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, heirathen will? Wer dem Grabe so nahe ist, als er, sollte sich mit andern Dingen beschäftigen. Aus Liebe konnte er mir seine Hand nicht antragen, es mußte ihn also ein anderer Grund leiten. Ich nahm mir vor danach zu streben, diesen Grund kennen zu lernen."

„Unser Haus lag an dem Marktplatze. Vor dem=

selben stand Tag und Nacht ein Militairposten. Die Flüchtlinge mußten also durch den Hof gekommen sein, dessen Thor sich in einer angrenzenden schmalen Gasse öffnete. Ueberhaupt zeugte die Art und Weise der Flucht von großer Schlauheit und Klugheit Der Führer meines Großvaters mußte ein außerordentlicher Mensch sein. Unsere Betrachtungen wurden plötzlich durch das Gemurmel von Stimmen auf dem Marktplatze unterbrochen. Mein Bruder sprang an das Fenster."

„Was ist's?" flüsterte ich bestürzt, denn ich wagte nicht, meinen Platz zu verlassen.

„Die Nacht ist sehr finster, ich kann Nichts erkennen — nur soviel läßt sich unterscheiden, daß mehrere Personen mit dem Posten vor unserer Thür sprechen. Gott gebe, daß es die gewöhnliche Patrouille ist."

„In diesem Augenblicke schlug eine Uhr vier."

„Das kann die Patrouille nicht sein! flüsterte der Kapitain."

„Warum? Warum?"

„Weil sie nach der Dienstvorschrift um fünf Uhr kommen muß. Hier ereignet sich etwas Außerordentliches. Still, man zieht die Glocke!"

„Wirklich ließ sich das leise Klingeln auf der Hausflur vernehmen. Der Kapitain stürzte aus dem Zimmer. Ich folgte ihm. In dem Salon trafen wir die Eltern und

den Fremden. Alle waren bestürzt über das ungewöhnliche Geräusch. Ich faßte den Fremden ins Auge, der ruhig meinen Vater und meinen Bruder beobachtete. Die beiden Letzteren wußten nicht, ob sie öffnen sollten. Noch nie hatte ich meinen Vater, einen echten Soldaten, zittern gesehen — jetzt stand er bleich und zitternd neben dem Kamine, dessen Feuer einen matten Schein verbreitete. Meine arme Mutter lag auf den Knieen und betete. Graf, rief Andrea, das waren fürchterliche Augenblicke! Todtenstille herrschte in dem Saale. Die Glocke ward noch einmal und heftiger gezogen."

„Mein Vater erhielt zuerst seine Fassung wieder."

„Ein Diener soll öffnen!" befahl er. „Den, der kommt, soll er anmelden."

„Der Kapitain ging, um einen Bedienten zu wecken. Der Fremde verschwand in dem Schlafzimmer des Großvaters, dessen Thür er hinter sich verschloß. Ich sah, daß er ein Paar Pistolen aus seiner Tasche zog, während er ging. Zehn Minuten verflossen in peinlicher Erwartung. Da kam der Kapitain todtbleich zurück; er meldete den General, Fürsten Galitzin an, der mit einem Adjutanten im Vorzimmer des Erdgeschosses wartete. Das Schlimmste, das zu befürchten stand, war eingetroffen. Die Ankunft des greisen Generals mitten in der Nacht deutete auf ein ernstes Ereigniß; er mußte Kunde

von der Flucht erhalten haben und zugleich die Spur der Flüchtlinge vermuthen. Daß er selbst gekommen war, deutete auf besonderes Interesse für uns hin. So erklärte ich mir zitternd in jenem verhängnißvollen Augenblicke den Zusammenhang der Dinge. Mein Vater sprach laut seine Meinung aus. Er hielt es für unwürdig, eine Täuschung zu begehen, wenn der General in der gefürchteten Absicht gekommen sei; habe er einen andern Grund, so sei die Täuschung überflüssig.

„Andrea," flüsterte meine Mutter, „was sollen wir thun?"

Die Blicke Aller hafteten auf mir; ich verstand diese Blicke, die mir das Herz durchbohrten — mein Entschluß war gefaßt.

„Empfangen Sie den General!" rief ich ruhig. Die Mutter sank laut schluchzend in meine Arme.

Fünf Minuten später trat der General ein — allein! Darin lag eine Beruhigung für mich. Er sah mit Erstaunen die um diese Zeit versammelte Familie an. Die Mutter stand bleich und zitternd an der Thür, die den schlafenden Greis barg. Ich ging festen Schrittes zu ihr und stellte mich an ihre Seite.

„Herr Oberst," begann der General, „ich glaube annehmen zu dürfen, daß Sie auf meine Ankunft vorbereitet waren."

„Ihre Annahme ist richtig, General. Sie sehen hier einen Familienrath versammelt . . .“

„Und was hat dieser Rath beschlossen?“ fragte der Fürst in einem Tone, der sein Eingehen auf die Sache deutlich verrieth.

„Andrea mag die Berichterstatterin sein.“

An der Hand meines Vaters trat ich dem Fürsten näher und verneigte mich vor ihm. Ich wollte sprechen, aber die Stimme versagte mir. Zitternd reichte ich dem General die Hand.

„Andrea,“ sagte er würdevoll, „Sie bringen ein Opfer.“

„Aber ein Opfer der Verehrung und — Dankbarkeit. Ich betonte das Wort „Dankbarkeit.“

„Bis jetzt habe ich Nichts gethan, um Ihre Dankbarkeit zu verdienen,“ sagte bewegt der Fürst.

„Geben Sie den Beweis, daß Ihnen das Glück der Familie Ihrer Gattin am Herzen liegt.“

Der General sah im Kreise um sich.

„Kapitain,“ sagte er zu meinem Bruder, „melden Sie meinem Adjutanten, daß die Alarmirung der Garnison unterbleibe; sie habe sich als zwecklos herausgestellt!“

Der Kapitain entfernte sich schnell. Meine Mutter wollte dem General zu Füßen fallen — er hob sie sanft

empor und führte sie zu einem Sessel. Dann wandte er sich zu meinem Vater und sagte:

„Ich gehöre Ihrer Familie an, Oberst; geben Sie mir ein Zimmer, daß ich einige Stunden ruhen kann.“

Die Mutter führte ihn.

„Andrea,“ rief der Vater, „des Himmels Segen wird auf Deinem Haupte ruhen, denn Du hast als brave Tochter ein großes Unglück von uns abgewendet.“

„Ich zog mich in mein Zimmer zurück. Kam es daher, daß ich die Liebe noch nicht kennen gelernt hatte, oder war ich eine zu gute Tochter, die das Glück der Eltern über Alles schätzte, oder war es der Leichtsinn der Jugend, der keine reifliche Ueberlegung zuließ — kurz, ich fand, als ich allein über das Geschehene nachdachte, daß ich eine glänzende Partie machte, und war selbst der Meinung, es würde mich manche hohe Dame um meine Stellung beneiden. Die Tochter eines einfachen Obersten sollte Fürstin werden! Ich ging in meinen Reflexionen so weit, daß ich das hohe Alter meines künftigen Gemahls in Anschlag brachte. Gott möge mir die Hoffnung auf baldige Lösung eines Bundes verzeihen, den zu schließen mich die Nothwendigkeit gezwungen hatte. Ich war bald mit mir im Klaren; nur eine Frage beschäftigte mich noch: welche Gründe hatte der Fürst, daß er so eifrig auf die Verbindung mit einem Mädchen

bestand und selbst seine Dienstpflicht darüber vernachlässigte? Bei einem jungen Manne, den die Leidenschaft beseelt, würde mir dieser Eifer erklärlich gewesen sein; aber selbst heute noch, nach einer fünfjährigen Ehe, kann ich mir diesen Umstand nicht erklären. Doch, ich fahre fort. Als sich die Familie am nächsten Morgen zum Frühstücke versammelte, hörte ich von meinem Bruder, daß Herr von Bejutscheff mit seinem Begleiter abgereist sei."

„Herr von Bejutscheff?" fragte Alexander Zaluski überrascht.

„So hieß mein Großvater, der sich auf der Flucht befand. Am folgenden Tage sandte mir der greise Bräutigam die Brautgeschenke, die, gering angeschlagen, einen Werth von einer halben Million hatten. Unsere Verlobung ward proklamirt, und einen Monat später war ich die Fürstin Galitzin, die man feierte und beneidete. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe über die seltsame Heirath. Welche wunderliche Ansichten, die ich später erfahren, wurden da laut! Die ganze Aristokratie des Gouvernements war in Aufregung, die sich jedoch bald wieder legte, als sie zu den Festen gezogen ward, die mein Gemahl in seinem bis dahin stillen Palaste gab. Ein Jahr später theilte mir der Fürst mit, daß mein Großvater in Paris gestorben sei. Nach zwei Jahren

starben auch meine Eltern rasch nach einander. Mein Bruder diente als Major in der Garde. Der Fürst suchte um Entlassung von seinem Posten nach; sie ward ihm gewährt. Wir bereisten Frankreich und Deutschland. Mein Gemahl that Alles, um mich zu zerstreuen. So lernte ich die große Welt kennen. Ach, es war gut, denn der alte Fürst, der täglich hinfälliger ward, vermochte nicht, mich zu unterhalten. Unsere Ehe war nichts Anderes, als das Verhältniß einer Tochter zu dem Vater. Ich war die Krankenwärterin meines Mannes. Er starb, und ich war die Erbin seines ganzen Vermögens. Als das Trauerjahr vorüber war, lebte ich in Moskau, und ich brauche Sie wohl nicht zu versichern, daß es an Bewerbungen um meine Hand nicht fehlte. Was wollten alle die Leute? Mein Vermögen. Ich aber wollte nun das Glück der Liebe kennen lernen und mich nach Neigung und eigener Wahl verheirathen, da ich die Vermögensfrage ganz bei Seite setzen konnte. Das ist meine Geschichte. Sie kennen nun ein Familiengeheimniß, das außer meinem Bruder Niemand weiß."

„Gnädige Fürstin," fuhr der junge Graf auf, „ich weiß das grenzenlose Vertrauen zu würdigen, mit dem Sie mich beehren; aber Sie haben mich zum Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses gemacht."

„Für wen gefährlich?" fragte Andrea.

„Für Sie, da Ihr Vermögen auf dem Spiele steht, wenn es bekannt wird — für mich, da ich in den Verdacht kommen könnte, es verrathen zu haben ...“

„Graf, ich bin zu fest überzeugt, daß Sie ein Mann von Ehre sind!“

„Sie vergessen den Begleiter Ihres Großvaters!“ rief Alexander. „Schon Ihr Bruder hielt ihn für gefährlich, wie Sie mir erzählt haben. Wenn er noch am Leben ist, wird er aus dem Geheimnisse Vortheil ziehen.“

„Er ist noch am Leben, und Sie haben Recht! Lesen Sie diesen Brief.“

Andrea überreichte ihm ein Papier, das sie aus der Tasche ihres Kleides gezogen hatte. Der Graf las es mit einem Erstaunen, das in Bestürzung überging. Die Fürstin beobachtete ihn scharf.

„Ich habe mich nicht getäuscht!“ flüsterte sie.“

Dann lehnte sie sich in die Kissen des Divans zurück und betrachtete gleichgiltig die kostbaren Ringe an ihren kleinen Fingern.

„Iwan Petrowsky!“ rief der Graf unwillkürlich aus.

„So heißt der Mann, der für seine Dienste große Summen erhalten hat und, wie Sie sehen, fortfährt, mich zu brandschatzen. Er ist ein Feind, den man stets im Auge behalten muß. Aber was ist Ihnen, Graf?

Sie sind erregt, bleich — das Papier zittert in Ihrer Hand ..."

„Sie haben Recht, dieses Verfahren „brandschatzen" zu nennen," antwortete Alexander, der im höchsten Grade erregt war. „Iwan drohet mit Denunciation, wenn Sie ihm gewisse Summen verweigern. Das Geheimniß ist für ihn eine einträgliche Sinecure. Finden Sie sich mit ihm ein= für allemal ab."

„Ich habe es gewollt; aber er hat mir Vorschläge gemacht, auf die ich nicht eingehen kann."

„Bedenken Sie die Stellung Ihres Bruders, der die Flucht unterstützt hat."

„Graf, ich kann nicht zum zweiten Male opfern!" rief Andrea.

„Was fordert Iwan Petrowsky?"

„Meine Hand für seinen Sohn, den ich nicht kenne."

Alexander gab das Papier zurück.

„Wo lebt Iwan Petrowsky?" fragte er.

„Ueberall. Jetzt befindet er sich in Moskau; er will nur dann abreisen, wie Sie gelesen haben werden, wenn ich mich mit ihm verständigt habe. Graf, fassen Sie auch ganz das Furchtbare meiner Situation? Ich habe zu wählen zwischen einer Ehe mit einem abenteuerlichen, mir ganz unbekannten Menschen, und völliger Verarmung,

ohne der Schmach zu gedenken, die auf mich und meinen armen Bruder fällt."

„Kennen Sie die Beziehungen, in denen Iwan Petrowsky zu dem flüchtigen Herrn von Bejutscheff gestanden hat?"

„Ich weiß Nichts als das, was ich Ihnen erzählt habe."

Der junge Mann hatte sinnend vor sich hin zu Boden gestarrt. Plötzlich sagte er:

„Ihr Vertrauen, Fürstin, verpflichtet mich, meine Reise aufzuschieben und Ihnen meine Dienste anzubieten. Geben Sie mir Vollmacht, mit Iwan zu unterhandeln."

„Sie sind ein wahrer Freund, Alexander. Aber wenn Ihnen aus der Verzögerung der Reise ein Nachtheil erwüchse . . ."

„Ihr Alles steht auf dem Spiele, und ich bleibe. Beruhigen Sie sich: ich glaube versichern zu können, daß die traurige Angelegenheit zu einem gedeihlichen Abschlusse kommt. Vertrauen Sie mir den Brief an, er soll mir als Creditiv dienen."

„Hier ist er. Sie finden darin Iwan's Adresse."

Alexander erhob sich und nahm Abschied.

„Besuchen Sie den Ball des Generals und arrangiren Sie den Ihrigen," sagte er. Ist es möglich, so verbergen Sie den Zustand Ihres Innern, die

Welt darf Sie nur als die heitere, sorgenfreie Fürstin kennen."

Er küßte der Dame die Hand und verließ rasch das Zimmer. Andrea sah ihm lange nach.

„Er ist es!" flüsterte sie endlich mit einem mehr boshaften, als schlauen Lächeln. Ich wußte es, daß ich mich ihm anvertrauen durfte; Sie werden mein Geheimniß nicht nur treu bewahren, sondern auch Iwan Petrowsky zum Schweigen bringen. Das Drama naht sich der Katastrophe. Meine Intrigue war keck, aber gut."

Sie zog die Glocke. Eine Kammerfrau trat ein.

„Ist Jemand im Vorzimmer."

„Nein, gnädige Fürstin."

„Zur Toilette; ich werde diesen Abend das Theater besuchen."

Eine Stunde später war Andrea geschmückt; sie war wirklich von blendender Schönheit. Die Kammerfrau brachte den Zobelpelz, der den üppigen Körper einhüllen sollte. Mit stolzer Freude warf sie noch einen Blick in den Spiegel, der ihre ganze Gestalt zurückgab, dann flog sie die mit Teppichen belegte Treppe des Palastes hinunter und stieg in den glänzenden und bequemen Wagen, der mit vier Arabern bespannt war und rasch durch den Schnee rollte, als die beiden Jäger ihre Plätze eingenommen hatten. Bald betrat sie den Corridor, auf dem sich

ihre Loge befand. Ein schlanker Ulanen-Oberst ging dort auf und ab. Als er die Fürstin erblickte, öffnete er die Thür der Loge und ließ die freundlich grüßende Dame eintreten.

„Ich danke Ihnen, Graf!“ flüsterte sie zurück. „Sind Sie für diesen Abend frei?“

„Wie der Vogel in der Luft.“

„Ich bitte, nehmen Sie einen Platz in meiner Loge. Man genießt die italienische Musik doppelt, wenn man zugleich davon sprechen kann. Und Sie, mein Herr, sind ja Kenner.“

Der Oberst, ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, nahm den Vorschlag an. Bei dem Eintritte der beiden Personen in die Loge ward die allgemeine Aufmerksamkeit rege. Mehr als ein Lorgnon aus der glänzenden Versammlung richtete sich nach der Fürstin Galitzin, mit deren Toilette sich keine der anwesenden Damen messen konnte. Die Oper, von Italienern ausgeführt, die ein speculativer Impressario nach Moskau geführt hatte, begann. Die Italiener singen, auch wenn sie nicht viel Stimme mehr besitzen. Man führte Donizetti's Lucretia Borgia mit jener Routine auf, die in den Augen der Laien als Virtuosität erscheint. Die moskowitische Aristokratie war entzückt. Jedes Musikstück erregte einen wahren Beifallssturm.

Die ersten Takte der Introduction zum letzten Akte erklangen, als die Fürstin durch ein Geräusch auf die Loge zu ihrer Rechten aufmerksam gemacht wurde. Die stattliche Gestalt eines Mannes trat ein. Er trug einen schwarzen französischen Ballanzug nach der neuesten Mode. Den schwarzen Frack schmückten mehrere Kreuze an farbigen Bändern. Ueber die hohe Stirn hinweg lief eine breite Narbe. Die feurigen Blicke des Bekreuzten und Benarbten richteten sich brennend auf die Fürstin. Dann grüßte er durch eine nachlässige Verbeugung, warf sich in einen der Sessel und lauschte aufmerksam der Oper, ohne sich wieder um seine Nachbarn zu kümmern.

„Herr Oberst!“ flüsterte Andrea.

Der Oberst neigte sich zu der Fürstin. Diese fragte ganz leise:

„Wem galt der Gruß des schwarzen Herrn rechts in der Loge?“

„Mir, gnädige Fürstin.“

„Demnach kennen Sie ihn?“

„Es ist der Graf Tabors, mein früherer Divisions-Chef.“

„Der Graf Tabors? Sie irren wohl, Herr Oberst. Ich habe diesen Kopf mit der breiten Narbe, die ihm übrigens gut steht, in Paris und Wien gesehen.

„Wohl möglich; der Graf Tabors ist längst aus dem

Dienst geschieden und lebt von seinem Vermögen, wo es ihm gefällt.“

Andrea beobachtete den Grafen, so oft er den Blick nach der Bühne wandte; sie durfte nicht zweifeln, daß es Iwan Petrowsky sei. Waren nun Beide eine und dieselbe Person, so konnte sie sich Glück wünschen, denn der Oberst, ihr Begleiter, der sich rühmte ein Bekannter des Grafen zu sein, schilderte ihn als einen echten Cavalier. Wie kam es aber, daß er in seinen Geldforderungen so unmäßig war? Es ließ sich dieser Umstand dadurch erklären, daß die Fürstin allein ihm die Mittel lieferte, deren er zu seiner gräflichen Existenz bedurfte. Vielleicht äußerte er nur Drohungen, die er niemals ausführte. Andrea hatte lange auf die Entdeckung eines Mittels gesonnen, die Macht Petrowsky's über sie zu schwächen; der Dienst, den er ihrem Großvater geleistet, war nach ihrer Meinung längst reichlich bezahlt. Das wirksamste Gegenmittel wäre natürlich die Kenntniß seiner Familienverhältnisse gewesen, und vorzüglich der Beziehung, in der er zu dem flüchtigen Greise gestanden. Sie beschloß, sich ihres Begleiters zu bedienen, um über den räthselhaften Mann Näheres zu erfahren.

„Der Graf ist nicht schön, flüsterte sie ihm zu: aber er hat einen interessanten Kopf. Die Narbe, das Zeugniß seiner Tapferkeit, steht ihm vortrefflich.

Der Oberst war offenbar stolz darauf, daß er sich im Angesichte der versammelten Menge mit der reichen und stolzen Fürstin vertraulich unterhalten konnte; er neigte sich zu ihr und flüsterte:

„Die Lebensweise des Grafen Tabors bringt es mit sich, daß er nur einen kleinen Kreis vertrauter Freunde besitzt, und zu diesen zähle ich mich. Wer ihn kennt, muß ihn achten und bewundern. Er ist ein vollkommener Ehrenmann. Für seine Freunde läßt er sein Leben, und ihre Ehre ist die seinige.

Das wäre schon eine Auskunft von Wichtigkeit, dachte die Fürstin. Die Fluchtbegünstigung meines Großvaters kann eine Consequenz seiner Freundschaft für den Gefangenen gewesen sein. Wie aber läßt sich seine Ehrenhaftigkeit mit den extravaganten Gelderpressungen in Einklang bringen?

„Gnädige Fürstin," flüsterte der Oberst, „der Graf scheint Sie zu interessiren?"

„Ich leugne es nicht; er ist, ich wiederhole es, ein schöner alter Mann, eine imposante Erscheinung, die mir unwillkürlich ein nicht gewöhnliches Interesse abgewinnt."

„Er war ein tapferer Soldat."

„Wie benimmt er sich in den Salons?"

„Wie ein fein gebildeter Hofmann."

„Hat er bei Hofe gelebt?"

„Ich glaube fast, er hat jetzt noch Zutritt bei Hofe."

„Sie glauben es . . ."

„Weil er sich häufig in Petersburg aufhält und hier in Moskau mit den höchsten Kronbeamteten verkehrt. Ich nehme keinen Anstand, den Grafen Tabors für Ihre Cirkel vorzuschlagen."

Andrea zuckte leicht zusammen. Dieser Vorschlag kam ihren Wünschen entgegen. Um sich difficil zu zeigen, fragte sie:

„Wie steht es mit der Familie Ihres Protegé's?"

„Soviel ich weiß, ist der Graf nie verheirathet gewesen."

„Ich meine mit Brüdern, Schwestern, Vettern."

„Jener dort ist der einzige dieses Namens. Ich habe weder in den Armeelisten, noch in den Listen unseres Adels einen zweiten Grafen Tabors gefunden. Aber verlassen Sie sich darauf, er ist von untadelhaftem Rufe und seine gesellige Bildung ist eine vollkommene."

„Sie reden ihm so warm das Wort!" sagte die Fürstin lächelnd.

„Weil seine Gegenwart ein Gewinn für unsere Wintergesellschaften ist."

„Meinen Sie?" fragte die Fürstin zerstreut.

„Der Graf spielt sehr hoch."

„Ah, er spielt!“

„Und meistens unglücklich. Das Spiel ist seine einzige Leidenschaft. Nun, er kann ihr fröhnen, da er ein großes Vermögen besitzt.“

„Wo liegen seine Güter?“

„Ich hatte keine Gelegenheit, darüber Etwas zu erfahren.“

Eine Pause trat ein. Das Finale der Oper hatte begonnen. Man lauschte mit großer Spannung bis zu den letzten Accorden. Als der Vorhang fiel und das enthusiasmirte Publicum seinen Beifall äußerte, grüßte der Graf Tabors durch eine Verbeugung und verschwand aus seiner Loge. Auch Andrea entfernte sich mit ihrem Begleiter. Auf dem Corridor flüsterte sie ihm zu:

„Führen Sie mir Ihren Freund zu.“

„Vortrefflich, gnädige Fürstin.“

„Sie sehen, daß ich auf Ihre Empfehlung etwas gebe.“

„Empfangen Sie meinen Dank dafür.“

„Auf Wiedersehen, Herr Oberst.“

„Noch eine Frage, meine Gnädige.“

„Fragen Sie.“

„Wie, wann, wo soll ich Ihnen den Grafen vorstellen?“

„Ich händige Ihnen eine Einladung zu meinem

ersten Balle ein. Apropos — werden Sie mit Ihrem Freunde auf dem Balle des Generals R. sein?"

„Wohl werde ich dort sein, aber nicht der Graf, der, wie ich von ihm hörte, die Einladung ausgeschlagen hat."

„Wenn er nun die meinige nicht annimmt?"

„Ich werde die Sache klug vermitteln, verlassen Sie sich auf mich. In Ihren Sälen spielt man — der Graf wird kommen."

Unter dem Portale trennte man sich. Die Fürstin schritt durch die Reihe ihrer Diener, die mit Stocklaternen warteten, und stieg in den bequemen Wagen, der rasch davon rollte. Sie war mit dem Theaterbesuche zufrieden, denn die neue Bekanntschaft mit dem Grafen Tabors konnte für sie von großem Vortheile sein. Es läßt sich denken, daß sie dem Ballabende mit großer Spannung entgegensah.

IV.

Die Frühstunden des folgenden Tages hatte die Fürstin mit dem Schreiben verschiedener Briefe verbracht. Dann stellte sie eine Rechnung von den Geldern auf, die sie an Iwan Petrowsky gezahlt hatte; sie erreichten die Summe von nahe an dreimalhunderttausend Rubel. Iwan war ein Parasit im großartigen Maßstabe, er

zehrte wacker an den Revenüen der Fürstin. Ein alter Junggeselle mußte ein großartiges Leben von so hohen Summen, die in kurzen Zwischenräumen erfolgt waren, führen können. Der Umstand, daß der Graf Tabors hoch spielte, erklärte Iwans Begehrlichkeit, und Andrea zweifelte nicht an der Identität beider Erscheinungen. Ihr Verhältniß zu dem Abenteurer war in ein neues Stadium getreten, und hoffte sie auch nicht, leichten Kaufs von ihm loszukommen, so durfte sie doch erwarten, einige Aufklärung in der seltsamen Sache zu erhalten und sich ein- für allemal abzufinden. Zunächst mußte sie nun wissen, wie Melita ihre Sendung vollbracht hatte. Als das junge Mädchen um zwölf Uhr nicht erschienen war, sandte sie einen Wagen nach der Wohnung des Juweliers, dem sie in einem Billette schrieb, daß sie seine Tochter behufs einer Bestellung erwarte. Das überaus stürmische Winterwetter ließ das Abholen des schlichten Bürgermädchens in einer fürstlichen Equipage nicht auffallend erscheinen.

Gegen ein Uhr ward Melita angemeldet. Die Fürstin ließ sie sofort durch die Kammerfrau einführen. Wie reizend war heute des Goldschmieds Töchterlein. Man sah, daß sie mit großer Sorgfalt Toilette gemacht hatte. Andrea begrüßte sie wie eine Freundin. Beide saßen vertraulich auf einer Ottomane neben dem mit goldenen

Gittern geschmückten Kamine, in welchem ein großes Feuer prasselte. Melita verbarg ihr Erstaunen über die Unbefangenheit der Fürstin, die fröhlich die Unterhaltung mit den Worten begann:

„Nun wird mir meine schöne Botin sagen, wie Iwan Petrowsky sie aufgenommen hat.“

Melita war längst mit sich im Klaren; sie hatte das, was sie sagen konnte und das, was sie verschweigen mußte, sorgfältig geschieden. Daher erstattete sie fließend und unbefangen ihren Bericht: sie erzählte von dem ärmlichen Aussehen des Empfängers und von seiner kleinen beschränkten Wohnung in dem schmutzigen Judenhause, von ihrer Furcht vor dem barschen Manne, davon, daß er die Fürstin selbst erwartet und sich mit der übersandten Summe unzufrieden erklärt habe.

„Ich dachte es mir!“ rief Andrea.

„Er braucht fünfzigtausend Rubel, und wenn Sie ihm diese nicht schickten, so würde er sie sich selbst aus Ihrem Palaste holen.“

„Damit drohete er?“

„Ja, gnädige Fürstin, und ich glaube, Iwan Petrowsky ist der Mann, der seine Drohung erfüllt.“

„Ohne Zweifel; der Abenteurer besitzt eine Energie, die lobenswerth wäre, wenn er sie zu löblichen Zwecken anwendete.“

„Er befahl mir zu schweigen und Ihnen eine ergebene Dienerin zu sein. Verriethe ich seinen Aufenthalt in Moskau, so hätte ich von ihm Alles zu fürchten.“

„Werden Sie diesem Befehle nachkommen, mein liebes Kind?“

„Veranlaßte mich nicht schon der Wunsch, Ihnen zu dienen, meine gnädige Fürstin, so würde mich der fürchterliche Iwan in Schrecken jagen, der mich zwang, ihm meinen Namen und meinen Stand zu sagen.“

„Wie vorsichtig!“

„Noch nicht genug,“ fuhr Melita fort; „um sich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, setzte er sich zu mir in den Wagen und begleitete mich bis vor meines Vaters Haus. Nachdem er den Laden und das Schild betrachtet und mich in das Haus gehen gesehen, entfernte er sich.“

Andrea hatte erstaunt zugehört. Dieses Benehmen ließ sich mit der Schilderung von dem Grafen Tabors nicht in Einklang bringen. Wollte man auch seine ärmliche Kleidung und die enge Wohnung bei einem schmutzigen Juden seiner Vorsicht zuschreiben, so ließ sich das rauhe Benehmen gegen ein junges schüchternes Mädchen nicht rechtfertigen. Melita's Bericht machte die Ansicht Andrea's wieder schwanken. Sie ließ sich seine Person vom Kopfe bis zu den Füßen beschreiben. Die breite

Narbe über der Stirn und das schwarze mit Grau untermischte Haupthaar, das dunkle stechende Auge stimmte mit dem Aussehen des Grafen genau überein.

„Mein Kind," fragte Andrea, „würden Sie Iwan Petrowsky wiedererkennen, auch wenn er feine, elegante Kleidung, mehre Orden im Knopfloch trüge und sich in einem glänzenden Cirkel, vielleicht auf einem Balle, bewegte?"

„Seine Gestalt und seine Züge haben sich mir so tief eingeprägt, daß ich ihn in jeder Verhüllung wiedererkennen werde!" versicherte Melita.

„Wahrhaftig?" fragte rasch die Fürstin.

„Ich behaupte es keck; und sollte mich vielleicht sein Aeußeres ein wenig in Zweifel lassen, so wird mir seine Stimme, die ich noch in diesem Augenblicke zu hören glaube, schon Gewißheit geben. Iwan Petrowsky ist eine von den Persönlichkeiten, die ich, wenn ich sie auch nur einmal gesehen habe, nie vergessen werde."

Die Fürstin hatte einige Augenblicke nachgedacht.

Melita, ich betrachte Sie als meine Freundin! begann sie plötzlich. Wähnen Sie nicht, daß meine Freundschaft von Eigennutz bedingt wird — Sie kennen mein Interesse für sich, noch ehe ich Sie um den Gang zu jenem Iwan Petrowsky ersuchte. Würden Sie sich noch einmal zu ihm bemühen, um ihn scharf und genau in's Auge zu fassen?"

„O wie gern, meine gnädige Fürstin!“

„Es ist nöthig, daß Sie den Mann bei Tageslicht erblicken. Und jetzt, da Sie eine bestimmte Absicht leitet, werden Sie noch mehr Aufmerksamkeit anwenden, als gestern Abend.“

„Das ist wahr.“

„Ich werde einen Vorwand ersinnen.“

„Senden Sie ihm doch das geforderte Geld, meinte Melita.

„Das ist ein kluger Einfall. Die Gewißheit, nach der ich strebe, ist schon einer hübschen Summe werth. Sie besuchen mich morgen um diese Zeit wieder, machen den Weg zu Iwan, kehren zurück und speisen mit mir zu Mittag. Die Einladung werde ich heute noch an Ihren Vater gelangen lassen, dem natürlich unser Beginnen ein Geheimniß bleiben muß. Wie steht es mit dem Ringe, mein Kind?“

Melita zeigte ihre zarte Hand.

„Der Vater hat ihn bereits abgenommen, um danach arbeiten zu lassen.“

„Sagen Sie ihm, daß ich meine Bitte um Beschleunigung wiederhole.“

In dem Augenblicke, als sich Melita entfernen wollte, ward der Graf Alexander Zaluski angemeldet. Das junge Mädchen erschrak heftig; hätte zufällig Andrea

ihre Aufmerksamkeit auf das Gesicht desselben gerichtet, sie würde hochrothe Wangen und verwirrte Blicke gesehen haben. Der junge Mann erschien ruhig, während Andrea erregt die neue Freundin entließ. Die Fürstin liebte und Alexander's Besuch war ihr demnach in doppelter Beziehung wichtig. Sie suchte ihre Freude darüber nicht zu verbergen.

„Ich habe mich leider vergebens bemüht, Ihren Iwan Petrowsky anzutreffen. Der Jude versichert, er sei verreist und habe den Tag seiner Rückkehr nicht angegeben."

In Alexanders Benehmen lag eine Unruhe, die der scharf blickenden Fürstin nicht entging. Sie sprach ihren Dank aus für die Aufmerksamkeit des jungen Mannes. Dieser versicherte, daß er es sich zur Aufgabe gestellt habe, mit Iwan für ewige Zeiten ein Abkommen zu treffen.

„Er wird sich schon wieder melden, wenn er Geld braucht, sagte Andrea. Beschäftigen wir uns nun mit angenehmern Dingen. Wir stellen das Programm zu meinem Balle auf und fertigen die Liste der Gäste an. Ich werde dem Feste einen besondern Glanz verleihen, da Sie, mein lieber Freund, nun nicht fehlen."

Man fertigte das Programm und die Liste an. Es wurden zweihundert Leibeigene zur Bedienung beordert, die in reiche Livreen gekleidet werden sollten. Von dem

Grafen Tabors schwieg Andrea, sie setzte ihn nicht mit auf die Liste. So verflossen einige Stunden angenehmer Unterhaltung, dann entfernte sich der Graf.

Ich bin neugierig, dachte Andrea, ob Melita unsern Iwan antrifft.

Wie verabredet, ward Alles ausgeführt. Melita erschien; sie empfing das Geld, fuhr ab und kam zurück mit einem Briefe, in dem Iwan seinen Dank für die empfangene Summe aussprach. Andrea kannte die Handschrift, darum ließ sich in die Echtheit der Quittung kein Zweifel setzen. Entweder verschwieg Alexander, daß er Iwan angetroffen, oder Iwan hatte ihn nicht empfangen. Wir werden bald sehen, warum der Fürstin daran lag, über diesen Punkt Gewißheit zu erhalten. Melita speiste mit ihrer Gönnerin und Freundin. Nach Tische gab man sich einem heitern Gespräche hin.

„Sie haben also Iwan Petrowsky nun bei Tage gesehen?“ fragte die Fürstin.

„Ja. Es hatte sich Nichts in seiner Kleidung und Umgebung geändert. Aber wenn er auch in der feinsten Toilette erschiene, ich würde ihn wiedererkennen.“

Die Fürstin lud nun die Tochter des Juweliers zu ihrem Balle ein. Melita stieß einen lauten Freudenschrei aus; sie hatte von den glänzenden Festen in dem Palaste Galitzin gehört, hatte sich oft danach gesehnt, die vor-

nehme Welt aus einem Verstecke belauschen zu können, und nun sollte sie als Theilnehmerin erscheinen. Das war ein überschwängliches Glück, dessen Verwirklichung sie für unmöglich gehalten. Sie hätte der freundlichen Fürstin zu Füßen fallen mögen.

„Sie werden in meinem Boudoir Toilette machen," fuhr Andrea fort. „Meine Modistin ist die Ihrige. Was die Diamanten betrifft . . ."

„So werde ich die kostbarsten und geschmackvollsten Schmucksachen aus dem Magazine meines Vaters wählen!" rief Melita. „Man soll das bürgerliche Mädchen unter den hohen Gästen nicht erkennen. Ich werde mich der Ehre würdig zeigen, die Sie mir angedeihen lassen."

Man sprach über Toilette und Arrangement und beschloß, daß Melita als ein Fräulein von Egeloff auf dem Balle vorgestellt werden sollte.

„Ich übertrage Ihnen den Namen, den ich führte, noch ehe ich die Fürstin Galitzin wurde," sagte Andrea. „Sie sind demnach während des Balls meine Verwandte."

In acht Tagen sollte das Fest stattfinden. Melita erhielt leicht die Erlaubniß des überraschten Vaters, der auch bereitwillig sein Juwelenmagazin öffnete. Die Woche verfloß unter den eifrigsten Zubereitungen wie ein Tag. Zur bestimmten Stunde fuhr Melita zu der Fürstin, in deren Boudoir die glänzendsten Toilettengegenstände aus=

gebreitet lagen. Zwei Kammerfrauen, Französinnen, bedienten die Damen. Andrea fand eine neue, pikante Unterhaltung daran, das junge reizende Mädchen in golddurchwirkten rothen Atlas und in die feinsten Brüsseler Spitzen zu kleiden. Ging doch ihre Eitelkeit dabei nicht leer aus — Melita galt für eine ihrer Verwandten.

Man wird sich unwillkürlich die Frage vorlegen: war Andrea nicht eifersüchtig und fürchtete sie nicht, sich in der reizenden Melita eine gefährliche Nebenbuhlerin zu erschaffen, zumal da sie dem Besuche Alexanders in dem Juwelierladen von Anfang an eine Bedeutung untergelegt hatte? Die Beantwortung dieser gerechtfertigten und sehr natürlichen Frage wird der Verfolg unserer Erzählung liefern.

V.

Der erste Winterball, den die Fürstin Galitzin gab, war ein Ereigniß für die Aristokratie von Moskau. Man wußte, daß die Dame Geschmack und Reichthum besaß, um das Fest zu arrangiren. Hunderte von Leibeigenen waren von den verschiedenen Besitzungen eingetroffen, um theils zu bedienen, theils in reichen Livreen zu paradiren. Die Gewächshäuser hatten ihren künstlichen Flor dem Palaste geliehen, dessen erwärmte Treppen und Corridors südlichen Hainen glichen. Tausende von Kerzen erleuch-

teten die prachtvollen Räume, daß die Nacht in denselben zum strahlenden Tage wurde. Bei solchen Gelegenheiten stellen die russischen Großen ihren Reichthum zur Schau; die Fürstin hatte diesmal Alles aufgeboten, um den Preis in der Saison davonzutragen. Französische Haushofmeister leiteten den Dienst in den Sälen; französische und deutsche Köche arbeiteten in den Küchen, die sich im Erdgeschosse befanden. Die Keller mit den feinsten Weinen waren geöffnet — die Bedienung stand des Winks der Dirigenten gewärtig.

Melita hatte sich gegen Abend in dem Boudoir der Fürstin eingefunden. Man schritt zur Toilette, deren einzelne Gegenstände flimmernd ausgebreitet lagen. Der Tochter des Juweliers, die kaum an das ihr zugedachte Glück, auf einem Balle der Fürsten Galitzin zu erscheinen, glauben mochte, klopfte das Herz, und ihr zartes, wunderholdes Gesicht strahlte in der Röthe der Aufregung. Andrea behandelte sie wie eine liebgewordene Freundin, trotz des Unterschieds der Jahre und des Standes. Amely, eine junge Französin, hatte Mühe, das schwere dunkele Haar Melita's zu einer modischen Ballcoiffüre zu gestalten. Eine Art Diadem, reich mit Diamanten besetzt, mußte die Haarfülle in Schranken halten. Als Melita den Pudermantel abwarf, zeigte sie sich in einem schneeweißen Corset. Ihre zarten Füße, klein wie die eines

Kindes, waren mit Schuhen von weißem Atlas bekleidet, Andrea betrachtete sinnend das reizende Geschöpf, das sich der seltenen Schönheit nicht einmal bewußt zu sein schien. Den blaßrothen Seidenstoff zu dem eleganten Kleide hatte Lyon geliefert; die Fülle der Spitzen, die wie eine Wolke darüber ausgebreitet lagen, waren von Brüssel gekommen. Halsband, Ohrgehänge und Armbänder waren aus der Werkstatt des berühmten Bronner hervorgegangen. Vater Bronner selbst hatte die Auswahl der Pretiosen übernommen.

„Sie gleichen einer Prinzessin!" rief die erstaunte Andrea. „Man wird meine Nichte bewundern, anstaunen. O, welch einen reizenden Gürtel legen Sie da an."

„Mein Vater hat ihn mir eigens zu diesem Dienste angefertigt. Er wollte, daß ich auf Ihrem Balle würdig erscheinen sollte, gnädige Fürstin."

„Demnach hat er gern die Erlaubniß dazu ertheilt?"

„Wie hätte er mich einer solchen Ehre entziehen können!"

„Ihr Vater, mein liebes Kind, hat seine Eigenheiten. Sie kommen selten in Gesellschaften . . ."

„Weil ich selbst sie nicht suche," antwortete Melita lächelnd. „Aber kaum hatte ich mir die Erlaubniß erbeten, Ihre Einladung anzunehmen, als er auch schon mit Freuden einwilligte; er weiß ja, daß ich meine glücklichsten Stunden in Ihrer Nähe verlebte."

„Danke, mein liebes Kind! Wie steht es mit dem Ringe?“ fragte Andrea gleichgiltig.

„Ach, mein Gott!“

„Was ist Ihnen, Melita?“

„Ich habe im Taumel der Freude und der Vorbereitungen nicht daran gedacht. Aber sicher hat ihn mein Vater noch nicht vollendet, er würde ihn sonst übersendet haben. Verzeihen Sie ihm, gnädige Fürstin, der alte Mann arbeitet langsam, und er sucht eine Ehre darin, diesen Auftrag selbst auszuführen.“

Die Fürstin war einfach in weiße Seide gekleidet. Sie strahlte in einem Glanzmeere, das ihre Diamanten verbreiteten. Wahrlich, sie war ein schönes, üppiges Weib! Man behauptete damals, sie sei nie so schön gewesen, als jetzt, nie so liebenswürdig, nie so ganz weiblich. Man kannte ihre Ehe mit dem alten General und wußte, daß sie ohne Kinder war, daß der verstorbene General ihr nur seinen Namen und sein Vermögen angetragen hatte. Die Fürstin stand in dem Alter, in dem eine Frau die Leidenschaften am Besten begreift und sie vielleicht in ihren einsamen Stunden wünscht; was die Welt verkauft, verleiht und giebt — Alles besaß Andrea. Die Grafen und Edelleute, die als Majors und Obersten im Heere dienten, behaupteten, sie kenne Alles; dieser Behauptung traten auch die Damen bei, welche die Fürstin

in ihren Cirkeln kennen gelernt hatten. Leute, die vom Geiste des Widerspruchs beseelt wurden, meinten, sie könne noch so Manches lernen. Diejenigen, die nur beobachteten, fanden, daß die Fürstin Galitzin, aus einer unbedeutenden adeligen Familie hervorgegangen, den feinsten Teint, die zierlichsten Hände und die niedlichsten Füße habe; nur sei sie ein wenig zu klein, um als Fürstin zu imponiren, und ihr Lächeln verrathe eine gewisse Verschlagenheit, wie ihre Blicke, die mitunter ein wenig zu feurig wären. Trotz dieser verschiedenen Ansichten und Meinungen galt die Fürstin für das schönste Weib in der Aristokratie, das der alte Fürst aus Narrheit geheirathet habe. Sie hatte bis jetzt keinem Manne sichtbar einen Vorzug gegeben, obgleich sie von der aristokratischen Männerwelt umschwärmt wurde; ebensowenig konnte man sie einer geheimen Liaison oder sonst eines Benehmens zeihen, wegen dessen sie Tadel verdient hätte. Einige Frauen verziehen ihr das Glück ihres enormen Reichthums nicht, andere die Gewandtheit, mit der sie ihren Ruf zu wahren wußte. Nichts ist schrecklicher, besonders in großen Städten, als grundloser Argwohn, denn es ist unmöglich, ihn zu zerstören. Die Fürstin war zu gesucht, zu begehrt, als daß sie der Medisance nicht hätte Nahrung geben müssen; aber trotz dieser Medisance drängte man sich zu ihren Festen und Bällen, und um dieser

desto sicherer zu sein, sandte man ihr von allen Seiten wiederum Einladungen.

Andrea wußte, was sie auf Rechnung ihres Reichthums und was sie auf die ihrer Persönlichkeit zu setzen hatte; sie war nicht eitel genug, um ohne Mammon eine Rolle in der Welt zu spielen, wozu sie nach der freudenlosen Ehe ein Recht zu haben glaubte.

Melita hatte ihre Toilette vollendet. Natürliche Grazie und Anmuth kamen ihr zu Hülfe, sich ungezwungen in der ungewohnten Sphäre zu bewegen. Man hätte glauben mögen, sie sei für die glänzende Toilette geboren. War die Fürstin ein üppiger Sommer der Schönheit, so war Melita der erwachende Frühling mit allen seinen duftigen und frischen Reizen. Beide konnten sich neben einander bewegen, ohne daß Eine der Andern in der Wirkung des Erscheinens schadete. Vielleicht wußte dies Andrea, vielleicht hatte sie die Zusammenstellung herbeigeführt, um außer dem angegebenen noch einen Zweck des Herzens zu erreichen.

Die Uhr zeigte die Stunde an, in der die Fürstin den Saal betreten mußte. Beide Frauen musterten sich noch einmal vor dem Spiegel.

Melita erröthete bei dem Gedanken, daß sie dem jungen Grafen entgegentreten, vielleicht an seinem Arme durch den Saal schweben sollte. Andrea war mit sich

zufrieden; sie sandte ihrem Spiegelbilde ein freundliches Lächeln zu. Bevor sie ging, überreichte sie ihrer Begleiterin einen kostbaren Fächer.

„Nehmen Sie, Melita."

„Diesen reizenden Fächer?"

„Bewahren Sie ihn als ein Andenken an diesen Abend."

„Mein Gott, gnädige Fürstin, Sie überhäufen mich mit Huld ..."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Fräulein von Egeloff, eine meiner Verwandten sind."

„Aber der Graf Zaluski, der ohne Zweifel unter den Gästen sein wird, kennt mich."

Die Fürstin lächelte.

„Der Graf ist allerdings geladen und er wird auch ohne Zweifel kommen; aber spielen Sie das Fräulein von Egeloff und überlassen Sie mir alles Uebrige. Man wird eine Aehnlichkeit mit der Tochter des Meisters Bronner erkennen. Nichts weiter. O hegen Sie doch kein Bedenken, meine liebe Freundin; gelingt die Täuschung nicht, nun, so hat die Fürstin Galitzin mehr die Folgen zu tragen, als eine Andere. Und könnten Sie nicht eine adelige Dame sein? Wer wird an Ihnen zweifeln, wenn ich Sie vorstelle? Vergessen Sie Iwan Petrowsky nicht!"

In dem Vorzimmer standen zwei Ceremonienmeister. Sie schritten den beiden Damen voran in den Saal, der bereits mit Gästen gefüllt war. Melita war wie geblendet von dem Glanze der Kerzen und der Toiletten. Die Damen traten der Herrin vom Hause grüßend entgegen. Die Herren in prachtvollen Uniformen und reichen Balltoiletten verneigten sich wie vor einer längst erwarteten Erscheinung. Melita erregte ein Flüstern, das sich durch den Saal fortsetzte. Jeder wollte wissen, wer die wunderholde Schöne sei, die an der Seite der reichen Fürstin erschien; die Neugierde sollte nicht befriedigt werden, denn das Orchester begann rauschend den ersten Tanz, einen deutschen Walzer, den französische Tanzmeister leiteten. Während sich die Paare ordneten, erschien der Ulanen-Oberst und stellte der Fürstin seinen Freund, den Grafen Tabors vor. Man wechselte einige Worte und die Vorstellung war zu Ende.

Der Oberst bat die Fürstin um den ersten Tanz.

Der Graf Tabors trat zu Melita; diese legte zitternd ihre Hand in den Arm des Grafen, den sie auf den ersten Blick als Iwan Petrowsky erkannt hatte.

Der Ball entfaltete nun all seine Pracht, all seinen Luxus. Man kümmerte sich nicht mehr um das Einzelne, da das Ganze eine zu interessante Unterhaltung bot. Melita, deren Tänzer in ernstem Schweigen beharrte,

suchte den Grafen Alexander Zaluski — in der Reihe der Tanzenden war er nicht zu finden. Von Zeit zu Zeit sah sie den ernsten Grafen Tabors an: das war dieselbe Narbe, derselbe Blick, dieselben Gesichtszüge und dieselbe Haltung, die sie an Iwan Petrowsky wahrgenommen hatte. Wie gern hätte sie ein Gespräch angeknüpft, um seine Stimme zu hören; aber sie fühlte, daß der Anstand es verbot, die Initiative zu ergreifen, denn sie figurirte ja diesen Abend als ein Fräulein von Egeloff, als eine Verwandte der Fürstin. Melita war endlich so in das Anschauen der glänzenden Versammlung versunken, daß sie das Aufsehen nicht gewahrte, das ihre eigene Erscheinung erregte. Sie tanzte zum Entzücken schön und leicht; der alte Graf setzte seine Füße mit militairischem Anstande und aristokratischer Gemessenheit.

Der Walzer war zu Ende. Reich galonirte Diener erschienen und reichten in silbernen Schaalen Erfrischungen. Die Büffets waren geöffnet. Das Fest gestaltete sich, wie es für die Dauer der Nacht bleiben sollte. In den Nebenzimmern bildeten sich einzelne Gruppen, deren Mittelpunkt mehr oder weniger anziehende Persönlichkeiten waren. Melita befand sich bei der Fürstin, die mit Begrüßungen und Vorstellungen überhäuft wurde. Es war ersichtlich, daß man sich der fremden jungen Dame wegen beeilte, die Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen.

Die beiden Damen empfingen die Huldigungen in einem reizenden Gemache. Die Decken und die Wände desselben waren mit himmelblauem Sammt ausgeschlagen. Die Roccoco=Möbel, mit Stoffen von derselben Farbe überzogen, waren aus vergoldetem Holze gefertigt. Hohe Spiegel bildeten eine Art Durchbruch in den schweren Draperien. Auf dem Fußboden lag ein chinesischer Teppich von immensem Werthe. Der Kamin, in welchem wohlriechendes Holz die Flamme nährte, war ein Meisterstück von Luxus und Zierlichkeit. Draußen peitschte ein heftiger Sturm Schnee und Eis — hier fächelten künstlich erschaffene Frühlingslüfte die glühenden Wangen der Tänzer und Tänzerinnen.

„Wer war Ihr erster Tänzer?" fragte flüsternd Andrea.

Melita neigte sich ihr zu und antwortete leise:

„Kein Anderer, als Iwan Petrowsky."

„Wahrhaftig?"

„Eine solche Aehnlichkeit kann zwischen zwei Personen nicht stattfinden."

„Halten Sie diese Entdeckung geheim, mein Kind, ich weiß nun genug."

Eine Quadrille hatte begonnen. Die Fürstin ward von einem Generale in den Saal zum Tanze geführt. Da trat plötzlich Alexander Zalusky in das Gemach, in

welchem sich Melita allein befand. Der junge Mann blieb überrascht vor der reizenden Erscheinung stehen; er glaubte seinen Blicken nicht trauen zu dürfen. Unwillkührlich erhob sich die erröthende Melita, um auf den Gruß des Eintretenden zu danken.

„Melita!“ stammelte er bestürzt.

„Verzeihung, Herr Graf,“ antwortete sie lächelnd, „hier bin ich ein Fräulein von Egeloff. Es wäre thöricht, wollte ich Ihnen gegenüber eine Maske tragen, die Sie durchschauen können. Die gnädige Fürstin hat mich unter diesem Titel eingeführt, um mich der Freuden ihres Festes theilhaftig zu machen.“

Alexander neigte sich und küßte Melita's Hand mit jener Ehrfurcht, die Jugend und wahre Schönheit stets dem Manne auferlegen.

„Die Fürstin hat in den Augen der Welt Recht,“ sagte er; „sie beseitigt eins der lächerlichsten Vorurtheile.“

„Herr Graf, ich bin ja nur die Tochter eines bürgerlichen Juweliers ...“

„Aber Sie überstrahlen alle diese Damen, die kein anderes Verdienst haben, als adelig geboren zu sein. Melita, gestatten Sie mir diese Erklärung, die Ihnen nicht die Höflichkeit als eine leere Phrase bringt, sondern die Hochachtung, die ich Ihnen zolle, seit ich Sie das erste Mal in dem Laden Ihres Vaters sah.“

Melita gerieth in eine Verwirrung, die ihr fast das Bewußtsein raubte.

„Herr Graf, Sie treiben einen grausamen Scherz mit mir!“ flüsterte sie zurück.

Alexander wiegte schmerzlich lächelnd sein schönes Haupt.

„Vielleicht verdiene ich diesen Vorwurf,“ antwortete er, „da ich Ihnen auf dem Balle der Fürstin Galitzin eine Huldigung darbringe, die Ihnen aller Orten gebührt; aber verzeihen Sie mir, Melita, ich habe Sie ja nicht allein gesprochen.“

„Herr Graf, Sie kennen mich so wenig ...“

„Wohl mehr, als Sie glauben.“

„Es bot sich so wenig Gelegenheit ...“

„Dafür habe ich mich stets mit Ihnen beschäftigt.“

Alexander führte sie zu der Ottomane zurück. Beide saßen nebeneinander. Außer ihnen befand sich keine Person in dem Zimmer. In dem Saale tanzte man mit dem Eifer, der bei dem Anfange stets die Gemüther zu erregen pflegt. Die beiden jungen Leute konnten sicher sein, unbelauscht und ungestört zu plaudern. Wir verlassen sie, um den Leser nicht mit der Schilderung einer Scene zu ermüden, die sich in jeder Erzählung wiederholt.

Die Fürstin trat mit dem Generale, einem schon bejahrten Herrn, von dem Tanze zurück; sie hatte

der Form genügt und sich in den Reihen der Tänzer gezeigt.

„Befehlen Sie über mich, Fürstin," sagte der General.

„Gut, Excellenz, begleiten Sie mich auf einer Inspectionsreise durch die Säle. Ich wäre untröstlich, wenn eine Unordnung das Fest störte, das so schön begonnen hat."

„Die Wittwe meines verstorbenen Kameraden ist Meisterin in der Kunst, Feste zu arrangiren. Sie tragen den Preis für diesen Winter davon."

„Sie wollen schmeicheln, General!" sagte Andrea, indem sie mit ihrem Begleiter die einzelnen Gemächer durchging. Mein guter Mann hat mir sein Vermögen hinterlassen, damit ich dem Namen Galitzin Ehre machen soll."

„Und Sie machen ihm Ehre, das muß Ihnen der Neid lassen. Der Palast Galitzin ist noch nie so besucht, so oft genannt gewesen, als seit der Zeit, daß Sie ihn bewohnen. Aber mir scheint, Sie haben große Opfer gebracht, und bringen sie noch."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, es ist dem Namen Ihres verstorbenen Gatten genug Ehre erwiesen, daß Sie ihn so lange getragen haben."

„General!"

„Wenn Sie nun einem andern Namen dieselbe Ehre

erwiesen? O, ich kenne eine Menge junger Leute, die Ihnen mit Leib und Seele ergeben sind. Sie stehen in der schönsten Zeit des Lebens, man umschwärmt Sie wie eine köstliche Blume —"

„General," sprach Andrea lachend, „kommen Sie als Freiwerber?"

„Vielleicht, Fürstin!"

„O, so nennen Sie mir doch diesen Unglücklichen, der seine Freiheit, das köstlichste Gut, auf das Spiel setzen will. Wie unüberlegt, wie tyrannisch handelt so ein Mann gegen sich selbst! Sie sehen, General, welche Grundsätze mich in Bezug auf das Heirathen beseelen."

„Ich finde diese Grundsätze sehr natürlich, meine liebe Freundin. Sie, die lebensfrohe junge Dame, waren an einen lebenssatten Greis verheirathet! Sie haben weder das Glück der Liebe, noch die Freuden der Ehe kennen gelernt. Wahrlich, Sie waren eine Gefangene im strengsten Sinne des Wortes. Mein Freund Galitzin hat grausam an Ihnen gehandelt; ich habe ihm damals die bittersten Vorwürfe gemacht."

„Sie, General?"

„Verzeihung, weil ich das junge Mädchen bedauerte, das den Frühling des Lebens vertrauern sollte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich hörte, daß Andrea von Egeloff gern einwilligte. Es gehört dies zu den

psychologischen Räthseln, die kein Philosoph zu lösen vermag."

Die Fürstin verbarg ihre Freude über die Richtung die das Gespräch genommen. Sie kannte die freundschaftlichen, intimen Beziehungen, in denen der General zu ihrem verstorbenen Manne gestanden hatte.

„Sie haben über meinen Entschluß gestaunt?" wiederholte Andrea.

„Ja! Ja! Ihr Vater hat die Parthie betrieben, und Sie waren eine gehorsame Tochter."

„Halten Sie es denn nicht für möglich, daß ich den greisen Fürsten lieben konnte?"

„Eben so wenig, als daß der Fürst Sie aus Liebe geheirathet hat."

„Ah, Sie sind sehr offenherzig, General."

„Aber, meine theure Fürstin, ich ziehe Ihre Liebenswürdigkeit durchaus nicht in Zweifel. Sie hätten einen jungen Mann beglücken können."

„Der Fürst hat mir oft wiederholt, daß er sich in meinem Besitze glücklich fühle. Nehmen wir an, er habe mich nicht aus Liebe zu seiner Gattin gewählt — welcher andere Grund könnte ihn geleitet haben?"

„Andrea, sollten Sie wirklich den wahren Grund nie erfahren haben?"

„Ich versichere, daß ich keine Ahnung davon

habe, wenn Sie die Liebe zu mir nicht gelten lassen wollen."

„Nun, mein Freund hat sich dankbar bewiesen, indem er Sie zu seiner Universalerbin eingesetzt. Sie werden ihm darob nicht grollen, wenn ich Ihnen jetzt eine Vermuthung ausspreche, die ich zur Gewißheit erhebe. Der Fürst Galitzin hat einst die schöne Katharina von Bejutscheff, Ihre Mutter geliebt. Er warb um sie; aber zu spät, Katharina hatte ihr Herz schon an den jungen Major von Egeloff verschenkt. Man erfuhr in gewissen Kreisen die Täuschung des verliebten Fürsten, und er hat mehr als einen Witz darüber hören müssen. Es kam sogar zwischen ihm und einem Grafen Tabors zum Duelle — Tabors trug eine entsetzliche Kopfwunde davon, an der er jahrelang gelitten hat. Und nun, Fürstin, kommt ein Kapitel, das ich Ihnen gern verschweigen möchte. Ich bitte, erlassen Sie mir die Erzählung desselben, denn Ihr verstorbener Gatte war mein Freund. Von dem Todten soll man nur Gutes reden."

Andrea zog ihren Begleiter in eine Fensternische, die mit großen Gesträuchen ausgeschmückt war. Man befand sich in einem Gesellschaftszimmer, das dem Spielsaale voranging.

„General," flüsterte die Fürstin, „die Andeutung, die Sie mir über meinen verstorbenen Gemahl gegeben, reizt

mich, mehr zu wissen. Ich erlasse Ihnen das trübe Kapitel nicht, ich kann es Ihnen nicht erlassen, denn meine lebhafte Phantasie würde sich schreckliche Dinge ausmalen. Wenn Sie mir Aufklärung über Familienverhältnisse geben, so erfüllen Sie eine Pflicht."

Der General sah die schöne Sprecherin erstaunt an.

„Ich wiederhole es, Sie erfüllen eine Pflicht!" fuhr Andrea mit Nachdruck fort. „Ihre Mittheilungen können mein Verhalten als die Trägerin des Namens Galitzin normiren. Vielleicht ist es mir möglich, eine Uebereilung des Verstorbenen gut zu machen — vielleicht auch ist es nothwendig, den Namen aufzugeben, an den sich traurige Erinnerungen knüpfen. Sie sagten, die Bewerbungen des Fürsten um meine Mutter seien abgewiesen . . ."

„Ganz recht."

„Sollte meine Verheirathung mit ihm ein Ersatz dafür sein?"

„Das verlangte Galitzin nicht sofort. Zwischen jenem Korbe und Ihrer Verheirathung liegt ein langer Zwischenraum. Aber wenn Sie vermuthen, der abgewiesene Fürst habe sich gerächt, so täuschen Sie sich nicht."

„An wem hat er sich gerächt?" fragte Andrea hastig.

„An dem Vater Ihrer Mutter, dem er allein die Schuld an dem Mißlingen seines Plans und an der

lächerlichen Situation beimaß, in die er nach seiner Meinung dadurch gekommen war. Er hatte zu aufrichtig geliebt, um den Streich zu vergessen."

„Ich habe meinen Großvater nie gesehen!" flüsterte Andrea beklommen.

„Das glaube ich Ihnen, denn Sie müssen noch ein zartes Kind gewesen sein, als der arme Mann verhaftet und nach dem Spruche eines Kriegsgerichts zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt ward. Er verschwand, und man hat nie wieder von ihm gehört. Ohne Zweifel ist er in dem Gefängnisse gestorben."

Andrea athmete auf bei den letzten Worten.

„Das hätte ich nicht gedacht!" flüsterte sie. „Der Fürst also hat ihn denuncirt?"

„Kein Anderer, denn er war sein Divisions-Chef. Ihr Großvater verwaltete nämlich die Kasse der Division, die der Fürst kommandirte. Durch eine Revision in der Nacht überraschte er den Rendanten von Bejutscheff, und es fehlte eine kleine Summe in der Kasse. Folgern Sie weiter, und Sie werden zu demselben Schlusse gelangen, den ich und so viele Andere gezogen haben. Nun denken Sie sich die Ueberraschung, als wir hörten, daß der Fürst eine Tochter seiner Katharina heirathet. Bedingungsweise kann man gelten lassen, daß Ihr Gatte Sie aus Liebe gewählt hat — Sie sind ja das Ebenbild Ihrer schönen Mutter."

„Ich danke Ihnen, General. Ihre Mittheilungen sind mir so neu, daß sie mich in Erstaunen setzen. Darnach war der Graf Tabors ein Feind meines Mannes?“

„Nicht eigentlich; nach dem Duelle war die Sache ausgeglichen. Aber Tabors zog sich aus dem Dienste zurück, da er ihn oft mit dem Fürsten zusammenführte.“

„Und was ist der Graf für ein Mann?“

„Ein höchst achtbarer Charakter, wenn auch nicht ganz frei von Sonderbarkeiten, die ihn abstoßend erscheinen lassen. Soviel ich weiß, hat er weder intime Freunde noch enragirte Feinde; er lebt wie ein Anachoret inmitten der Gesellschaft. Das Spiel ist seine einzige Leidenschaft; um dieser zu fröhnen nimmt er die an ihn ergehenden Einladungen an, ja er läßt sie nicht selten vermitteln. Mitunter verschwindet er auf lange Zeit, Niemand weiß dann, wo er sich aufhält; plötzlich zeigt er sich wieder in unveränderter Gestalt. Scheint es doch, als ob die Zeit keinen Einfluß auf ihn ausübe.“

„Ich danke Ihnen für diese Auskunft, mein würdiger Freund,“ flüsterte Andrea, die nun mit Bestimmtheit annahm, daß Iwan Petrowsky sich unter ihren Gästen befinde.

Der General hatte seine Gründe zu dieser Unterredung.

Wenn er sich früher für die schöne Andrea interessirt

hatte, so interessirte er sich jetzt doppelt für die reiche Wittwe. Er brachte das Gespräch auf den Ulanen-Oberst Kasinow, der sein Neffe war und sich seit einiger Zeit der Fürstin zu nähern suchte. Wir erinnern an die Scene in der Oper. Der Oberst stand jetzt im achtunddreißigsten Jahre, war sehr kurze Zeit verheirathet gewesen und hatte außer seinem Solde keine Revenüen. Der General hielt ihn für die beste Partie, die Andrea machen konnte. Diese glaubte, vor der Hand keine entscheidende Antwort geben zu dürfen, obgleich der Oberst nicht der Mann nach ihrem Geschmacke war; seine Aufmerksamkeiten und Huldigungen hatte sie aus Eitelkeit angenommen, denn Kasinow war für manche andere Dame eine wünschenswerthe Erscheinung. Aus dem Benehmen, das sie dem Grafen Alexander Zaluski gegenüber beobachtete, mußte dieser der Bevorzugte ihres Herzens sein. Hätte sie gewußt, was der junge Mann in diesem Augenblicke mit Melita verhandelte!

„General," sagte sie, „wir sind da auf einen Punkt gekommen, der zu wichtig ist, als daß wir ihn oberflächlich während eines Balles behandeln könnten. Ich behalte mir vor, Sie später um Rath zu fragen, ehe ich über meine Zukunft entscheide. Führen Sie mich in den Saal, wo das Spiel die Gemüther in Aufregung erhält."

Beide traten Arm in Arm in einen kleinen Saal.

Die Gesellschaft, die sich hier vorfand, war nicht sehr zahlreich. Vielleicht ein Dutzend Personen standen um einen Pharaotisch. Der Graf Tabors hielt Bank. Er war so in das Spiel vertieft, daß er den Eintritt der beiden Personen nicht bemerkte. Man spielte sehr hoch. Der Bankhalter hatte diesen Abend ein besonderes Glück. Die Haufen Goldes vor ihm mehrten sich mit jeder Minute. Seine benarbte Stirn war hochroth angeschwollen. Ungeachtet der Aufregung und Spannung, die sich in dem Gesichte aussprach, war er ruhig und alle seine Bewegungen, das Abziehen der Karten, das Auszahlen und Einnehmen, verriethen die Gewandtheit des Mannes, der am Spieltische manche Nacht verbracht.

„Der Graf Tabors!" flüsterte erstaunt der General.

„Ihr Neffe, der Oberst, hat ihn eingeführt," flüsterte Andrea zurück.

„Ah, mein Neffe!"

„Begreifen Sie nun, warum ich mich nach dem Grafen so angelegentlich erkundigte?"

„Ja, schöne Frau, ich begreife es vollkommen. Und Sie werden zugestehen, daß die Auskunft, die ich Ihnen über den Mann ertheilte, richtig war. Er ist ein leidenschaftlicher Spieler. Uebrigens fürchten Sie nicht, daß er Ihr Hotel compromittirt; man behauptet, er sei ein

nobler Spieler. Es muß solche Leute zur Animirung des Spiels geben, das in unsern Gesellschaften nicht fehlen darf. Ah, auch mein Neffe ist hier — er spielt sicherlich nur aus Gefälligkeit für seinen Freund."

Das Spiel hatte unter allgemeiner Spannung seinen ungestörten Fortgang. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Thür einem neuen Spieler und man hörte dann die rauschende Musik aus dem Ballsaale. Auch ältere Damen erschienen, die ihr Glück versuchten. Es bildeten sich an verschiedenen Tischen neue Spielgruppen.

„Die Umstände sind interessant!" dachte die Fürstin. „Iwan Petrowsky brandschatzt mich, um als Graf Tabors in meinen Sälen zu spielen."

Sie beobachtete den Banquier, der außer der Veränderung seiner Toilette Nichts gethan hatte, um sich von Iwan Petrowsky zu unterscheiden. Dieser Umstand gab ihr Stoff zum Nachdenken.

Da trat plötzlich ein elegant in Schwarz gekleideter Ballgast an den Tisch. Sein Gesicht war bleich wie der Tod; er konnte noch nicht alt sein, höchstens fünf- bis sechsunddreißig Jahre zählen. Sein dünnes schwarzes Haar bedeckte nur spärlich einen glänzenden Schädel. Das dunkele Auge in dem bleichen, marmorkalten Gesichte glühete; zwischen den farblosen, schmalen Lippen schimmerten glänzende Zähne. Seine erschrecklich mageren

Finger waren mit werthvollen Ringen überladen. Der Mann bot einen unheimlichen Anblick.

„Wer ist dieser Gast?“ fragte leise der General.

„Dieselbe Frage muß ich Ihnen zurückgeben,“ flüsterte die Fürstin.

„Sie wissen nicht, wen Sie geladen haben? das ist seltsam.“

Andrea bemerkte, daß des Fremden Blicke auf dem Banquier hafteten. Zufällig sah der Graf auf, als er einem Spieler einen kleinen Gewinn auszuzahlen hatte; zuckte leise zusammen, fuhr aber in seiner Beschäftigung fort. Auch dies entging der beobachtenden Fürstin nicht. Der General richtete einige Fragen an sie, die sie unbeantwortet ließ, um ein Gespräch zu vermeiden, das die Aufmerksamkeit der Spielenden erregen konnte.

Der schwarze Ballgast zog eine schwere Börse hervor; er bewegte sich zwanglos wie Jeder, der zu den eingeladenen Gästen gehörte. In einer so großen Gesellschaft, deren einzelne Glieder sich theils mehr oder weniger kannten, wohl auch nie anderswo gesehen hatten, konnte dies nicht auffallen. Der Fremde spielte, er spielte mit Glück. Seine Einsätze verdoppelten sich. Er verlor ein Mal, und gewann dafür drei Male. Der Spieler blieb ruhig; der Banquier aber zitterte leise, wenn er die großen Gewinnsummen auszahlte. Der Kampf der beiden Män-

ner nahm die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Viele der Gäste stellten ihr Spiel ein, um zu beobachten. Die Fürstin hing am Arme des Generals und verfolgte jede Bewegung der beiden Spieler, zwischen denen eine geheime Beziehung stattfinden mußte. Der Blasse schien einen besonderen Zweck zu verfolgen, denn er machte die Einsätze mit so leidenschaftlicher Heftigkeit, daß ihm der Gewinn nicht die Hauptsache zu sein schien. Wer war dieser seltsame Mensch?

Andrea sah, daß seine Kühnheit Erfolg hatte. Des Grafen Tabors Geld floß in seine Hände. Entweder konnte dieser Mann die Karten durchschauen, oder er war der besondere Günstling des Glücks, das nicht müde ward, ihn mit den reichsten Gaben zu überschütten. Dabei blieb sein Gesicht kalt und regungslos; nur die dunkeln Augen schossen stechende Blicke.

„Va banque!“ sagte er mit einer tiefen Baßstimme.

In diesem Augenblicke mochte das Gold, das sich auf dem Tische befand, getheilt sein: die Hälfte befand sich in des Grafen, die Hälfte in des Fremden Händen.

„Es gilt!“ antwortete der Banquier.

Der Fremde deponirte die Summe, welche die Bank ausmachte.

In diesem Augenblicke erschien der junge Graf Baluski an der Seite der Fürstin. Er hatte Melita ver=

lassen, die mit einem Offiziere zur Quadrille angetreten war. Von den Dienern hatte er erfahren, daß die Fürstin in den Spielsaal gegangen sei.

„Pique-Ass!“ rief Tabors.

Der blasse Spieler hatte die Bank gesprengt.

Ein Murmeln des Staunens lief durch den Saal; solche Zähigkeit des Glückes war unerhört.

„Ich gratulire, mein Herr!“ sagte Tabors, indem er lächelnd seinen Platz verließ.

„Ich bedauere Ihr Mißgeschick,“ antwortete der Fremde mit kalter Höflichkeit.

„Mein Mißgeschick wird Sie nicht abhalten, die Bank zu übernehmen.“

„Sicherlich nicht. Ich bin Ihnen Revanche schuldig.“

„Mir und den übrigen Spielern, deren Gold sich in Ihren Taschen befindet.“

Der Blasse setzte sich und das Spiel begann von Neuem.

Der Graf Tabors verschwand durch eine Seitenthür.

Jetzt bemerkte Andrea ihren Freund Alexander.

„Was ist Ihnen, Graf, Sie zittern ja?“ fragte sie.

„Der Frost schüttelt mich, gnädige Fürstin. Die leichte Indisposition wird vorübergehen.“

„Tanzen Sie! Tanzen Sie!“

Der junge Mann verstand die Aufforderung.

„Sind Sie engagirt?“ fragte er lächelnd.

„Hier ist meine Hand; führen Sie mich in den Saal. Auf Wiedersehen, Herr General!“

Das Tänzerpaar verließ den Spielsaal.

Man mußte einige Zimmer durchgehen, in denen Gruppen von Herren und Damen sich unterhielten. Andrea bemerkte die Aufregung ihres Begleiters; sie schrieb sie dem Anblicke des Grafen Tabors zu.

„Alexander, Sie sind wahrlich krank!“ flüsterte sie mitleidig.

„Nein, nein!“

„Es wäre eine Grausamkeit, wollte ich auf den Tanz bestehen.“

„Ich wiederhole es ...“

„Ihr Arm zittert, Ihr Gesicht ist bleich.“

Aus einer Fensternische trat ihnen der Graf Tabors entgegen.

„Verzeihung, gnädige Fürstin,“ sagte er ruhig; „ich bitte Sie um eine kurze Unterredung.“

„Jetzt? Jetzt?“ fragte Alexander hastig.

Der alte Graf blieb ruhig und freundlich.

„Wäre es nicht dringend,“ antwortete er, „ich würde es nicht wagen, die Gebieterin dieser Räume den Freuden des Festes zu entziehen.“

„Vielleicht dringend für Sie, mein Herr!“ rief Alexander, dessen Erbitterung sich mehrte.

„Sie irren; die Dame wird mir danken, wenn unsere Unterredung vorüber ist. Erlauben Sie mir, daß ich meine Bitte wiederhole."

Alexander wollte sprechen; aber eine furchtbare Gemüthserregung hinderte ihn daran. Andrea hatte Beide beobachtet.

„Die Artigkeit erfordert es, daß ich meinem Gaste die Bitte gewähre, so seltsam sie auch unter den gegenwärtigen Umständen erscheinen mag," sagte sie, indem sie sich sanft dem Arme Alexanders entwand. „Herr Graf Zaluski, ich bleibe Ihre Tänzerin für den nächsten Walzer."

Der junge Mann verbeugte sich; sein Gesicht drückte Schmerz und Trauer aus. Er warf dem Grafen Tabors einen langen vielsagenden Blick zu. Dieser bot mit kavaliermäßigem Anstande der Dame den Arm und führte sie aus dem Zimmer. Wer diese Scene aus der Entfernung beobachtete, mußte glauben, daß nur gewöhnliche Artigkeiten gewechselt seien. Alexander ging in den Spielsaal zurück. Der bleiche Gast hatte Bank gelegt; die Theilnahme an dem Spiele war allgemein geworden. Andere Gäste hatten sich eingefunden, andere Gruppen und Spieltische waren entstanden. Alexander suchte seine Aufregung zu beherrschen, er warf sich auf einen Stuhl und beobachtete gleichgültig das Spiel.

Wir begleiten die Fürstin Galitzin und den Grafen Tabors.

Statt in den Ballsaal zurückzukehren, öffnete Andrea eine Tapetenthür in einem Zwischengemache und trat in ein Vorzimmer, wo eine Kammerfrau wachte.

„Oeffne mein Boudoir!“ befahl sie.

Die Kammerfrau ergriff eine Kerze und leuchtete voran. Man trat in das Boudoir, das die Fürstin zum Empfange von Damen benutzte. Als die Kammerfrau sich entfernt hatte, sagte Andrea:

„Wir sind allein, Herr Graf Tabors — ich bitte, reden Sie!“

Der Graf lächelte und fragte:

„Sie haben mein Unglück am Spieltische gesehen, gnädige Dame?“

„Ja!“

„Dann werden Sie es begreiflich finden, wenn ich Sie um fünfhundert Ducaten bitte. Ich muß das Spiel fortsetzen, um nicht mit leeren Taschen Ihren Ball zu verlassen.“

„Herr Graf, Sie haben mit einer Kühnheit gespielt, die an Verwegenheit grenzt. Mein Haus ist kein Tummelplatz für Spieler von Profession, wozu ich den bleichen Gast rechne, in dessen Hände Ihr Gold übergegangen ist.“

„Aber er bleibt Ihr Gast, meine Gnädige.“

„Ohne meinen Willen.“

„Wie?“

„Nehmen Sie die Versicherung, daß ich den Mann nicht eingeladen habe, daß ich ihn nicht kenne. Wenn ich seine Gegenwart dulde, so geschieht es, um das Aufsehen zu vermeiden. Sie sehen, daß ich auch nicht die kleinste Schuld an Ihrem Unglücke trage. Uebrigens glaube ich, daß Sie an einem andern Orte Gelegenheit finden werden, an dem glücklichen Spieler Revanche zu nehmen.“

Der Graf hatte schweigend die Ringe an seinen Fingern betrachtet.

„Demnach,“ fragte er, „sind Sie nicht geneigt, mir die Summe zu leihen?“

„Ich bin eine Dame, mein Herr, und mache keine Geschäfte. Auf Gefälligkeiten haben nur meine Freunde Anspruch.“

„Das begreife ich.“

„Dem Herrn Grafen wird es nicht an Freunden fehlen, die ihm den von mir geforderten Dienst leisten. Zählen Sie darauf, daß diese kurze Unterredung ein Geheimniß bleiben werde.“

Der Graf hätte sich nun entfernen müssen; aber er blieb. Andrea hatte ihre Absicht, wenn sie das Aeußerste einer Situation herbeiführte, die für jeden Mann von Ehre peinlich war; sie gedachte des Sprüchwortes: der

allzuscharf angezogene Bogen zerspringt. Es mußte sich nun zeigen, ob der Graf Tabors und Iwan Petrowsky eine und dieselbe Person seien. Sie kränkte den Erstern auf Unkosten des Letztern.

Der eingefleischte Spieler ließ sich unverschämterweise auf einem Sessel nieder.

„Verzeihung,“ sagte er, „ich bin müde.“

Die Fürstin machte eine Bewegung des Widerwillens.

„Die Welt ist undankbar,“ fuhr der Graf murmelnd fort; man erinnert sich der Freunde nur, wenn man in Noth ist. Sie zählen mich nicht einmal zu Ihren Freunden, und doch bin ich Ihr bester Freund. Sie sehen mich erstaunt fragend an? Ich will es beweisen. Kommen wir auf die Noth zurück, welche Freunde geschmeidig macht. Ah, Sie kennen Ihre Noth nicht! Ja freilich, man hat keine Noth, wenn man Millionen kommandirt, wenn man glänzende Feste giebt und von aller Welt angebetet wird. Das ist die höchste irdische Glückseligkeit. Vom Glücke gewiegt, schlummert man leicht ein — aber das Glück ist ein launenhaftes Weib, Sie haben es vorhin am Spieltische gesehen. Sie ermahnen mich, den Spieler, zur Vorsicht; das ist ein Freundschaftsdienst — ich vergelte ihn durch eine ähnliche Mahnung. Sie spielen va banque, gnädige Fürstin! Die Taille hat begonnen, ohne daß Sie es wissen. Die fünfhundert Ducaten, die

ich forderte, waren nur ein geringer Einsatz — aber Sie konnten damit einen großen Gewinn machen. Sie verschmähten es — gut, warten wir also, was die Karten bringen."

„Iwan Petrowsky!" rief die Fürstin.

„Ist der Mann Ihr Freund?" fragte ruhig der Graf.

„Er spricht aus Ihnen, mein Herr."

„Sie nennen einen Namen, den ich heute zum ersten Male höre."

Andrea gerieth in Verwirrung. Sollte sie sich verrechnet haben?

„Ich will gehen," murmelte der Graf. „Sie haben Recht; es findet sich wohl eine andere Gelegenheit, Revanche an dem blassen Spieler zu nehmen. Doch eine Vorsicht empfehle ich Ihnen: reizen Sie jenen Spieler nicht, der sich in Ihre Säle geschlichen hat, und vermeiden Sie das Aufsehen. Heute sind Sie noch Fürstin — morgen können Sie eine Leibeigene sein!"

Der Graf grüßte und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!" stammelte die bestürzte Andrea.

Iwan Petrowsky's Drohungen schlossen Denunciation in sich und stellten den Verlust des Vermögens und des Ranges in Aussicht; der Graf Tabors sprach sogar von Leibeigenschaft, der tiefsten Stufe der russischen Knecht=

schaft. Die Familienverhältnisse der Fürstin waren so mysteriös und verwickelt, daß sich nicht absehen ließ, bis wohin man sie zurückführen konnte.

Einen Augenblick nur hatte Andrea ihre Fassung verloren; ihr energischer Geist erlangte die Ruhe wieder, die nöthig war, um aus dieser Unterredung mit dem geheimnißvollen Manne Vortheil zu ziehen.

„Wollen Sie meiner Bitte nachkommen?" fragte lächelnd der Alte.

„Bedingungsweise, mein Herr; ich werde sogar mehr thun, ich will ein Geschäft mit Ihnen abschließen. Behalten Sie Ihren Platz — sprechen Sie weiter."

Der Graf schob artig der Fürstin einen Sessel zu; Beide ließen sich nieder.

„Ich nannte vorhin den Namen Iwan Petrowsky..."

„Ganz recht."

„Sie versichern daß Ihnen dieser Name unbekannt ist?"

„Ja!"

„Gut, so bleiben wir bei dem Grafen Tabors stehen, der durch Oberst Kasinow mir empfohlen und vorgestellt ist. Der Oberst ist ein zu ehrenwerther Mann, als daß ich seiner Empfehlung nicht vollen Glauben schenken sollte. Darf ich annehmen, daß ich mit dem Herrn Grafen Tabors rede?"

Der Alte verneigte sich.

„Kein Anderer als Graf Tabors hat eine Gefälligkeit von Ihnen verlangt," fügte er versichernd hinzu.

„Und dem Iwan Petrowsky, für den ich Sie hielt, schlug ich sie ab. Sie sind ein Edelmann, mein Herr; verfügen Sie über fünfhundert Ducaten."

„O, ich wußte es wohl," rief lachend der Graf.

„Was? Was?"

„Daß die Noth geschmeidig macht. Ich stellte Ihnen eine Veränderung in Aussicht, welche der äußersten Noth gleich kommt."

„Herr Graf, Sie sind ein Feind meiner Familie, welche in diesem Augenblicke nur durch meine Person und durch meinen Bruder in Petersburg repräsentirt wird. Noch mehr: ich, ein schwaches Weib, stehe Ihnen allein gegenüber. Sie haben sich den am leichtesten zu überwältigenden Theil auserwählt."

„O, schöne Dame, diesen Irrthum muß ich berichtigen! Ihr Bruder, ein wackerer Soldat, ist der Schützling des Grafen Tabors. Wäre er nicht zu jung, ich würde ihn meinen Freund nennen. Gedulden Sie sich; die Beweise von dem, was ich Ihnen jetzt sage, werden nicht lange ausbleiben. Aber auch Sie sind meine Freundin nicht, ich glaube dies bereits angedeutet zu haben?"

„Und doch beobachten Sie ein Benehmen ..."

„Das völlig begründet und der Ordnung gemäß ist.“

„Was habe ich gethan?“ fragte Andrea auffahrend.

„Mehr als Sie je verantworten können, Frau Fürstin.“

„Sie stempeln mich zu einer Verbrecherin?“

Des Grafen Gesicht verzog sich wieder zu dem ihm eigenen sarkastischen Lächeln.

„Fast scheint es, als ob Sie mich fürchteten,“ murmelte er dabei. „Fragen Sie die Leute; sie werden Ihnen sagen, daß der Graf Tabors ein gutmüthiger Mensch ist. Er hat nur einen Feind, und dieser Feind ist jener blasse Ballgast, der die Bank gesprengt hat.“

„Herr Graf, bezeichnen Sie die Stellung näher, die Sie mir gegenüber einnehmen.“

„Diese Bezeichnung mag paradox klingen, aber ich werde sie liefern. Ich hatte einen Freund, der jahrelang im Gefängnisse schmachtete. Seine Unschuld konnte Niemand besser beweisen, als ich; nein — es war Niemand mehr von seiner Unschuld überzeugt, als ich, denn hätte ich die Beweise in Händen gehabt, ich würde sie vorgelegt haben. Auf dem offenen Wege des Rechts ließ sich Nichts thun, da der Gefangene zu mächtige Gegner hatte. Demnach nahm ich meine Zuflucht zur List, denn das Schicksal des unschuldigen Freundes lag mir am Herzen. Erlassen Sie mir die Erzählungen der jahre=

langen Vorbereitungen, und glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß mir der Freundschaftsdienst einen Theil meines Lebens gekostet hat. Die Flucht gelang — nun, Sie wissen es ja. Unterwegs berührten wir das Haus des Schwiegersohnes meines Freundes. Auch dies wissen Sie. Wir brauchten Geld — es fehlte; man gab uns einige Schmucksachen mit der Versicherung, daß in kurzer Zeit große Summen nachfolgen sollten, da sich Fräulein Andrea mit dem reichen Fürsten Galitzin vermählen würde. Das war ein heroisches Opfer, würdig einer so guten und gerechten Sache. Wir reisten unter Umständen ab, deren ich jetzt weiter nicht erwähne, da Sie sie kennen. In Wien glaubte ich meinen alten Freund, der unter dem Namen eines polnischen Grafen von Zaluski reiste, nicht sicher, und ging mit ihm nach Paris. Die Juwelen, die ich in Wien verkaufte, lieferten die Reisekosten. Was sollte aber nun in Paris aus uns werden, da das versprochene Geld ausblieb? Ich ging mit den letzten drei Ducaten in die Spielsäle des Palais Royal. Ob wir noch einige Tage länger zu leben hatten oder nicht, darauf kam es nicht an; aber bei dem Wagniß, das ich ausführte, blieb mir der glückliche Fall des Gewinnens. Und dieser Fall trat ein. Ich kam mit fünfhundert Ducaten zu meinem kranken Freunde zurück. Während des Winters hatte ich abwechselnd

Glück und Unglück; aber es blieb mir stets so viel, daß ich anständig leben konnte. Anfangs spielte ich vorsichtig; nach und nach ward das Spiel meine Leidenschaft. Ich wagte viel und gewann viel. Das war gut, denn die Gelder von Fräulein Andrea, die wirklich die Fürstin Galitzin geworden war, blieben immer noch aus."

„Unmöglich, unmöglich!" rief Andrea aus.

Der Graf lächelte wieder.

„Ich bitte," sagte er höflich, „lassen Sie mich die Geschichte zu Ende erzählen. Mein Freund, der sich von den Strapatzen des Gefängnißlebens nicht wieder erholen konnte, lag lange krank; ich bezahlte die Aerzte, bezahlte die Verpflegung und endlich auch die Begräbnißkosten von meinem Spielgelde. Mit dem Freunde schien auch mein Glück gestorben zu sein — ich verlor, so oft ich an den grünen Tisch trat. Wiederum war ich bis auf einige Goldstücke reducirt; da schüttete Fortuna noch einmal ihr Füllhorn über mich aus — ich gewann während der Nacht, und sprengte gegen Morgen die Bank. Der Banquier war ein Italiener, jener bleiche Mann, der jetzt in Ihrem Saale spielt. Signor Orsini, der durch diesen Verlust total ruinirt war, erregte mein Mitleiden; er näherte sich mir, gab sich als einen italienischen Grafen zu erkennen, bewies es durch Familienpapiere, und ward mein Freund. Ach, ich fühlte damals das Bedürf-

niß, einen Freund zu besitzen. Unsere Sympathien begegneten sich, vorzüglich an dem Spieltische. Wir machten nun aus dem Spiele ein gemeinschaftliches Geschäft, das ziemlich guten Erfolg hatte. Da riefen mich Familienangelegenheiten in meine Heimath zurück, die ich ohne Furcht betreten durfte, da meine Begünstigung jener Flucht ein tiefes Geheimniß war. Ich veranlaßte Orsini mich zu begleiten, damit wir gemeinschaftlich unser Spiel in Rußland fortsetzen könnten, wo wir, nach meiner Ansicht, einen günstigen Boden dafür finden würden. Der Italiener war entzückt über den Vorschlag und nahm ihn an. Wir reisten ab. An den Spielbanken in deutschen Bädern hatten wir Glück, wir gewannen die Reisekosten. Bei meiner Ankunft in dem Vaterlande suchte ich die Verwandten meines verstorbenen Freundes auf. Zunächst wandte ich mich an Ihren Vater; er behauptete, bedeutende Summen nach Paris geschickt zu haben und versicherte, nichts mehr thun zu können. Der Fürst Galitzin lag auf dem Sterbebette. Ich wandte mich später schriftlich an seine Wittwe."

„Sie, der Graf Tabors?" fragte Andrea.

„Ich unterzeichnete meinen Namen nicht, deutete nur auf das hin, was ich gethan, und bat um eine Unterredung. Die reiche Wittwe antwortete mir in einem sehr höflichen Schreiben, daß sie zwar von Dank durchdrungen

sei, aber nichts mehr übersenden könne, da sie bereits zwanzigtausend Rubel gezahlt habe. Sie sei jedoch erbötig, sich für ewige Zeiten mit mir abzufinden, und ich möge zu diesem Behufe meine Vorschläge machen. Haben Sie das geschrieben?" fragte der Graf mit einem ironischem Lächeln.

„Ich erinnere mich dieser Correspondence. Warum nahmen Sie mein Erbieten nicht an?"

„Weil ich mehr verlangte, als Geld!" antwortete der Graf würdevoll.

„Was mehr?"

„Ein dankbares Herz. Handlungen der Freundschaft lassen sich nicht allein durch Geld bezahlen, sie verlangen ebenfalls Freundschaft. Begreifen Sie, daß mir die Ehre verbot, mich wie einen Agenten abkaufen zu lassen? Wenn ich die verlegte Summe zurückforderte, so ist dies wohl sehr natürlich — aber abfinden, abfinden für ewige Zeiten? Madame, dieses Abfinden entehrt mich und das Andenken Ihres verstorbenen Großvaters. Ich zog es vor, zu spielen, statt mich von Ihnen abfinden zu lassen. So verfloß die Zeit und die reiche Fürstin lebte in Saus und Braus. Da brachte mir Kasinov eine Einladung zu Ihrem Balle. Ich schlug sie nicht aus, denn ich präsumirte, Sie haben eine Ahnung, daß ich der Retter Ihres Großvaters sein könne und wollten eine versöh-

nende Ausgleichung herbeiführen. Ich spielte, wie immer — da erschien Orsini und sprengte die Bank. Madame, Sie hatten auch meinen ärgsten Feind eingeladen. Ich forderte fünfhundert Ducaten von Ihnen — Sie schlugen sie mir ab, ehe Sie begriffen, daß Sie mich zu fürchten hatten. Um nicht als ein Speculant auf Ihre Ehre zu erscheinen, mußte ich darthun, daß ich fünfhundert Ducaten von Ihnen zu fordern hatte. Behalten Sie Ihren Mammon — ich behalte meine Ehre."

Der Graf verbeugte sich und wollte das Gemach verlassen.

„Mein Herr," rief Andrea in großer Erregung, „Sie wollen mich verlassen, ohne meine Rechtfertigung gehört zu haben?"

„Deren bedarf es nicht, mein Entschluß steht fest."

Der Graf wollte die Thür öffnen, um sich zu entfernen.

„Wenn Ihnen Ihre Ehre am Herzen liegt, wie Sie sagen, so müssen Sie mich hören, Herr Graf!" rief die Fürstin.

„Wer könnte es wagen, meine Ehre anzutasten?"

„Man hat es gewagt!"

„Wer?" fragte Tabors, rasch zurücktretend.

„Sie wollen kein Geld empfangen haben; und dennoch hat ein gewisser Iwan Petrowsky — Sie erinnern

sich, daß ich diesen Namen bereits nannte — mir unter verschiedenen Drohungen mehr als dreihunderttausend Rubel abgepreßt."

„Was ist das?"

„Hier sind die Drohbriefe!"

Andrea riß einen Secretär auf und holte ein Packet Briefe hervor, das sie dem Grafen überreichte. Dann warf sie sich mit höhnisch triumphirenden Mienen in einen Sessel, um die Wirkung abzuwarten. Tabors durchflog die Papiere. Seine Hände zitterten, jemehr er las.

„Betrug! Betrug!" murmelte er zornig. „Und Sie konnten sich täuschen lassen?"

„Mein Herr, ich habe den Retter meines Großvaters in jener Nacht gesehen, als ich, um auch meinen Theil zu dem guten Werke beizutragen, dem alten General mich verlobte."

„Damals haben Sie mich gesehen!" sagte fest der Graf.

„Und Sie hatten bereits die Narbe an der Stirn, die Sie kennzeichnet."

„Auf diese Narbe bin ich stolz!"

„Ich glaube Ihnen, mein Herr; aber wenn ich dem Manne mit der Narbe, der die einzelnen Umstände der Rettung so genau kannte, Gelder sandte, so ist es wohl erklärlich, wie ich mich täuschen lassen konnte."

„Haben Sie Iwan Petrowsky gesehen?"

„Nicht ich, aber eine vertraute Botin, und diese Botin hat mich versichert, daß Iwan Petrowsky und der Graf Tabors eine und dieselbe Person sind, wenn sie sich auch durch die Toilette unterscheiden."

„Unmöglich!"

„Aus diesem Grunde verweigerte ich Ihnen die fünfhundert Ducaten; aus diesem Grunde wollte ich mich mit Ihnen abfinden, und aus diesem Grunde lud ich Sie zu meinem Balle ein. Sie sehen, daß ich meiner Sache gewiß bin. Wollen Sie mich nun noch zwingen, Ihrem Sohne die Hand zu reichen? Wollen Sie nun noch den verstorbenen Fürsten denunciren, daß er gegen seine Dienstpflicht einen kaiserlichen Staatsgefangenen hat entfliehen lassen? Ich durchschaue ganz Ihren Plan, mein Herr, der übrigens ziemlich gut und vorsichtig angelegt ist: Iwan Petrowsky tritt als der Befreier meines Großvaters auf, damit ich, von der Noth gedrängt, nicht sagen kann, der Graf Tabors ist ein Genosse dessen, den er aus Rache und Habsucht anklagt. Und wer will mir bezeugen, daß der Graf in jener Nacht den Gefangenen begleitete? Meine Eltern und mein Gemahl sind todt, und mein Bruder, ein kaiserlicher Offizier, ist Mitschuldiger, er wird sich durch sein Zeugniß verderben."

Der Graf hatte ruhig zugehört.

„Madame," begann er nach einer Pause, „Sie

entwirren den verhängnißvollen Knoten mit einem bewunderungwürdigen Scharfsinne. Ich will an der Existenz des mystischen Iwan Petrowsky nicht zweifeln; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß ich sicherlich Ihren Ball nicht besucht haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß Iwan meine Maske trägt. Und dann vergessen Sie nicht, daß ich eine andere Gestalt gewählt haben würde, wenn Iwan meine Creatur wäre. Aber Sie haben Recht, meine Ehre ist durch diesen Schurken compromitirt, und Sie werden mir helfen, ihn zu entdecken."

Andrea verließ ihren Platz.

„Herr Graf," sagte sie ernst, „ich habe wohl allen Grund, mißtrauisch zu sein, man hat mich zu arg betrogen, als daß ich Ihnen offen entgegenkommen könnte. Iwan behauptet, der Retter meines Großvaters zu sein, und Sie behaupten es auch. Ich nehme an, daß ich mit zwei verschiedenen Personen zu thun habe — was beweist mir, wer der Rechte ist?"

„Kennen Sie die Botin zur Stelle schaffen?"

„Ja. Sie kennen sie."

„Wer ist sie?"

„Ihre Tänzerin."

„Fräulein von Egeloff?"

„Keine andere."

„Ich bitte, stellen Sie mich der jungen Dame vor."

Das Gesicht des Grafen drückte ein so aufrichtiges Erstaunen aus, daß Andrea sich zu der Aeußerung veranlaßt fühlte:

„Es wird für uns Beide gut sein, mein Herr, wenn wir Licht in der Sache erhalten!"

Sie verließ rasch das Zimmer. Der Zurückgebliebene verschränkte die Arme, schüttelte den Kopf und murmelte vor sich hin:

Diese Wittwe ist eine schlaue Frau; gebe Gott, daß ich nicht zum Aeußersten schreiten muß!

Nach zehn Minuten erschienen Andrea und Melita. Der Graf Tabors trat der Letztern rasch entgegen und fragte:

„Sie wollen mich gesehen haben, mein Fräulein?"

„Ja!" antwortete Melita unbefangen.

„Wo?"

„In dem Hause des Juden."

Sie beschrieb das Haus näher.

„Ich kenne weder den Juden noch sein Haus!" rief Tabors verwundert.

Melita starrte ihn einige Augenblicke an.

„Nein," flüsterte sie, „eine Täuschung ist nicht möglich, Iwan Petrowsky trug zwar andere Kleider, aber er sprach wie Sie, er blickte wie Sie, hatte Ihre Stirn, Ihr Haar, Ihre Züge . . ."

„Und dennoch muß ich Ihnen erklären, daß Sie sich täuschen, mein Kind,“ unterbrach sie mit fester Stimme der Graf.

„Wozu das, mein Herr?“ fragte Melita lächelnd. Sie haben mir anempfohlen, der Fürstin treu zu dienen, dafür zu sorgen, daß keine Andere die Vermittlerin macht.

Melita stockte, denn sie fühlte, daß sie nicht mehr sagen durfte, ohne die stattgehabten Vorgänge in dem Hause des Juden zu verrathen, und außerdem galt sie hier auch für ein Fräulein von Egeloff, während sie Iwan Petrowsky als die Tochter des Juweliers kannte.

„Nun, mein Herr,“ fragte Andrea, „was soll ich davon denken?“

„Daß ein schändlicher Mensch meine Beziehungen zu Ihrem Großvater mißbraucht.“

„Ihr Doppelgänger, Herr Graf.“

„Ich kenne ein Mittel,“ sagte Melita, „das unfehlbare Aufklärung verschafft.“

„Nennen Sie das Mittel.“

„Iwan Petrowsky und Sie, mein Herr, müssen sich an einem bestimmten Orte treffen.“

„Das liegt nahe!“ rief die Fürstin.

„Nur dann, wenn ich beide Herren sehe, gestehe ich ein, daß ich mich getäuscht habe. Für jetzt behaupte

ich, daß ich die Ehre habe, mit Herrn Iwan Petrowsky zu sprechen."

Sie verneigte sich und trat zurück.

Graf Tabors hatte eine Minute sinnend da gestanden.

„Gut," rief er plötzlich aus. „Ich gehe darauf ein."

Dann zog er seine Uhr und fuhr fort:

„Drei Uhr Morgens; der Sonnabend ist angebrochen. Ich werde mich Sonntag Abend sechs Uhr bei Ihnen einstellen; sorgen Sie dafür, daß auch jener Iwan hier ist."

In diesem Augenblicke trat Alexander Zaluski ein, den Andrea gebeten hatte, sich zehn Minuten später in dem Boudoir einzustellen. Der junge Mann blieb bestürzt an der Schwelle stehen, als er den Grafen erblickte.

„Nun, mein Herr," fragte dieser, „wollen Sie mich auch erkennen?"

„Nein, nein, ich erkenne Sie nicht," stammelte Alexander. „Mich täuschte auf den ersten Blick eine frappante Aehnlichkeit ..."

„Mit wem?" fragte rasch die Fürstin.

„Ohne Zweifel mit dem Grafen Tabors," fügte der seltsame Mann rasch hinzu. Und wer sind Sie, mein Herr?"

„Graf Alexander Zaluski!" antwortete der junge Mann, sich vorstellend.

„Gnädige Fürstin, es bleibt bei unserer Verabredung,"

sagte der Graf. Er grüßte und entfernte sich, ohne daß ihn Jemand zurückzuhalten suchte.

Die drei Personen sahen sich betreten an; keine wagte sich laut zu äußern.

„Alexander steht mit Iwan Petrowsky in Verbindung," dachte die Fürstin. „Seine Bestürzung verrieth deutlich, wie unangehm es ihm ist, den Grafen hier zu treffen, den er anfangs für Iwan selbst gehalten."

„Mein Freund," fragte sie flüsternd, „kennen Sie denn den Grafen Tabors nicht?"

„Nein."

„Aber Ihre Ueberraschung, als Sie ihn sahen . . ."

„Kommt daher, daß er mit einer Person Aehnlichkeit hat, die ich in dem Palaste Galitzin nicht gern sehe. Andrea, hüten Sie sich vor diesem Manne. In Ihrem Interesse erlauben Sie mir, daß ich ihn beobachte. Sie müssen vor Iwan Petrowsky völlig sicher gestellt werden."

Der junge Mann verließ hastig das Gemach. Auf dem Corridor, der zu dem Garderobezimmer führte, traf er den Grafen Tabors. Der Gast hatte sich in einen großen Pelz gehüllt und wollte den Palast verlassen.

„Vater," flüsterte Alexander, „was haben Sie mir versprochen?"

Der Graf blieb stehen und betrachtete den, der ihn anredete, mit ärgerlichen Mienen.

„Sind die Menschen toll geworden?“ murmelte er. „Die Fürstin hält mich für Iwan Petrowsky und Sie machen mich zu Ihrem Vater.“

„Verstellen Sie sich nicht, wir sind ohne Zeugen.“

„Vielleicht kommt noch ein Weib, das Rechte an mich zu haben glaubt. Gehen Sie, mein Herr, meine Geduld möchte sonst ihr Ende erreichen. Den Scherz dulde ich länger nicht, und wäre es Ernst ...“

„Um Gotteswillen, Vater, geben Sie Ihr Spiel auf, oder Sie verderben sich selbst und mich.“

„Mein Spiel! Was kümmert Sie mein Spiel? Es ist wahr, Orsini hat die Bank gesprengt ...“

„Ich habe keine Diamanten mehr zu verkaufen. Armer Vater, zügeln Sie Ihre Leidenschaft und kommen Sie zur Besinnung. Die Fürstin hat ja für den Dienst, den Sie ihrer Familie geleistet, hinreichend bezahlt.“

„Mein Herr, Sie sprechen von Diamanten, von Bezahlung — ich bin kein Abenteurer. Hier ist meine Karte — Sie sind ein Ehrloser, ein Feigling, wenn Sie mir nicht Genugthuung mit den Waffen geben. Morgen sende ich Ihnen meinen Cartelträger. Für heute sind wir fertig. Uebrigens noch ein Wort mein Herr: Sie sprachen von einem Dienste, den ich der Familie der Fürstin geleistet.“

„Die Dame ist Ihnen zu hohem Danke verpflichtet, wer wollte das leugnen ...“

„Ich leugne es!“ zischte der vor Aufregung bebende Graf. „Die Fürstin hat Sie in ein wichtiges Geheimniß gezogen — Sie sind der Vertraute dieser Dame — sagen Sie ihr, daß ich sie verderben kann, daß ich sie verderben werde, wenn sie jenen Iwan nicht zur Stelle schafft, mit dem man mich wissentlich oder unwissentlich verwechselt. Auf Wiedersehen, mein Herr — die Degen werden Aufklärung geben, wenn Sie Pistolen nicht vorziehen.“

Tabors eilte die Treppe hinab und verschwand zwischen den Orangerien.

„Was ist das?“ fragte sich bestürzt der junge Mann.

Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter. Als er den Kopf wandte, sah er in das bleiche Gesicht Orsini's.

„Jener Mann,“ flüsterte der Italiener, ist ein gefährlicher Abenteurer, nicht aber Ihr Vater, wie Sie wähnen. Wollen Sie sich nicht zum Genossen eines scheußlichen Verbrechens machen, so benutzen Sie das Duell, ihn zu beseitigen. Iwan Petrowsky hat Sie betrogen, und Graf Tabors ist Iwan Petrowsky. In drei Tagen wird man Vater und Sohn verhaften. Benutzen Sie den Wink, den man Ihnen früher gegeben —

„Sie wissen, daß man mich zur Abreise gemahnt hat?“

„Ich weiß auch, daß Sie der Fürstin zu Liebe geblie-

ben sind. Tödten Sie Ihren Feind im Duell und entfliehen Sie. Folgen Sie meinem Rathe nicht, so theilen Sie Iwan's Geschick, den Sie mit Geld unterstützt haben."

Der Italiener war verschwunden, ehe Alexander eine Frage an ihn richten konnte. Einzelne Gäste erschienen, um ihre Wagen zu besteigen. Als der junge Mann die Fürstin aufsuchte, hatte sie sich mit Melita bereits zurückgezogen. Sobald es am folgenden Tage der Anstand erlaubte, ließ sich Alexander bei der Fürstin melden. Die junge Frau, in einem reizenden Hauskleide, empfing ihn mit dem unbefangenen Lächeln wie immer; sie plauderte von dem Balle und brachte das Gespräch auf den Grafen Tabors, den ihr der General als einen Mann von Ehre geschildert hatte. Alexander theilte ihr die Unterredung mit, die er mit dem seltsamen Grafen gehabt, erwähnte der Mahnung wegen Iwan, und verschwieg auch das Duell nicht, das in Aussicht stand.

„Ich hoffe, mein lieber Freund, sagte die Fürstin, Sie werden dafür sorgen, daß der Graf zu der Unterredung erscheine. Für Iwan Petrowsky werde ich selbst sorgen. Von dem Resultate dieser Zusammenkunft wird es abhängen, ob ich die Ehre des Grafen schonen kann oder ob ich mich den Forderungen Iwan's fügen muß, der mich durchaus zu seiner Schwiegertochter machen will."

„Ist Ihnen der Sohn Iwan's schon vorgestellt?" fragte Alexander.

„Nein; aber nach gewissen Andeutungen kann ich auf seine Person schließen. Man hat mich mit furchtbaren Netzen umgarnt. Werden Sie das Duell annehmen, Alexander?"

„Sobald sich herausstellt, daß der Graf Tabors nicht Iwan ist. Sie begreifen wohl, daß ich mich mit einem Abenteurer nicht schlagen kann, ohne meine Ehre zu verletzen. Ich befinde mich mit Ihnen im gleichen Falle. Darum bitte ich Sie, mir zu gestatten, daß ich in Ihrer Nähe bin, wenn die verhängnißvolle Unterredung stattfindet."

„Sie kommen meinem Wunsche zuvor. Außer Ihnen kennt Niemand mein Familiengeheimniß —"

„Und ich werde es treu bewahren, als ob es mein eigenes wäre. Es ist ja das Geringste, wodurch ich Ihnen meine Dankbarkeit bethätigen kann."

Andrea seufzte tief auf.

„Das Geringste!" flüsterte sie. „Ach, ich wollte, es wäre Alles anders. Sie streben danach, mir ein Vermögen zu erhalten, das, obgleich es mich nicht glücklich macht, so viele Intriguen hervorzurufen hat Ich bin des Lebens recht müde. Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, Alexander, und ich werde den Trost haben, daß

doch ein uneigennütziger Mensch zu mir in Beziehung gestanden und mich meiner selbst wegen geachtet hat."

„Andrea!" rief bewegt der junge Mann.

„Ihre Liebe versagen Sie mir, erhalten Sie mir Ihre Achtung. Können und wollen Sie das?"

Er küßte ihr gerührt beide Hände.

„Ich werde Sie stets als meine Freundin, als meine Schwester lieben! Sie haben kein Geheimniß vor mir — wohlan, ich will Ihnen mein Herz ausschütten, der Freundin, der Schwester. Als Sie mich mit Ihrer Gunst beehrten, war ich der glücklichste Mensch; aber ich wagte mein Auge nicht zu der Sonne zu erheben, die ihr strahlendes Licht in meine bescheidene Existenz warf. Ich wagte nicht, Ihnen mehr zu sein, als ein Diener, dem es vergönnt ist, in Ihrer Nähe zu leben. Ihre Herablassung und Milde zog mich an, aber die Höhe Ihres Standes hielt mich in ehrerbietiger Entfernung. Um mich in der Sphäre zu bewegen, deren strahlendes Gestirn Sie sind, mußte ich einen Aufwand machen, dessen Bestreitung meine Kräfte überstieg. Ich bin arm, Andrea, arm wie ein polnischer Edelmann, dem die Revolution das Vermögen entrissen hat. Ich würde Dienste in der Armee genommen haben, wenn mich meine politischen Grundsätze nicht davon abgehalten hätten. So verkaufte ich nach und nach mein kleines Erbtheil, die

Diamanten unserer Familie. Dies traurige Geschäft führte mich in den Laden des Juweliers Bronner. Ich sah Melita, und das schöne Bürgermädchen ward der Gegenstand meiner ersten, innigsten Liebe. Die Tochter des Juweliers paßt für einen armen Edelmann ohne Gegenwart und Zukunft — die Blicke zu einer Fürstin zu erheben ist eine Thorheit, die sich selbst bestraft. So bildete sich in meinem Herzen die Hochachtung vor Ihnen, der Fürstin, und die Liebe zu Melita aus. Als Sie mir einen Blick in Ihr großes, herrliches Gemüth gestatteten, als Sie mich eine Zukunft ahnen ließen, die außer dem Bereiche meiner kühnsten Träume lag, war das Schicksal meines Herzens bereits entschieden. Melita kannte meine Liebe noch nicht, sie sollte sie auch nicht kennen lernen, denn ich glaubte Ihnen das Opfer schuldig zu sein, mich aus Moskau zu entfernen. Mein Entschluß ward durch eine Familienangelegenheit festgestellt, die mich nach Warschau rief. Da machten Sie mich zum Mitwisser Ihres Geheimnisses — Sie waren ohne männlichen Schutz, wenn sie sich nicht noch einer dritten Person anvertrauen sollten, und ich blieb, um Ihnen zu dienen. Andrea, jetzt kennen Sie mein Geheimniß — vielleicht werde ich in einigen Tagen hinzufügen können, daß ich Ihre Ruhe und Sicherheit mit den Waffen in der Hand vertheidigt habe!"

„Melita! Melita!“ flüsterte die Fürstin. „Ich habe es gedacht!“

„Fürstin, Andrea, darf ich auf Ihre Freundschaft zählen?“

„Ohne Zweifel, mein lieber Freund. Es ist mir lieb, daß sich Ihre Neigung der reizenden Melita zugewendet, die nicht minder mein Vertrauen besitzt, als Sie. Nehmen Sie meinen Dank für das Opfer, das Sie mir gebracht oder bringen wollten, als Sie sich zur Abreise und dann wieder zum Bleiben entschlossen. Melita verdient das Glück der Liebe, die sie einzuflößen fähig ist. Sie werden einen Juwel, einen kostbaren Diamant besitzen — Ich statte Ihnen meinen innigsten Glückwunsch ab.“

Sie hatte diese Worte mit Ruhe und Theilnahme gesprochen; aber es fiel ihr schwer, einen Groll zu unterdrücken, der sich in ihren Blicken aussprach.

„Haben Sie sich Melita erklärt?“ fuhr sie fort.

„Ja.“

„Wann?“

„Auf dem Balle.“

„Das liebe Kind — es hat mir keine Silbe davon gesagt.“

„Verzeihen Sie ihr, die Situation ist ihr so neu, daß die schüchterne Jungfrau . . .“

„Sind Sie erhört, Graf?“ fragte Andrea rasch, im Tone der vornehmen Dame.

„Ich glaube Melita's Benehmen zu meinen Gunsten deuten zu dürfen.“

„Zählen Sie auf meinen Einfluß bei dem alten Goldschmied, wenn sich Hindernisse erheben sollten. Sie machen meine Sache zu der Ihrigen — ich werde mich dankbar zeigen. Begleiten Sie mich diesen Abend in das Theater.“

„Ich stehe meiner Fürstin zu Diensten.“

Abends befanden sich beide in der Loge. Auch der Oberst Kasinov erschien wieder. Das Gespräch drehete sich um die Ballnacht. Da machte Andrea auf den Grafen Tabors aufmerksam, der sich in seiner Loge befand, er war wie immer schwarz gekleidet und sah ruhig nach der Bühne, ohne sich um seine Nachbarn zu kümmern.

„Ihr Freund hat Unglück gehabt,“ flüsterte die Fürstin dem Obersten zu.

„Es ist nicht das erste Mal, meine Gnädige, der seltsame Mensch ist an solche Schicksalsschläge gewöhnt. Morgen wird er wieder bei Kasse sein.“

„Wer war der bleiche Gast, der die Bank sprengte?“

„Ich vermuthe, ein Freund des Grafen.“

„Ah, ein Freund. So hat der Verlust Nichts zu bedeuten.“

„Die Freundschaft datirt aus Paris, wo der Graf einige Zeit gelebt hat.“

„Alexander hatte erstaunt diese Auskunft gehört. Der bleiche Mann hatte ihn vor dem Grafen gewarnt und ihm sogar anempfohlen, seinen Gegner im Duell zu tödten. Widersprüche häuften sich auf Widersprüche und die Verwickelung der Verhältnisse ward immer größer. Als der junge Mann seine Wohnung betrat, war er so traurig, daß er ausrief:

„Vater, Du hinterlässest Deinem Sohne ein schreckliches Erbe!“

Der Graf Tabors wohnte in einem Hause, das unfern von der kaiserlichen Oper lag. Er war wie ein alter Junggeselle eingerichtet und ließ sich von einem Polen bedienen, den er vor Jahren aus Warschau mitgebracht hatte. Der alte Spieler saß neben dem Kamine und frühstückte, als der Bediente Signor Orsini anmeldete.

„Ich dachte es mir!“ murmelte er.

Dann gab er Befehl, den Besuch eintreten zu lassen.

Orsini, in einen großen Pelz gehüllt, erschien. Der Italiener sah erschrecklich bleich aus, ihn schien ein Fieberfrost zu schütteln. Mit der Miene der Ueberlegenheit grüßte er und nahm, ohne die Aufforderung abzuwarten, Platz in einem Sessel neben dem Kamine.

Der Graf unterbrach sein Frühstück nicht; er trank die heiße Chocolate und aß Biscuit dazu. Der Besuch machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Orsini fixirte mit scharfen Blicken den Grafen. Der Gleichmuth desselben mochte ihn beruhigen.

„Mich führt eine wichtige Angelegenheit zu Ihnen," begann er.

„Ich werde hören!" murmelte Tabors.

„Sie sehen, daß ich krank bin."

„Ohne Widerrede; pflegen Sie sich, lassen Sie Aerzte kommen, Sie besitzen ja die Mittel dazu. Ich bin kein Arzt, ich kann Ihnen nicht helfen."

„Das nordische Klima untergräbt meine Gesundheit — ich werde mich wieder dem Süden zuwenden."

„Sie haben Recht!" murmelte der Graf, der mit großem Appetite seine Tasse leerte.

„Ich werde also Rußland verlassen."

„Glückliche Reise!" rief Tabors, der sich eine Cigarre anzündete.

„Bevor ich jedoch reise, muß ich mit Ihnen Abrechnung halten, Herr Graf."

„Ah, das ist der Zweck Ihres Besuchs! Und ich dachte, diese Abrechnung wäre auf dem Balle der Fürstin Galitzin geschehen, dem Sie ohne Einladung beigewohnt haben. Was bleibt uns noch abzurechnen?"

„Ohne Einladung!“ Zunächst werde ich diesen Irrthum berichtigen. Ich bin nicht eingeladen, aber eingeführt.“

„Durch wen?“

„Durch die Tochter des Goldschmieds Jakob Bronner.“

Der Graf sah überrascht auf.

„Jakob Bronner, sagen Sie?“

„Melita ist ein reizendes Kind.“

„Melita! Melita! Sie wäre in Moskau?“ fragte Tabors. „Und Sie haben sie gesprochen?“

„Nein, nur gesehen. Doch, dies gehört nicht zur Sache. Verlassen Sie sich darauf, daß ich unter dem Namen Iwan Petrowsky den Ball und den Spielsaal besucht habe.“

„Iwan Petrowsky! Ah, nun erkläre ich mir das Benehmen der Fürstin. Gut; jetzt zur Abrechnung. Vergessen Sie aber nicht, daß all mein Geld in Ihre Hände übergegangen ist, daß ich diesen Morgen ein armer Mann bin.“

„Die Gegenwart kann nicht in Betracht kommen, mein lieber Graf; fassen wir die Vergangenheit und die Zukunft in's Auge. Wir verbanden uns in Paris zu einem Spielgeschäfte, das wir in Rußland betreiben wollten. Sie eröffneten mir die Aussicht auf einen glänzenden Gewinn; es ist anders geworden, denn Sie

schlossen mich von den Hauptgeschäften aus, und zwar unter dem Vorwande, ich könne füglich die hohen aristokratischen Cirkel nicht besuchen, da mir der Adelsrang fehle. Dies hätte sich vermitteln lassen, aber Sie verschmäheten es."

„Einfach deshalb, weil ich zu einem Betruge meine Hand nicht reichen wollte, der früher oder später an den Tag gekommen wäre. Hätte ich die Ueberzeugung gehabt, daß Sie nicht mit falschen Karten spielten . . ."

„Ah, das ist es!" unterbrach ihn lächelnd der Italiener.

„Und dies ist hinreichend, um mich der Gefahr auszusetzen, für ewige Zeiten gebrandmarkt zu werden. Ein ehrlicher Spieler hat nichts zu fürchten, als den Verlust seines Geldes. Sie sprengten auf dem Feste meine Bank — dagegen kann ich nicht eifern; aber Sie haben später ein so unerhörtes Glück gehabt, daß Sie ohne Zweifel Ihre eigenen Karten gebraucht haben. Denken Sie sich die Scene, wenn ein scharfes Auge Ihre List entdeckt hätte. Ich gestehe, daß mich Ihr Erscheinen erzittern gemacht. Doch die Nacht ist ruhig verflossen, Sie sind ein reicher Mann und nun trennen wir uns. Das Klima ist Ihnen zur Last — gehen Sie nach Frankreich zurück, dort finden Sie den Boden, auf dem Sie gedeihen können."

Orsini hatte einige Augenblicke ironisch lächelnd auf den Boden gesehen.

„Sie schütteln mich ab wie einen lästigen Bedienten,“ sagte er dann. „Als Sie in Paris ohne Geld waren, hielten Sie mich für Ihren besten Freund.“

„Es war dies ein Irrthum, den ich erst jetzt eingesehen. Sie wissen, daß ich in diesem Augenblicke wiederum ohne Geld bin; aber ich bleibe arm, und bediene mich Ihrer Hülfe nicht.“

„Herr Graf,“ sagte der Italiener streng, „Sie haben ein Unternehmen eingeleitet, dessen Früchte Sie in der nächsten Zeit erndten. Wir sind Compagnons, und darum werden Sie mit mir theilen. Gestehen Sie nur, daß die sichere Aussicht auf die Erndte Ihre Sorgen verscheucht und daß Sie sich meiner vor Eintritt derselben entledigen wollen. Meine falschen Karten, die ich durchaus nicht in Abrede stelle, sind nur ein Vorwand zur Erreichung des Zweckes. Der Bruch zwischen uns ist absichtlich herbeigeführt. Aber, mein Herr, ich lasse mich nicht ohne Weiteres abspeisen. Wir rechnen ab. Sie waren ein Todfeind des verstorbenen Generals Galitzin —“

„Diese Feindschaft gehört nicht zur Sache!“ rief Tabors.

„Verzeihung, ich werde Ihnen das Gegentheil darthun. Sie haben aus Feindschaft ein Opfer des Generals dem Kerker entrissen. Jener alte Herr von Bejut=

scheff, der in Paris starb, war dieses Opfer. Das Verhältniß zwischen dem General und dem Herrn von Bejutscheff muß ein seltsames gewesen sein. Ich habe mir erlaubt, es folgendermaßen zu deuten: Herr von Bejutscheff hatte, da seine Ehe kinderlos war, eine reizende Leibeigene als Tochter angenommen, und diese Leibeigene hieß Katharina. Galitzin, der ihre Abstammung nicht kannte, faßte eine heftige Leidenschaft zu der Schönen, die er für die leibliche Tochter des Edelmanns hielt. Katharina aber liebte den damals sehr hübschen Offizier von Egeloff und heirathete ihn mit Bewilligung ihres Adoptivvaters. Der Fürst Galitzin mag wohl sehr unglücklich gewesen sein, als er die Heißgeliebte auf ewig verlor. Der gute Fürst begrub sich in seinem Schmerz, und rächte sich, wie Sie wissen, an Katharina's Vater, dem er die Schuld an dem herben Verluste zuschrieb. Und er hatte auch Recht: Herr von Egeloff hatte durch Zufall erfahren, daß Katharina eine Leibeigene, vielleicht ein gestohlenes oder verkauftes Kind war; hätte man sie ihm nicht zur Frau gegeben, so würde er das arme Kind durch Veröffentlichung dieses Geheimnisses ruinirt haben. Und wie gräßlich wäre das für die arme Katharina gewesen, die wie eine vornehme Dame erzogen worden war. Durch die Verheirathung blieb die Sache Geheimniß, und Egeloff liebte und schätzte sein schönes, geistreiches Weib,

das ihm eine Tochter, Andrea, gebar, die jetzt verwittwete Fürstin. Die anscheinend glückliche Ehe brachte den General zur Raserei, denn er konnte Katharina nicht vergessen. Jahre vergingen. Er suchte seinen Schmerz in dem Umgange mit anderen Frauen zu ersticken — umsonst, keine gefiel ihm wie Katharina. Er unterhielt eine Liaison mit einer armen Polin, einem Fräulein von Zaluski, die sehr schön gewesen sein soll; diese gebar ihm eine Tochter, die er Melita nannte, aber er heirathete die Polin nicht, die er nach Wien geschafft hatte. Marie, so hieß die Mutter Melita's, ertrug den Schmerz getäuschter Hoffnung und die Schande nicht, sie übergab unter einem Vorwande ihre Tochter und ein kleines Vermögen dem armen Goldschmied Bronner und stürzte sich in die Fluthen der Donau. Man sagt, sie habe sich in einem Anfalle von Schwermuth das Leben genommen. Bronner erzog Melita wie sein eigenes Kind und gründete mit ihrem Vermögen das Geschäft. Später siedelte er nach Moskau über, wahrscheinlich um hier im Interesse seiner Pflegetochter zu wirken. Nun aber giebt es noch einen Bruder von Melita's Mutter, einen abenteuernden Polen, der mit Ihnen, Herr Graf, eine wunderbare Aehnlichkeit hat. Diese Aehnlichkeit veranlaßte mich, ihn anzureden, und so lernte ich Iwan Petrowsky kennen, unter welchem Namen sich der Graf Zaluski in

Moskau aufhält. Er behauptet, der Tochter seiner Schwester gebühre das Vermögen des Generals; dieser aber habe sich mit der Tochter Katharina's, seiner ersten Geliebten, verheirathet, um ihr den enormen Reichthum zu sichern. Iwan weiß um die Entführung des alten Bejutscheff aus dem Staatsgefängnisse, und er benutzt diesen Umstand, um von der Fürstin Geld zu erpressen, da ihm ein rechtliches Mittel nicht zu Gebote steht."

„Orsini, Sie sind ein Elender!" rief Graf Tabors auffahrend. Sie haben jenem Iwan das Geheimniß verrathen, das ich Ihnen in einer schwachen Stunde mitgetheilt, um Ihr Interesse für den kranken Bejutscheff zu wecken. Ich war nicht schlecht genug, um Ihren Rathschlägen in Bezug auf die Fürstin Gehör zu schenken — nun haben Sie mit jenem Petrowsky gemeinschaftliche Sache gemacht, ohne daß ich darum weiß."

„So ist es!" sagte ruhig lächelnd der Italiener. „Ein Narr, der nicht alle Vortheile benutzt, die sich ihm bieten. Im Spiele haben Sie mich treulos verlassen — ich mußte also auf andere Erwerbsquellen sinnen, wenn ich nicht als Bettler nach Paris zurückkehren wollte. Sehen Sie mich an — ich kann vielleicht später nicht mehr verdienen. Was soll aus mir werden?"

Der Graf stand auf; seine Augen glüheten, als er antwortete:

„Sie werden in das Gefängniß wandern, das der alte Bejutscheff verlassen hat! Ohne meine Bürgschaft erhalten Sie keinen Reisepaß . . ."

„Ereifern Sie sich nicht, Herr Graf!" sagte Orsini ruhig. „Sie werden mich weder in das Gefängniß bringen, noch mir die Bürgschaft versagen, wenn ich ihrer bedarf."

„Rechnen Sie ferner nicht mehr auf meine Hülfe..."

„Ich rechne ganz gewiß darauf."

Tabors ging hastig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor dem Italiener stehen.

„Signor, Geld besitzen Sie?"

„Ein wenig."

„Ich verschaffe Ihnen einen Paß."

„Das wußte ich."

„Aber nur unter einer Bedingung."

„Nennen Sie die Bedingung."

„Daß Sie morgen abreisen."

„Ah, kommt die Furcht?" lachte Orsini. „Ich werde reisen, wenn Sie erfüllen, was ich fordere."

„Was fordern Sie?"

„Die Papiere des alten Bejutscheff, die sich in Ihren Händen befinden."

„Die Papiere meines verstorbenen Freundes sind mir heilig. Ich übergebe sie nur seiner Enkelin, der Fürstin Galitzin, wie ich ihm versprochen habe."

„Herr Graf," sagte der Italiener nach einer Pause, „die Uebergabe der Papiere oder vielmehr der Verkauf derselben wird Ihnen zu einem einträglichen Geschäfte — Sie wollen es allein machen, aber das dulde ich nicht. Ich bin als Ihr Compagnon nach Moskau mit Ihnen gekommen, folglich müssen Sie mit mir theilen, und dies ist die Abrechnung, die mich zu Ihnen führt. Die Fürstin wird eine große Summe zahlen, die mir zur Hälfte gebührt, denn ich habe für den alten Bejutscheff eben so gut gesorgt, als Sie. Mehr noch: was wäre aus Ihnen, dem Hilflosen geworden, wenn Sie mich in Paris nicht gefunden hätten?"

„Signor Orsini," rief der Graf mit unterdrücktem Zorne, „halten Sie mich für fähig, einen solchen Handel mit den mir anvertrauten Papieren zu treiben? Ich bin ein Edelmann!"

„Daran zweifle ich nicht. So beweisen Sie Ihre Uneigennützigkeit, Herr Graf!"

„Wie?"

„Sie überlassen mir die Papiere; ich versichere, daß sie in die Hände der Fürstin gelangen. Der Graf Tabors bleibt der Angelegenheit fern, Iwan Petrowsky allein wird für den Mann gelten ..."

Jetzt vermochte Tabors nicht, sich länger zu halten.

„Ich durchschaue ganz Ihre Absicht!" rief er zitternd.

Signor, schon ist der in meinen Augen ein Schurke, der eine Prellerei duldet, wenn er sie verhindern kann. Da ich sie verhindern kann, werde ich sie verhindern. Sie wissen, daß ich mein Wort halte. Ich kann nicht mehr für Sie thun, als Ihnen einen Paß verschaffen. Reisen Sie, reisen Sie noch heute!"

„Nein, ich werde bleiben!" antwortete Orsini ruhig und fest, indem er aufstand. Wir werden andere Mittel anzuwenden wissen, um die Fürstin zu veranlassen, dem armen Zaluski das zu zahlen, was der Tochter seiner unglücklichen Schwester gebührt. Die Bürgschaft, deren ich zur Erlangung eines Reisepasses bedarf, wird mir zu seiner Zeit die Fürstin Galitzin gewähren."

Der Italiener entfernte sich, ohne zu grüßen.

„Geh, geh, mein Freund," murmelte der Graf; „ich fürchte Dich nicht, denn wir sind nicht mehr in Frankreich, sondern in Rußland."

Er rief seinen Diener, kleidete sich an und verließ das Haus.

Andrea hatte nicht nur längst eine Katastrophe befürchtet, sondern auch dazu beigetragen, daß sie bald herbeigeführt würde. Von der Mutter hatte sie das Geheimniß ihrer Abstammung erfahren, und um sich endlich ganz sicher zu stellen, um ihren habsüchtigen Feind

zu beseitigen, hatte sie bereits mehre Mittel ergriffen, wozu die Liaision mit Alexander von Zaluski gehörte. Auch daß ihr verstorbener Gemahl eine Zaluski geliebt hatte, wußte sie aus Briefen, die sich unter den Papieren des Verstorbenen vorgefunden. Der Ring, den sie an Melita's Finger erblickt, war derselbe, von dem der Verstorbene so oft gesprochen und eine Zeichnung hinterlassen hatte; Andrea sollte ihn ehrend anerkennen und dem, der ihn bringen würde, wenn er sich als ein Zaluski legitimirte, ein reiches Gut in der Krimm abtreten. Den jungen Alexander Zaluski lernte sie in Moskau kennen, und schon sein Name war ihr Grund genug, ihn an sich zu fesseln. Auf dem Sterbebette hatte ihr seliger Gemahl von einer Schenkungs-Acte gesprochen, die sich in den Händen Maria Zaluski's befand, von deren Schicksale er Nichts wieder erfahren habe. Alle diese Andeutungen beunruhigten die Fürstin, die auch nicht ein Stück von ihrem Reichthume hergeben wollte; sie machte ein glänzendes Haus, zeigte sich freigebig, um zu glänzen, und empfing die Huldigung vornehmer Bewerber — aber es war eine Eigenheit ihres Charakters, daß sie sich sträubte, ihren Reichthum zu zersplittern. Sie war der Meinung, sie habe ihn durch zu große Opfer erkauft, als daß sie sich seiner entäußern sollte. Ihre Neigung zu dem jungen Alexander von Zaluski war nur eine affektirte; sie dachte

nicht daran, dem polnischen Edelmanne ihre Hand zu reichen, aber sie wollte ihn zu ihrem Werkzeuge gegen den unverschämten Iwan machen, von dem sie vermuthete, daß er mit den Zaluski's in Verbindung stehe. Wir erinnern an das Gespräch, das zwischen ihr und Alexander stattfand, nachdem sich beide in dem Laden des Juweliers getroffen. Jetzt kannte sie die Liebe des jungen Mannes zu Melita und auch diese suchte sie zu ihrem Vortheile zu verwenden. Die Tochter Bronner's, an deren Finger sie den Ring gesehen, war ihr nun eine wichtige Person geworden. Sie glaubte, der Ring sei ein Geschenk Alexanders.

Um dieselbe Zeit, als Orsini sich bei dem Grafen Tabors befand, trat Alexander in das Zimmer Iwan Petrowsky's.

„Vater," sagte er, „Sie haben mir versprochen, gegen die Fürstin Nichts zu unternehmen . . ."

„Ich habe mein Versprechen gehalten," sagte ernst der Alte.

„Sie waren zu dem Feste in dem Palaste."

„Ich war dort?" fragte Iwan, dessen Augen glüheten.

„Sie verleugneten sich, als ich Sie anredete."

„Mein Sohn, Dir hat geträumt. Ich habe weder den Palast betreten, noch habe ich Dich gesprochen, außer in meinem Zimmer."

„Sie sind unter dem Namen Graf Tabors dort gewesen.“

„Ah, mein Freund, der Graf Tabors ist eine ganz andere Person; aber er soll eine frappante Aehnlichkeit mit mir haben.“

Alexander stutzte.

„Lassen wir das,“ sagte mißmuthig der Alte. „Wie weit bist Du mit der Fürstin?“ fragte er nach einer Pause. Die Sache drängt zur Entscheidung . . .“

„Vater, Sie verfolgen Pläne, die uns gefährlich werden können.“

„Heute eröffne ich der Fürstin, daß Du der Sohn Iwan Petrowsky's bist. Ich hoffe, sie wird sich zu Deinen Gunsten entscheiden, wenn sie bisher noch schwankend gewesen ist. Durch Deine Verbindung mit ihr wird das Verbrechen gesühnt, das der General an meiner Schwester begangen.“

„Vater,“ sagte ernst der junge Mann, „ich glaube zwar, daß die Fürstin mir zugethan ist, aber ich kann ihr meine Hand nicht reichen.“

„Warum?“

„Weil ich sie von jeher nicht lieben konnte. Ihre Ermuthigungen, die sie mir oft aussprach, waren eine Folge der Drohungen von Ihrer Seite. Andrea ist eine kluge Frau, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn

ich annehme, daß sie meine Mitwirkung in der Sache argwöhnt. Ihre Freundlichkeit gegen mich halte ich für Verstellung. Und wäre sie ernst . . .“

„Alexander, zerstöre den Plan nicht, den ich klüglich angelegt und mühsam verfolgt habe. Du liebst ein anderes Mädchen?“

„Ja, mein Vater!“ antwortete Alexander offen. „Sie ist bürgerlicher Herkunft, aber ein Engel in jeder Beziehung. Ich würde Melita's Lebensglück zerstören, wenn ich die Hoffnungen, die sie auf mich gesetzt, täuschte.“

„Melita? Melita?“ fragte Iwan in großer Spannung.

„Melita Bronner.“

„Die Tochter des Goldschmieds?“

„Ja, dieselbe, welche Ihnen die Briefe und Gelder der Fürstin überbrachte.“

Diese Erklärung wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den Alten.

„Du liebst Melita, und sie liebt Dich wieder?“ fragte er gedehnt.

„Ja, mein Vater. Wollte ich das arme Kind betrügen, würde ich mich desselben Vergehens schuldig machen, das den General Galitzin in Ihren Augen so herabsetzt. Geben Sie den Plan mit der koketten Fürstin auf, sie ist nicht die Frau nach meinem Herzen. Und nun, Vater, treten Sie Ihre Reise nach Warschau an, denn wenn

mich nicht Alles täuscht, wird Andrea einen Schlag gegen Sie ausführen, um sich Iwan Petrowsky's für immer zu entledigen; sie darf nie erfahren, daß Alexander Zaluski Ihr Sohn ist."

„Genug, genug; ich werde reisen, nachdem ich Deine Angelegenheiten geordnet habe. Du bist arm, darum muß ich Dir ein Vermögen sichern."

Nachdem Alexander den Vater beschworen, seine Agitationen gegen die Fürstin einzustellen, wollte er sich entfernen.

„Mein Sohn," sagte der Alte, wenn Andrea erfährt, daß Du Melita Bronner liebst und sie als Gattin heimzuführen gedenkst, wird sie Deine ärgste Feindin sein. Doch, fürchte Nichts, ich vertheidige Dich, und noch heute werde ich bei dem Juwelier um Melita's Hand für Dich werben; daß er sie Dir nicht abschlägt, dafür stehe ich. Um fünf Uhr diesen Nachmittag triffst Du mich in dem Laden des Juweliers."

Der junge Mann ging. Iwan begann sich anzukleiden. Als er seine Toilette vollendet hatte, sah er dem Grafen Tabors täuschend ähnlich. Er war einfach, schwarz gekleidet. In dem Knopfloche fehlte auch das Ordensbändchen nicht, das der Graf zu tragen pflegte. Nachdem er noch einen Blick in den Spiegel geworfen und seine Toilette mit der Sorgfalt eines alten Mili-

tairs geprüft hatte, warf er einen alten Pelz um und bedeckte das graue Haupt mit einer Mütze. Schon gerüstet zum Ausgehen, hörte er ein Klopfen an der Thür. Er öffnete — der bleiche Italiener trat ein.

„Ah, Signor, ich wollte zu Ihnen!“ sagte Iwán.

„Demnach komme ich gelegen,“ antwortete Orsini, der sorgfältig die Thür hinter sich schloß.

„Sind Sie bei Tabors gewesen?“

„Ich komme so eben von ihm.“

Orsini warf sich erschöpft auf einen Stuhl; er war bei dem rauhen Wetter zu Fuß durch die Straßen der Stadt gekommen.

„Nun,“ fragte Iwan, „was ist das Resultat Ihres Besuchs?“

„Ich zweifle daran, daß Tabors in dem Besitze von Papieren ist, die uns nützlich werden können. Lassen wir den Plan und greifen wir mit den Waffen an, die wir bereits in Händen haben. Wir werden das Ziel auch ohne jene Papiere erreichen, die Sie bei dem Grafen vermutheten. Sie sind Tabors und werden als solcher auftreten. Ich bestätige Ihre Identität und bezeuge, daß ich Sie mit dem flüchtigen Bejutscheff in Paris getroffen habe. Die Fürstin muß den Befreier ihres Großvaters fürstlich belohnen.“

Auch Iwan hatte sich nachlässig auf einen Stuhl

geworfen, nachdem er einige Minuten still überlegend auf- und abgegangen war.

„Signor,“ begann er, „die Situation hat sich völlig geändert.“

„Wie, zu unserm Vortheile?“

„Vielleicht zu dem meinigen.“

„Lassen Sie hören!“ sagte neugierig der Italiener.

„Der Zufall, Signor, führte uns seltsam zusammen. Sie wollten von mir, ich wollte von Ihnen Vortheil ziehen. Wir haben uns demnach keine Vorwürfe zu machen, wenn unser Beider Plan fehlschlägt. Ich bedarf Ihrer, Sie bedürfen meiner nicht mehr. Den Grafen Tabors, der das Verdienst hat, einen Unschuldigen aus dem Kerker zu befreien, will ich nicht um den Lohn seiner That betrügen, wenn er anders einen solchen Lohn beansprucht und zu erwarten hat. Ich verhehle nicht, daß ich, gedrängt von Umständen, meine Aehnlichkeit mit ihm benutzen wollte; dessen bedarf es jedoch nicht, und ich fühle mich glücklich, dieser Unannehmlichkeit überhoben zu sein.“

„Demnach wollen Sie mit wir brechen?“ fragte höhnend lächelnd der Italiener.

„Ja, Signor.“

„Gut, ich bin's zufrieden.“

„Betrachten Sie mich deshalb nicht als Ihren Feind; ich werde Ihnen dankbar sein.“

„Sie fürchten, daß ich rede?“

„Nein, Signor Orsini; wenn Sie Ihr Schweigen brechen, schaden Sie nicht mir, sondern dem Grafen Tabors und der Fürstin Galitzin.“

„Das ist erklärlich, mein Herr. Den Behörden wird meine Notiz sehr willkommen sein und zu einer Untersuchung Anlaß geben, welche der Krone ein großes Vermögen zuwendet. Nicht wahr, das begreifen Sie?“

„Vollkommen! Vollkommen!“ rief Iwan, dem jetzt erst einleuchtete, daß er es noch immer mit einem gefährlichen Menschen zu thun hatte. Er erinnerte sich, daß, im Fall das Vermögen der Fürstin confiscirt würde, die Tochter seiner Schwester keine Hoffnung hatte, je Etwas zu erlangen. Andrea's Vermögen war ja auch das Melita's.“

Der Italiener wartete ruhig auf die Wirkung seiner Worte.

„Nun?“ fragte er, als Iwan immer noch schwieg.

„Sie haben Recht, Signor!“ denunciren können Sie; aber besitzen Sie auch Beweise? Wenn nun Graf Tabors Ihre Bekanntschaft leugnet? Ich rathe Ihnen, Sie finden sich mit der Fürstin ab.“

„Meinen Sie?“

„Die gute Dame wird Ihr Schweigen mit großen Summen erkaufen.“

„Und ich bedarf des Geldes.“

„Wie ich!“ rief Iwan. „Gehen wir zu der Fürstin. Ich begleite Sie noch einmal als Graf Tabors.“

„Gut, wir theilen den Gewinn!“ sagte der Italiener, dessen Augen vor Begierde glüheten. Ist das Geschäft geordnet, reisen wir nach Paris zurück. Sie mögen sich in dem Vaterlande des erworbenen Reichthums freuen.“

„Also zum letzten Male bin ich Graf Tabors.“

„Zum letzten Male!“

Beide verließen das Zimmer und das Haus. Sie bestiegen einen Fiaker und fuhren nach dem Palaste Galitzin, den sie nach einer halben Stunde erreichten. Bald standen sie in dem Vorzimmer der Fürstin. Iwan hatte seinen Pelz abgelegt; Orsini behielt den seinigen, er schützte Krankheit vor. Ein Diener meldete den Grafen Tabors an. Die Fürstin säumte nicht, den Besuch zu empfangen. Bei dem Eintritte des bleichen Spielers, den ihr der Graf als gefährlich bezeichnet, war sie mehr als überrascht. Der Leser erinnert sich wohl der Unterredung, die der echte Graf Tabors in der Ballnacht mit ihr gehabt. Andrea glaubte, sich auf einen neuen Angriff gefaßt machen zu müssen.

„Herr Graf," wandte sie sich an Iwan, „ich hätte gerne eine Unterredung mit Ihnen allein gehabt."

„Sie haben zu bestimmen, gnädige Fürstin. Mein Freund, Signor Orsini, wird es sich wohl gefallen lassen, daß ich mich einige Minuten von ihm trenne."

Der Italiener verneigte sich als Zeichen der Zustimmung. Andrea bat ihn, ein Seitengemach zu betreten; es befänden sich Bücher zur Unterhaltung darin, fügte sie artig hinzu. Dann öffnete sie selbst dem Gaste die Thür, der arglos eintrat. Kaum war er verschwunden, als Iwan flüsterte:

„Hat dieses Gemach einen zweiten Ausgang?"

„Nein. Warum?" fragte verwundert die Fürstin.

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihren Feind einsperre, um ihn unschädlich zu machen."

Iwan verschloß rasch und geräuschlos die Thür und überreichte den Schlüssel der Fürstin.

„Danken Sie dem Zufalle," flüsterte er dabei, „denn er leistet Ihnen einen großen Dienst. Ihr treuester und eifrigster Freund hätte Ihnen nicht nützlicher sein können."

„Wozu darf ich Sie zählen, Herr Graf?" fragte Andrea.

„Wenn Sie wollen, zu Ihren Freunden."

Iwan theilte nun unumwunden den Plan des Italieners mit, den wir bereits kennen.

„Der Abenteurer ist in Ihrer Gewalt," schloß er, „sorgen Sie dafür, daß er unschädlich bleibe. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie sehr Sie ihn zu fürchten haben."

Andrea's Erstaunen läßt sich denken.

„Was rathen Sie mir, Herr Graf?" fragte sie flüsternd.

„Ihnen einen guten Rath zu ertheilen, wird nicht schwer sein. Sie arrangiren Ihre Angelegenheiten vollkommen und halten den Italiener so lange als Ihren Gefangenen. Auf diese Weise verpflichten Sie sich dem Grafen Tabors, der offenbar Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit hat."

Die Fürstin, die immer noch den echten Grafen vor sich zu haben glaubte, erklärte sich die völlige Umwandlung desselben dadurch, daß sie annahm, er verbinde sich mit ihr, um den lästigen Italiener abzuschütteln.

„Und was beginne ich mit dem Manne," fragte sie, „wenn Alles geordnet ist?"

„Vielleicht", antwortete Iwan, „übernehme ich ihn."

„Sie, Herr Graf?"

„Ja, ich!"

„Sie sagen „vielleicht" . . ."

„Da es von Ihnen abhängen wird, verehrte Fürstin."

„Erklären Sie sich näher, Herr Graf."

„In diesem Augenblicke ist es mir nicht möglich; ich bin gekommen, um diesen Italiener bei Ihnen in Sicherheit zu bringen und Ihnen eine strenge Ueberwachung desselben anzuempfehlen. Sprechen Sie nicht mit ihm und lassen Sie ihn auch nicht entspringen. Morgen sehen Sie mich wieder. Wann wollen Sie mich empfangen?"

„Um sechs Uhr Abends."

„Ich werde nicht fehlen."

Iwan entfernte sich.

„War dies nun der Graf Petrowsky?" fragte sich Andrea. Die morgen stattfindende Zusammenkunft wird es entscheiden. Wie sie auch ausfallen möge — den Italiener werde ich bis dahin festhalten lassen."

Sie rief ihren Haushofmeister, einen echten Russen, der ihr mit Leib und Seele untergeben war und mit sklavischen Gehorsam jeden Befehl ausführte, ohne sich zu wundern und nach dem Grunde zu fragen.

„Paul, dort in jenem Zimmer, befindet sich ein Mann, den Du vorläufig als einen Gefangenen betrachten sollst. Bringe ihn in ein Domestikenzimmer, versieh ihn mit Speise und Trank und laß ihn streng bewachen, bis Du neue Befehle von mir erhältst."

Paul verneigte sich bis zur Erde und versprach Gehorsam. Eine Viertelstunde später treffen wir ihn bei Signor Orsini, der, in seinen Pelz gehüllt, auf einer

Ottomane lag. Der Italiener war der russischen Sprache mächtig.

„Folgen Sie mir, Herr!" sagte Paul ernst und kalt.

„Wohin?" fragte Orsini, den der bärtige Russe ein wenig erschreckte.

„In ein anderes Zimmer."

„Zu der Fürstin?"

„Meine Herrin hat mir befohlen, Sie dorthin zu führen; mehr weiß ich nicht."

„Man trat in den Empfangsaal. Orsini sah sich vergebens nach Iwan und der Fürstin um. Ein banges Gefühl beschlich ihn, als der Russe ihn über einen langen Corridor führte und endlich in ein bescheidenes Gemach treten ließ, das durchaus nicht zu einer Unterredung mit der Fürstin geeignet war.

„Mein Freund," sagte er, „da ich heute nicht lange warten kann, werde ich morgen wiederkommen."

„Sie werden bleiben, Herr! Machen Sie es sich bequem; dort in der Kammer steht das Bett. Sie haben die Freiheit, zu thun, was Ihnen beliebt. Wollen Sie bedient sein, so ziehen Sie an der Glocke; aber machen Sie keinen Versuch zu entrinnen."

„Bin ich denn ein Gefangener?" fragte Orsini.

Der Haushofmeister verließ das Zimmer und schloß die Thür von außen mit dem Schlüssel.

„Iwan ist ein Schurke,“ murmelte Orsini; „er hat mich verrathen! Sollte man auch ihn eingesperrt haben? O, ich Thor! Hätte ich mich mit dem begnügt, was ich besitze. Es giebt noch einen zweiten Fall, den, daß Tabors seine Hand im Spiele hat. Wie es auch sei, ich werde Alles entdecken, wenn ich nicht anders frei werden kann.

Iwan Petrowsky hatte sich in dem Wagen zu dem Juwelier Bronner bringen lassen. Der Alte empfing den Besuch in seinem Laden.

„Meister Bronner kennt mich wohl nicht mehr?“ fragte Iwan.

„Nein, mein Herr. Kommen Sie meinem Gedächtnisse zu Hülfe ...“

„Vor zwanzig Jahren, ehe man mich nach dem Kaukasus schickte, hatte ich diese Narbe nicht, die mein Gesicht entstellt; da meinten Sie, ich habe große Aehnlichkeit mit Marie Zaluski ...“

„Iwan! Iwan! Herr Graf!“ rief der Meister.

„Der Bruder der unglücklichen Marie!“

Beide Männer reichten sich bewegt die Hände.

„Es ist eine lange Zeit verflossen, seit wir uns in Wien trennten,“ fuhr Iwan fort; „ich habe ein vielbewegtes Leben geführt, bin auch vor elf Jahren in Wien

gewesen, fand aber Meister Bronner und Melita nicht mehr dort vor! Nachbarn sagten mir, er habe sein Häuschen verkauft und sei ausgewandert, es wisse aber Niemand, wohin."

Der Juwelier ließ seinen Gast in das Stübchen treten, das an den Laden grenzte.

„Hier, Herr Graf, können wir uns aussprechen," sagte er. „Es ist selbst nöthig, daß wir die gemachten Erfahrungen uns gegenseitig mittheilen. Melita befindet sich in ihrem Zimmer — ich werde sie nur dann rufen, wenn wir uns ausgesprochen haben. O, Sie sollen die Jungfrau sehen, Herr Graf; sie ist das täuschende Ebenbild ihrer armen, unglücklichen Mutter."

„Ich habe Melita mehr als ein Mal gesehen, habe sogar über sie gewacht. Durch sie habe ich erfahren, daß Meister Bronner jetzt in Moskau wohnt... Doch, ich berichte Ihnen das später; jetzt erzählen Sie."

„Als Maria, Ihre Schwester, mein Häuschen bezog, war ich zwar arm, aber glücklich, denn meine gute Frau sorgte mit Liebe und Hingebung für die junge Dame, die man unsrer Obhut anvertraut hatte. Da wir kinderlos waren, hing sie mit mütterlicher Zärtlichkeit an der kleinen Melita. Der Tiefsinn der armen Mutter ging uns zu Herzen, wir boten Alles auf, um ihn zu zerstreuen. Es war vergebens, die unglückliche Marie machte

ihrem Leben gewaltsam ein Ende. Meine Frau machte sich Vorwürfe, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß dieser schreckliche Vorfall ihre Gesundheit untergrub und Angst und Schrecken ihren Tod herbeiführten. So stand ich allein mit dem Kinde, an das mich die Verhältnisse mit doppelten Banden knüpften. Ich schwor, daß Melita meine Tochter sein sollte, und daß ich ihr Glück befördern wolle. In Wien ging mein Geschäft schlecht; es stand zu befürchten, daß ich Melita's kleines Kapital angreifen mußte. Da fand ich unter den Papieren meiner Frau ein Document des Fürsten Galitzin, wonach Marien und ihrem Kinde eine Besitzung in der Krim zufallen sollte, wenn er aus diesem Leben abberufen würde. Das Document sprach sich auch dahin aus, daß Marie jeder Zeit die Disposition über die Besitzung zustehe; sie brauche dem Verwalter derselben nur einen fürstlichen Siegelring und das Document vorzuzeigen. Um das Interesse Melita's zu wahren, siedelte er nach Moskau über. Da erfuhr ich, daß der alte General sich wieder verheirathet habe. Ich wollte ihn sprechen, aber er war mit seiner jungen Frau auf Reisen. Als er zurückkam, hielt er sich einige Zeit in der Provinz auf, wo er sterbend seine Frau zur Universalerbin einsetzte. Die verwittwete Fürstin lebte nun in Moskau. Ich erfuhr bald, daß die Dame nicht geneigt war, von dem Ver-

mögen Etwas heraus zu geben, und ein Freund rieth mir, vorsichtig zu Werke zu gehen, da auf dem Wege des Prozesses Nichts zu erlangen sei. Ich ward der Lieferant der Fürstin und Melita ward ihre Freundin. So hoffte ich bis jetzt auf gütlichem Wege eine Ausgleichung herbeizuführen — leider wird dies wohl unmöglich sein."

„Warum?"

„Die Fürstin muß Kenntniß von dem Documente haben, das Marie hinterlassen hat."

„Woraus schließen Sie das?" fragte Iwan gespannt.

„Sie hat den Ring an Melita's Finger gesehen — nun wünscht sie genau einen solchen zu besitzen — ich soll ihn nach dem Muster anfertigen."

„Das listige Weib!" rief Iwan. „Haben Sie die Bestellung ausgeführt?"

„Nein; ich halte vielmehr den Ring sorgfältig verschlossen."

„Und das Document?"

„Hier ist es."

Der Juwelier holte es aus einem verborgenen Kasten hervor und gab es dem Grafen, der es hastig las.

„Melita's Ansprüche sind unzweifelhaft!" rief er dann aus. „Ich übernehme es, sie geltend zu machen. Vertrauen Sie mir das Papier und den Ring an."

Der alte Graf Zaluski erzählte nun, was der Leser bereits weiß.

„Ich habe zwar nicht gewußt, schloß er, wo Melita lebt, aber ich habe stets für sie gesorgt. Es befindet sich eine bedeutende Summe in meinen Händen, die ich nach und nach von der Fürstin erpreßt habe. Hätte sie mich nicht gefürchtet, ich würde nicht einen Rubel erhalten haben. Das Weib ist boshaft, schlau und geizig — und nun, Meister, noch ein wichtiges Wort: ich werbe bei Ihnen um die Hand Melita's."

„Sie, Herr Graf?"

„Für meinen Sohn Alexander. Die jungen Leute kennen und lieben sich schon lange."

Der Meister war sprachlos vor Erstaunen. In diesem Augenblicke öffnete sich rasch die Thür und Alexander und Melita traten ein. Die Jungfrau sank dem Greise laut laut schluchzend an die Brust.

„Verzeihung, Vater," stammelte sie, „wir waren unfreiwillige Zeugen Ihrer Unterredung!"

„Wie kommt der junge Graf in mein Haus!" fragte im komischen Zorn der Alte.

„Ich habe ihn hereingelassen, lieber Vater!"

„Fordern Sie noch mehr Beweise, daß sie meinen Sohn liebt?" fragte Iwan.

„Mädchen, Du hast hinter meinem Rücken gehandelt!"

„Heute solltest Du Alles erfahren. O zürne mir nicht, bat sie unter Thränen.“

„Nein, nein!“ rief bewegt der Alte. „Herr Graf, ich habe meine Pflicht gethan — nehmen Sie Ihre Nichte zurück.“

Das Haus des Juweliers umschloß vier glückliche Menschen. Der Abend verfloß unter Erklärungen, Scherzen und Kosen. Man feierte die Verlobung Melita's und Alexanders. Erst jetzt erfuhr Melita, daß sie nicht die Tochter des Juweliers, sondern des Fürsten Galitzin und Marien's Zaluski sei.

Am folgenden Abende um die bestimmte Stunde saß Andrea in ihrem kleinen Empfangsaale. Sie war unruhig, besorgt; aber ihre Züge verriethen Gleichmuth und Sicherheit. Der prachtvolle Saal war durch Wachskerzen erhellt; in dem vergoldeten Kamine prasselte ein großes Feuer.

Es schlug sechs Uhr Abends.

Ein Diener meldete den Grafen an. Die Herrin vom Hause gab Befehl, den Gast sofort einzuführen. Der Graf erschien; Andrea trat ihm würdevoll entgegen und grüßte.

„Ich bin der Erste,“ sagte mit einem feinen Lächeln der Gast.

„Sie vergessen, daß seit gestern Jemand wartet . . .“

„Ich vergesse, gnädige Frau? Ich weiß Nichts!“ berichtigte der Graf. „Wer wartet seit gestern?“

„Signor Orsini, den Sie mir als unsern gemeinschaftlichen Feind bezeichnet haben.“

„Orsini, hier in Ihrem Palaste?“ fragte der Graf mit allen Zeichen des Erstaunens.

„Mein Gott, Sie selbst haben ihn mir als einen Gefangenen übergeben, haben die Thür jenes Zimmers verschlossen, das der Italiener betreten hatte.“

„Ich bin gestern nicht in Ihrem Palaste gewesen.“

„Dann habe ich Iwan Petrowsky gesehen!“ rief Andrea.

„Unbegreiflich!“ Und er hat unter meinem Namen Ihnen den Gefangenen überliefert?“

„Unter dem Namen Graf Tabors,“ versicherte Andrea.

Der Diener trat von Neuem ein.

„Wer kommt?“

„Graf Iwan Petrowsky!“ meldete der Diener.

Die Fürstin und Tabors wechselten bedeutungsvolle Blicke.

„Ich bitte, lassen Sie den Grafen eintreten!“ flüsterte Tabors. „Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen.“

Andrea gab Befehl. Der Diener entfernte sich.

Iwan erschien; er war genau wie Tabors gekleidet. Auf seinem schwarzen Fracke glänzten mehrere Orden. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Männern war frappant. Die Narbe an der Stirn vollendete die Täuschung. Beide Männer standen genau in demselben Alter; Haar und Bart, einst schwarz, begannen stark zu ergrauen. Sie sahen sich verwundert an, nachdem sie sich gegrüßt hatten.

„Mein Herr," begann Tabors, „Sie mißbrauchen meinen Namen und eine zufällige Aehnlichkeit mit mir zu Zwecken, die ein Mann von Ehre verschmäht. Sie haben selbst die Kühnheit gehabt, einen fürstlichen Palast zum Tummelplatze Ihrer Ränke zu machen. Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich dieses zufällige Zusammentreffen benutze, um meinen Namen vor fernerer Verunglimpfung zu wahren."

Iwan blieb ruhig; er schien sogar zu lächeln.

„Herr Graf, Sie sprechen von Mißbrauch Ihres Namens — ich habe mich des Namens „Tabors" bedient, weil ich ein Recht dazu habe. Ein gewisser Italiener hielt mich für seinen Freund — für diesen verzeihlichen Irrthum habe ich ihn der gnädigen Fürstin als Gefangenen überliefert, denn ich setze voraus, daß er Ihnen schaden könnte. Dies ist der einzige Gebrauch, den ich von einem Namen gemacht, welchen zu führen mir das Recht zusteht, wenn ich will . . ."

„Wenn Sie wollen, mein Herr? Iwan Petrowsky ist ein Pole ...“

„Seit seinem fünften Jahre. Der arme Revolutionär Zaluski nahm sich seiner an und gab ihm seinen Namen, das einzige Erbtheil, das ihm der Staat gelassen hatte. Der fünfjährige Iwan Tabors ward ein Graf Zaluski und seine Schwester Marie ... doch, was ist Ihnen, Herr Graf? Sie erbleichen und zittern, als ob ich Ihnen eine Schreckensgeschichte erzählte. Und Sie, Frau Fürstin, treten bestürzt zurück — kennen Sie die arme Marie Zaluski? Und Sie, mein Herr, kennen Sie den armen Iwan Zaluski, der den Namen Tabors abzulegen gezwungen war? Man sagt, Iwan habe einen Zwillingsbruder gehabt ...“

„Er hat ihn noch, er hat ihn!“ rief Tabors, „indem er sich erschüttert an Iwan's Brust warf.“

Dieser schloß ihn gerührt in seine Arme.

„Kannst Du mir vergeben, Iwan?“ flüsterte Tabors.

„Ich habe Dir längst nicht mehr gezürnt.“

„Schweige von unsern Familienangelegenheiten.“

„Sorge jetzt mit mir für das Kind unserer unglücklichen Schwester, die der Fürst Galitzin entehrt hat.“

„Iwan, was sagst Du?“ rief Tabors laut.

„Hier sind die Beweise, und ich hoffe, die Wittwe des Generals wird das Vermächtniß anerkennen. Gnä-

dige Fürstin, an diesem Ringe, von dem Sie ein Duplicat zu besitzen wünschten, erkennen Sie die Erbin der Besitzung in der Krimm."

„Wer ist die Erbin?" fragte Andrea.

„Melita Bronner, die Tochter unserer Schwester und des treulosen Fürsten, Ihres Gemahls."

Andrea sah die beiden Brüder überlegend an; sie begriff, daß sie eine zu große Gewalt gegen sich hatte, um mit Erfolg den Kampf länger fortzusetzen.

„Gnädige Fürstin," sagte Iwan, „Sie werden jetzt mein Betragen erklärlich finden; ich benutzte einen gewissen Umstand, um für meine arme Nichte zu sammeln. Demnach hat Graf Tabors Gutes gethan, ohne es zu wissen."

„Warum, mein Herr, haben Sie mir nicht früher den Ring und das Document vorgelegt?" fragte die Fürstin.

Iwan konnte sich eines höhnenden Lächelns nicht erwehren, als er antwortete:

„Weil Melita, das arglose Kind, einen zweiten Ring danach fertigen lassen wollte. Dessen bedarf es nun nicht, da Sie das Orginal erwerben können. Das Document hat der ehrliche Goldschmied lange unbenutzt in seinem Kasten gehabt."

„Gnädige Frau," begann Tabors ernst, „kommen

wir zum Abschluß: ich trete auf die Seite meines Bruders und fordere mit ihm, daß Sie das Versprechen Ihres Gemahls erfüllen. Bedenken Sie, daß es selbst Ihre Pflicht ist, denn Sie haben über die Ehre des Namens Galitzin zu wachen. Ich war sein Feind, und hätte ich gewußt, was er an meiner Schwester verbrochen, ich würde mich nicht damit begnügt haben, den Vater Ihrer Mutter aus dem Gefängnisse zu befreien."

Andrea schien sich überwunden zu haben.

„Wer bürgt mir dafür," fragte sie, „daß jener Italiener schweigt und daß die Angelegenheit für immer in Vergessenheit kommt?"

„Mein Sohn, Alexander Zaluski," antwortete Iwan; „er reicht Melita am Altare die Hand und geht mit seiner jungen Frau nach der Krimm. Von unserm Schweigen also hängt es ab, ob das Paar sich der Erbschaft erfreuen kann. Fürchten Sie nicht, daß ich meine eigenen Kinder verderbe; das Vermögen derselben fällt mit dem des Generals, das heißt mit dem Ihrigen."

„Den Italiener nehme ich auf mich," fügte Tabors hinzu.

„Nehmen Sie die Besitzung, ich erfülle das Versprechen meines Gemahls!" sagte Andrea, nicht ohne Ueberwindung. „Senden Sie mir Alexander, ich werde ihm die nöthigen Papiere übergeben."

Dann öffnete sie die Thür des Seitengemachs und ließ Orsini eintreten.

„Hier ist Ihr Gefangener, Herr Graf Tabors.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich, ohne zu grüßen. Orsini war wirklich so krank, daß er fast zusammenbrach.

„Ich werde Sie pflegen,“ sagte Tabors; „kommen Sie, kommen Sie, Signor!“

Die Brüder führten den Kranken zu dem Wagen, der an dem Portale des Palastes hielt. Alle drei Personen stiegen ein und fuhren nach der Wohnung des Grafen Tabors.

Denselben Abend übergab Melita ihrem Bräutigam die Diamanten, die er einst verkauft hatte, um Moskau zu verlassen.

„Wenn ich Dir, meine Geliebte, mit aufrichtigem Herzen dafür danke,“ sagte er gerührt, „so segne ich zugleich das Schicksal, das es so gefügt, denn die freiwilligen und mit Opfer verknüpften Vorbereitungen zur Abreise mögen Dir beweisen, daß ich die Fürstin nie geliebt habe.“

„Und Du magst ersehen,“ flüsterte erröthend Melita, „daß ich Dich von dem ersten Augenblicke an geliebt habe. Ich würde Deine Diamanten als Andenken bewahrt haben, wenn uns die Vorsehung nicht vereint hätte.“

„Nun wirst Du sie in Deinem Brautgeschmeide tragen!“

Alexander Zaluski fand sich am nächsten Morgen bei der Fürstin ein. Nachdem sie ihm kalt und artig die betreffenden Papiere übergeben, sagte sie:

„Leben Sie glücklich, mein Freund! Ich hätte gern mit Ihnen mein ganzes Vermögen getheilt, um einen Zaluski an mich zu fesseln — jetzt ist es nicht mehr nöthig. Ich habe Sie wahrhaft geliebt. Melita, deren Abstammung ich kannte, sollte mir eine Freundin werden; sie ist meine Rivalin geworden. Ich wollte die traurige Angelegenheit mit dem Herzen ordnen — es mußte leider mit dem Verstande geschehen.“

In großer Bewegung zog sie sich zurück.

„Eine seltsame Frau!“ dachte Alexander. „Sie kokettirt mit ihrem Herzen, während sie stets nur von Eigennutz geleitet ward. Dies sollte der letzte Schlag sein, den sie gegen mich ausführte.“

Im Frühlinge reiste Iwan mit seinen Kindern nach der Krimm. An demselben Tage begrub man Orsini, der seiner Krankheit erlegen war. Graf Tabors nahm wieder Dienste in der russischen Armee, da sich der Krieg gegen Frankreich und England vorbereitete. Nach dem Falle von Sebastopol kam er als Verwundeter in das Landhaus Melita's, wo man ihn mit kindlicher Sorgfalt

pflegte. Auch Vater Bronner, der sein Geschäft in Moskau aufgegeben, fand sich ein. Die Fürstin Galitzin hat sich mit Kasinov vermählt, der als General aus dem Krimmfeldzuge heimkehrte. Nur auf Melita's Besitzung kennt man das Geheimniß ihrer Abstammung. Alexander dachte lächelnd, als er die Vermählung erfuhr:

„Andrea ist einer wahren Liebe nicht fähig.“

Druck von Gustav Bär in Leipzig.